
WIDENER
HN E4B4 U



BRAIRIE ORIENTALE
SAMUELIAN
RUE MONSIEUR-LE-PRINCE
RIS VIe - DAN. 88-65



Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig



Geschichte

des

Osmanischen Reichs

von der

Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II.

Von

Baptistin Poujoulat.

Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von J. Seybt.



Neue Ausgabe.

Leipzig, 1868.

Verlag von G. Senf's Buchhandlung.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Funfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.



Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Geschichte
des
Osmanischen Reichs.

Einleitung.

Fast zu derselben Zeit, wo Herakleus, der letzte kraftvolle griechische Kaiser, dem byzantinischen Reiche durch tapfere Thaten neuen Bestand zu verleihen schien, bereitete sich im fernen Arabien sein Verfall vor. Mohamed trat auf. Mekka, seine Vaterstadt, sah ihn als eine arme Waise, der ihre Eltern als ganze Erbschaft fünf Kameele und eine äthiopische Sclavin hinterlassen hatten. In Medina war er Hirt gewesen. Dann nahm ihn sein Onkel Abuthalet auf seinen Karawanenzügen mit auf die Messen zu Bassora und Damascus. Dann sah die Hauptstadt Arabiens Mohamed, abermals mächtig und stark, beredt und kriegerisch, zugleich Apostel und Eroberer. Er sagte seinen Mitbürgern, daß Gott alle Menschen geschaffen, daß er sie in Völker vertheilt und ihnen einen Platz in dem besten der Völker, dem Arabischen, zugewiesen habe; daß der Schöpfer jede Nation in Stämme getheilt und ihm einen Platz in dem besten der Stämme, den der Koreischiten gegeben habe; daß er die Stämme in Familien getheilt und ihm in der besten der Familie, der des Abda-Allah, Sohnes des Motalet, habe geboren werden lassen! Er verkündet ihnen: daß er der Beste unter den Menschen sei, daß er zuerst an die Pforten des Paradieses klopfen und daß am Tage des Gerichts seine Gruft sich zuerst aufthun werde. Er verkündet, daß Abraham ihn von Gott verlangt, daß Christus ihn der Welt prophezeit und daß die edle Amenia, seine Mutter, am Tage seiner Geburt ein helles Licht von Osten bis zum Westen habe glänzen sehen.

Er erzählt seine nächtliche Reise durch den Weltraum auf seinem geflügelten Roß Elborak; er hat es in Jerusalem an derselben Stelle angebunden, wo die Propheten ihre Rosse anzubinden pflegten. Im Tempel Salomo's hat er mit Abraham, Moses und Christus gesprochen und mit ihnen gebetet. Auf einer leuchtenden Leiter ist er in den Himmel gestiegen, ist an den Sternen vorbeigekommen, diesen ungeheuren, mit

goldenen Ketten am Himmel aufgehängten Kugeln. Er hat die sieben Himmel von Diamant, Smaragd, Saphir, Topas, Erz, Gold und Hyacynth durcheilt. Legionen von Engeln und Schaaren von Patriarchen und Propheten haben ihm gleich einem Apostel Gottes gehuldigt. Der Ewige hat ihn mit seiner mächtigen Hand berührt und auf seine Stirn das Siegel der Propheten gedrückt. In blendenden Buchstaben hat er auf dem Throne der göttlichen Majestät die Worte gelesen: „Es giebt keinen andern Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet!“

Er will gesendet sein, um den alten Gottesdienst wieder herzustellen und ihm seine Reinheit zurückzugeben. Er behauptet, Abraham und Ismael, die Stammväter der Araber, wären weder Juden noch Christen, sondern wahre Gläubige gewesen, sie hätten nur einen Gott verehrt und nie die gotteslästerliche Sünde begangen, neben ihm noch andere Gottheiten auf den Thron zu setzen. Er predigt einen Ausrottungskrieg gegen die Götzendiener. „Das Schwert ist der Schlüssel zum Himmel!“ ruft Mohamed; „eine unter den Waffen verbrachte Nacht zählt mehr als zwei Monate Gebete! Wer in der Schlacht fällt, dem sind seine Sünden verziehen! Die Himmel stehen ihm offen! Seine Wunden leuchten wie Scharlach und duften wie Ambra!“ Mit feurigen Zügen schreibt er das Princip des Fatalismus den Arabern in das Herz. Wer kann den Tod aufhalten? Sein Lauf ist rascher, als der Lauf der Gazelle! Doch der Tod ist nur eine Brücke zwischen der Zeit und der Ewigkeit, und die Ewigkeit ist Seligkeit und Wonne. Flüsse von Milch und Honig, von den kostbarsten Weinen strömen mit wohlriechenden Wellen durch das Paradies, welches der Prophet den armen und halbwilden Wanderern in den brennenden Sandwüsten Arabiens verspricht. Er berauscht ihre Phantasie, indem er mit den glühendsten Farben die herrlichen Genüsse, die der wahre Gläubige im Himmel zu erwarten hat, darstellt. Kühle Quellen, schattige Bäume, köstliche Früchte, goldene, mit Edelsteinen geschmückte Betten, ewig junge und ewig schöne Frauen sind die Belohnungen Derjenigen, welche nur einen Gott verehren und nur einen Propheten, Mohamed, anerkennen.

Die hinreißende und poetische Rede dieses außerordentlichen Menschen, sein edles und schönes Aussehen, seine königliche Haltung, der unwiderstehliche Reiz seines Lächelns und seines Herrscherblickes, sein gewaltiger Geist, seine Gerechtigkeit unter seines Gleichen, seine Tapferkeit in



der Schlacht bezaubern alle Gemüther in diesen Wüsten, wo das Zelt des Arabers zu allen Zeiten der Lieblingsaufenthalt der Poesie und der kriegerischen Tugenden gewesen ist. Bei einem Festmahl, welches Mohamed seinen eifrigsten und fanatischsten Bewunderern giebt, steht der junge und feurige Ali auf, streckt seine drohende Hand aus und sagt: „Ich schwöre, Jedem den Kopf abzuschlagen und Jedem den Scimitar in die Brust zu stoßen, der an der göttlichen Sendung Mohamed's zweifelt!"

Der Schwur Ali's drückte ganz den Gedanken des Propheten von Mekka aus: „Den Islam oder den Tod!" Mit dem Schwerte und auch durch die Ueberlegenheit seines Geistes bekehrte Mohamed binnen zehn Jahren die zwischen dem Euphrat und Mekka, zwischen dem rothen Meere und dem persischen Golfe wohnenden Völkerschaften zu seiner Religion. Er starb im Jahre 1362 an Gift, am Busen der schönen und sanften Ajeschah, der Tochter Abubekr's, der geliebtesten seiner siebzehn Frauen. „Gott," sagte er sterbend, „verzeihe mir meine Sünden, ich gehe zu meinen Freunden, die im Himmel sind!"

Die letzten Worte Mohamed's, wie alle, welche er aussprach, um seiner Sendung bei den Arabern Glauben zu verschaffen, sollten die Phantasie der Menschen täuschen. Den Koran, den er vom Himmel empfangen zu haben vorgab, verfaßte er in der Einsamkeit, und entnahm unsern heiligen Büchern den Lehrsatz der Einheit Gottes. Er vervielfältigte die Wunder, um seine Sendung göttlicher erscheinen zu lassen, und seine göttliche Botschaft war nichts als eine lange Lüge. Das Evangelium hat die Welt erobert, indem es das Dulden und den Schmerz heiligte und übersinnliche Glückseligkeit verhieß. Mohamed unterwarf die Hälfte der Welt damit, daß er dem Thier im Menschen schmeichelte und ihm grobsinnlichen Genuß versprach. Die Christen haben gesiegt, indem sie ihr Blut hingaben, die Mohamedaner, indem sie Blut vergossen.

Im Jahre 634 erobert Abubekr, der erste Kalif oder Nachfolger Mohamed's, an der Spitze von hunderttausend Kriegern aus Jemen und zum Islam bekehrten afrikanischen Saracenen Irak und Syrien. Sterbend bezeichnet er Omar zu seinem Nachfolger und giebt ihm den Titel König.

„Der Ruhm genügt mir," sagt Omar, „wozu bedarf ich einer Krone?"
„Die Krone bedarf Deiner," entgegnet Abubekr.

Omar gehorcht und läßt sich Almumenin, Fürst der Getreuen, nennen. Der dritte Anführer der Gläubigen bemächtigt sich der vornehmsten Städte Syriens, und des Küstenlandes von Egypten, schlägt die Heere des byzantinischen Kaisers Herakleus und erscheint am 15. Mai 637 auf einem Kamel, das mit einem Sack Weizen, einem Sack Datteln, einer hölzernen Schüssel und einem Schlauch voll Wasser beladen ist, als Sieger in Jerusalem. Wo der Tempel Salomonis gestanden, erhebt sich nun eine Moschee. Der Halbmond, das religiöse Emblem des Hirten von Medina, glänzt an der Stelle, wo Jesus Christus gelitten hat. Es bleibt dort, bis das Schwert Gottfried von Bouillons es zu Boden wirft. Aber neunzig Jahre später erscheint es abermals als Sieger, und der christliche Pilger des neunzehnten Jahrhunderts erblickt es immer noch auf dem Hügel von Zion.

Schon das erste Vordringen der Bekenner des Islam nach den Grenzen des oströmischen Reichs machte den Kaiserthron in Konstantinopel wanken, aber bald wendeten sich ihre Hauptkräfte gegen das christliche Abendland, wo nur die Tapferkeit Karl Martel's und seiner Franken die Fluth der Barbaren zurückwälzte. Um die Erben der Konstantine vom Throne zu stürzen und der Ueberfeinerung und Verderbniß in Byzanz ein Ende zu machen, mußte sich mit dem religiösen Fanatismus der Nachfolger des Propheten noch ein anderes Element verbinden, welches sich in der rauhen Tapferkeit und den nüchternen Heldentugenden eines aus den Hochgebirgen Mittelasiens stammenden Volkes findet. Dieses Volk, von ungewisser Abstammung, aber keinesfalls mongolisch oder tatarisch, griff zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Namen in die Geschicke Mittelasiens ein, und nimmt erst später den Namen Türken an, unter welchem es die Erbschaft der Kalifen an sich gerissen, das byzantinische Reich zertrümmert hat, und lange der Schrecken der ganzen Christenheit gewesen ist.

Eine kleine, aus diesem Volke stammende Horde, hatte sich, ursprünglich von den Mongolen Dschingischan's gedrängt, allmälig nach dem Westen Asiens gezogen, als ihr Führer, Ertoghrul, von dem östlichen Ufer des kaspischen Meeres weiterziehend, unterwegs auf zwei sich bekämpfende Heere stieß. Ohne zu wissen, welchen Stammes sie seien, faßte er den großmüthigen Entschluß, sich auf die schwächere Seite zu stellen, und ent-



schied durch seine Einmischung den Sieg. Die Ueberwundenen waren Mongolen, die Sieger Türken vom Stamme der Seldschukken unter Anführung Alaeddin's, Sultans von Konieh oder Ikonium. „Die Vorsehung hat mich zu Dir geführt," sagte Ertoghrul zu ihm nach dem Kampfe; „ich küsse Dir die Hand wie meinem Beschützer. Gott allein ist Gott und Mohamed ist sein Prophet." Alaeddin umarmte Ertoghrul, schenkte ihm ein Ehrenkleid und gab ihm als Eigenthum das schöne und reiche Thal Sögud, sieben Stunden von Eskischehr und zwölf von Lefke, dem alten Leuca am Sangaris. Ertoghrul führte in diesem Thale ein patriarchalisches und gastfreies Leben. Er nährte seine Seele mit den Vorschriften des Korans und las oft in diesem Buche. „Weil Du mein Wort mit so großer Verehrung liesest," sagte zu ihm eines Nachts im Traume eine himmlische Stimme, „so sollen Deine Kinder und die Kinder Deiner Kinder von Geschlecht zu Geschlecht geehrt werden." Ertoghrul starb in hohem und glücklichem Alter und liegt in Sögud begraben, wo noch heute sein Grab, beschattet von schönen Cypressen und immergrünen Eichen, zu sehen ist.

Osman, sein Sohn, dessen Name Beinbrecher bedeutet, folgte nicht, wie sein Vater, dem friedlichen Hirtenleben. Anfangs Vasall des Sultans von Ikonium, stand er bald an der Spitze eines Heeres, errang sich seine Unabhängigkeit, schlug Geld, machte sich zum Herrn eines Theiles von Bithynien, gründete das osmanische Reich und gab ihm seinen Namen. Obgleich er dem kräftigen Nomadenstamme angehörte, aus dem die verschiedenen unter den allgemeinen Namen Türken begriffenen Völker hervorgegangen sind, nannte er seine Krieger doch Osmanlis (Söhne Osman's) und die Moslemin von Anatolien, Mesopotamien, Konstantinopel und der europäischen Türkei, die das Gedächtniß Osman's noch in hohen Ehren halten, nehmen es für eine Beleidigung, wenn man sie Türken nennt; sie wollen Osmanlis heißen, wie die Waffengefährten des Sohnes Ertoghrul's, ihres Stammvaters. Aber die Geschichte nennt sie bald Türken, bald Osmanen, bald Ottomanen.

Osman liebte die schöne Malkatun, die Tochter des Scheiks Edebali, der damals nicht weit von Eskischehr wohnte. Der Vater versagte ihm die Hand des Mädchens, aber Osman vertröstete sich damit, daß die Geduld der Schlüssel zu jedem Genuß sei, daß die Entsagung in der Liebe Dem, der davon durchdrungen sei, die Märtyrerkrone verleihe und

hoffte. Als Osman eines Nachts unter dem gastfreundlichen Zelte Edebali's schlief, hatte er einen Traum: Er glaubte aus seinen Lenden einen Baum emporsprossen zu sehen, dessen weit ausgebreitete Zweige die ganze Erde überschatteten. Der Kaukasus, der Hämus, der Taurus, der Atlas unterstützten den ungeheuren Blätterdom. Aus den Wurzeln des Baumes entsprangen der Tigris, der Euphrat, der Nil und die Donau. Schöne Städte mit Moscheen, Thürmen, Pyramiden, mit dem Halbmonde gekrönte Paläste, zeigten sich soweit das Auge reichen konnte. Aus den Enden der Zweige dieses Baumes gingen blose Schwerter hervor, deren Spitzen den verschiedenen Städten der Welt und vornehmlich nach Konstantinopel drohten. Diese zwischen zwei Meeren und zwei Welttheilen gelegene Stadt glich einem von zwei Diamanten eingefaßten Ringe. Osman machte sich bereit, diesen Ring an den Finger zu stecken, als er aufwachte.

Dieser wunderbare Traum verkündete im Voraus die zukünftige Macht der Dynastie der Osmanlis. Der Sohn Ertoghrul's erzählte ihn dem Scheik Edebali. „Du wirst groß sein unter den Menschen," sprach dieser zu Osman, „und ich gebe Dir meine Tochter!" Ein alter Derwisch, der einige Tage vorher einen Königsgeier das Haupt Osman's hatte umkreisen sehen und der dem Sohne Ertoghrul's seine glorreiche Bestimmung im Voraus enthüllte, verband das junge Paar, und der Schwiegersohn Edebali's ließ, um den Einsiedler zu belohnen, am Ufer eines Flusses ihm eine Hütte und eine Moschee bauen. Osman beschloß 1326 seine lange Laufbahn in Sögud, wo sein von Pilgern verehrtes Grab heute noch steht. Ehe er starb, meldete man ihm die Eroberung von Brusa, der Hauptstadt Bithyniens, durch seinen Sohn Urchan. „Allah, Allah,"" rief er, ich danke Dir! Ich sterbe, oder ich schlummere vielmehr ein bei dem Geräusch eines großen Sieges meines Sohnes!" Urchan war selbst nach Sögud geeilt, um seinem Vater diese Nachricht zu überbringen. „Ich verlasse die Erde ohne Kummer," sprach Osman zu ihm und legte die zitternden Hände seinem Sohn auf das Haupt; „ich verlasse die Erde ohne Kummer, weil ich einen solchen Nachfolger, wie Du bist, zurücklasse! Sei gerecht, gut, mild, beschütze Deine Unterthanen und verbreite das Gesetz des Propheten! Gott allein ist Gott und Mohamed ist sein Abgesandter!"

Osman, der Gründer des Reichs, das seinen Namen führt, war nicht blos ein tapferer Nomadenfürst, der ohne festen Plan erobert, wo



sich ihm eine Gelegenheit bietet, sondern er strebte bei seinen Eroberungen nach einer systematischen Erweiterung der Grundlagen seiner Macht und behandelte, um dauernd herrschen zu können, die Besiegten, selbst wenn sie andersgläubig waren, mit Schonung. Der Verfall des einst so mächtigen Reiches der Seldschukken und die gänzliche Ohnmacht der byzantinischen Kaiser, die ihre Unterthanen in Kleinasien längst nicht mehr schützen konnten, machten ihm allerdings das Umsichgreifen leicht, aber nicht im Erobern liegt sein Hauptverdienst, sondern in der Art, wie er seinem Sohn die Herrschaft über Kleinasien angebahnt hat.

Urchan schlug seinen Sitz in dem eben eroberten Brusa auf, und richtete nun seine Blicke zunächst auf Nicäa und Nicomedia; aber erst 1326 fiel letzteres, und erst 1330 Nicäa. Beide Städte erhoben sich nach langer Vernachlässigung zu neuer Blüthe und bildeten mit Brusa den Kern zu Urchan's Macht, der 1340 bereits ganz Bithynien unterworfen hatte und nun auch anfing, die kleinen unabhängigen Türkenfürsten, die sich von dem Seldschukkenreiche losgerissen hatten, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ihm zu zwingen. Aber er begnügte sich so wenig wie sein Vater mit bloßer Eroberung, sondern gab dem Staate durch eine neue Territorialorganisation und eine verbesserte Kriegsverfassung eine feste Form. Die Sitte Osman's, das eroberte Land in einzelnen Lehngütern an seine treuesten und tapfersten Waffengefährten zu vertheilen, um dadurch einen festen Halt im Lande zu gewinnen, behielt Urchan bei; aber um eine straffere und einheitlichere Verwaltung möglich zu machen, theilte er sein Reich erst in zwei, später in drei Militairdivisionen oder Sandschacks, und gab durch die Gründung der Janitscharenmiliz seinem Heere einen Kern und dem Staate die kräftigste Stütze.

Einmal im Besitz der drei wichtigsten Städte des westlichen Kleinasiens, fing Urchan sehr natürlich nach dem Besitz Konstantinopels und des schönen Griechenlands jenseits des Hellesponts zu trachten an, das als ein durch seine Wehrlosigkeit lockendes Opfer vor ihm lag. Der Zersetzungsproceß, der jetzt das byzantinische Reich in Ohnmacht stürzte, hatte schon vor sehr, sehr langer Zeit begonnen. Die Stürme, die von dem ersten Anfang der Völkerwanderung an über das Land weggebraust waren, hatten nur Altes vernichtet, aber nichts Neues schaffen können. Gothen und in ihrem Gefolge ein ganzes Völkergewirr: Hunnen, Alanen, Vandalen, Avaren,

Bulgaren, Slawen ergoßen sich in wilden Fluthen über das Land zwischen der Donau und dem ägeischen Meere, entleerten das platte Land von der alten Bevölkerung, und ließen selbst nur schwache Reste der Ihrigen daselbst zurück, sodaß sich das byzantinische Reich, nachdem sich die hellenische Bevölkerung ganz in die Städte gezogen, allmälig mit einem Gemisch von Völkerschaften erfüllte, die vom Zufall zusammengeworfen, ohne alle nationale Verwandtschaft untereinander, argwöhnisch oder feindselig nebeneinander standen, von denen jede sich auf ihre eigene Art einrichtete, sodaß nie an eine gemeinsame Organisation, an ein einiges Zusammenwirken zu denken war. Und damit nicht eine höhere Leitung Einheit und Ordnung in dieses Chaos brächte, stand über demselben ein Kaiserthron, von Prätorianern beherrscht, deren ganze Kraft sich in Palastrevolutionen und in Palastintriguen verbrauchte, ein beispiellos verderbter Hof, der das ohnedies schon verarmte Land durch zügellosen Luxus aussaugte, während Stadt und Hafen wehrlos blieben, eine Regierung, die etwas zu thun weder den Willen noch die Kraft besaß. Jeder mußte für sich selbst sorgen, und der Kaiser war froh, wenn er sich vertheidigen konnte, so weit er nur das Land von Konstantinopel aus sehen konnte.

Raubzüge nach Europa herüber waren, seitdem die Türken sich an den Küsten Kleinasiens festgesetzt hatten, nichts Seltenes, aber noch hatten die Nachfolger Osman's nicht dauernd jenseits des Hellesponts Fuß gefaßt. Jetzt, glaubte Urchan, sei der rechte Zeitpunkt dazu gekommen, aber er selbst unterzog sich nicht der Ausführung des Unternehmens, sondern übertrug es seinem Sohne Suleiman. Ohne einen Augenblick Verzug, ließ dieser, da gerade keine Schiffe vorhanden waren, zwei Flösse aus mit Riemen und Fellen zusammengebundenen, eben gefällten Bäumen zimmern, auf denen er mit achtzig Tapfern des Nachts nach Thrazien hinüberfuhr und sich des Schlosses Tzymbe (jetzt Tschini) durch Ueberfall bemächtigte (1316). Das Jahr darauf fiel auch Kallipolis mit seiner Umgebung in seine Hand. Das war der Anfang des Türkenreichs in Europa, obgleich die ganze Eroberung ausschließlich in Suleiman's Namen geschah; ein bequemes Mittel für Urchan, gegen die Reclamationen der Griechen, mit denen er in Frieden war, taub zu bleiben.

Suleiman und Urchan starben kurz hintereinander; Murad I. nahm nun die Vergrößerung des türkischen Reichs in seine Hand, und es

gelang ihm in seiner dreißigjährigen Regierung so gut, daß er schon 1361 das festeste Bollwerk der Hauptstadt im Norden, Adrianopel, und 1362 Philippopolis, ihr Bollwerk nach Westen, eroberte, und seine siegreichen Waffen schon 1375 von den Ufern des Hellespont bis an die äußerste Grenze Serbiens und der Bulgarei trug. Der uns zugewiesene Raum erlaubt uns nicht, die raschen Eroberungen der osmanischen Waffen Schritt für Schritt zu verfolgen, aber jedenfalls wäre jetzt schon auch Konstantinopel gefallen, wenn nicht Murad mit kluger Politik, den in Italien und Frankreich umsonst persönlich um Hilfe flehenden Johannes Paläologus nicht fürchtend, lieber danach gestrebt hätte, die Grenze des Reiches sowohl im Westen in Asien, wie im Norden in Europa zu befestigen, was ihm in Asien durch die Zinsbarmachung des letzten Vertreters der Seldschukkendynastien, des Fürsten von Karaman, in Folge der Schlacht von Konieh gelang, während er noch gegen die Serben kämpfte, als er 1389 in der Schlacht von Kassowa als Sieger fiel.

Die Fortsetzung seines Werks übernahm sein Sohn Bajazet, genannt Jildirim oder der Blitz, der erste Beherrscher der Osmanen, der die Sitte einführte, sich durch Ermordung seiner Brüder den Besitz der Macht zu sichern. Um seinen Einfluß in Konstantinopel zu erweitern, mischte er sich mit großem Geschick in die Streitigkeiten zwischen Andronikus und dessen Vater, dem Kaiser Johannes, indem er erst den erstern unterstützte und den Kaiser vertrieb, dann, als letzterer später zu ihm floh, auf seine Seite trat, und ihn wieder auf den Thron setzte, überhaupt die Rolle eines von allen Seiten angerufenen Schiedsrichters in den Familienzwisten der Paläologen spielte. Als nach Johannes Tode Emanuel den byzantinischen Thron bestieg, und auf die Forderung Bajazet's, für die osmanische Bevölkerung Konstantinopels eine Moschee herzugeben, und einen Kadi anzustellen, nicht einging, erschien sofort ein Heer aus Bithynien, legte ganz Thracien wüst, und schloß Konstantinopel so eng ein, daß gar keine Lebensmittel in die Stadt gelangen konnten, und bald so große Noth entstand, daß man, um Brennmaterial zum Bereiten der Speisen zu haben, Häuser einriß. Die Blokade dauerte noch fort, als Bajazet von einem neuen, von Norden her drohenden Unwetter abgezogen wurde. Aufs äußerste bedroht durch die Einverleibung der Bulgarei, gereizt durch Einfälle der Türken in Ungarn, und angestachelt durch die dringenden Bitten Ema-

nuels suchte und fand König Sigismund von Ungarn in Deutschland und Frankreich Beistand zu einem Kreuzzug gegen die Türken und näherte sich jetzt mit einem Heere, unter dem sich deutsche Reichsfürsten und die Blüthe des Adels und der Ritterschaft Frankreichs befanden, der Donau. Bajazet rückte ihm entgegen, und schlug die in übermüthiger Kriegszuversicht zu sorglos Vorrückenden vollständig bei Nikopolis. Nach diesem Sieg, der ganz Europa mit Bestürzung erfüllte, kehrte Bajazet wieder nach Konstantinopel zurück, und machte nun ernstliche Anstalten, die Stadt in Besitz zu bekommen. Während Emanuel abermals in Europa nach Hilfe herumreiste, und für ihn einstweilen Johannes regierte, hielt der Sultan die Stadt immer noch auf das engste eingeschlossen, und zwang Emanuel durch Noth und Drohungen, in die demüthigenden Bedingungen der Aufstellung eines Kadi, der Erbauung einer Moschee und der Zahlung eines Tributs einzuwilligen. Aber selbst dafür hob er die Blokade noch nicht auf, und jedenfalls wäre Konstantinopel jetzt schon in seine Hand gefallen, wenn nicht da gerade der Mongolenchan Timur in Kleinasien eingefallen wäre. Bajesid eilte ihm entgegen, verlor aber 1402 bei Angora die Schlacht und die Freiheit, und starb acht Monate später in der Gefangenschaft.

Infolge der nach Bajazet's Tode ausbrechenden Bruderkriege zwischen den vier ältesten Söhnen des Sultans tritt in der Entwickelung der osmanischen Macht jetzt ein Rückschlag ein. Konstantinopel athmet wieder auf, und wird selbst so übermüthig, daß es die Osmanencolonie aus seinen Mauern verbannt. Von einem der Brüder erhielt Emanuel sogar den größten Theil von Macedonien und ganz Thessalien wieder zurück. Der kurze Sonnenschein des Glücks ist aber für das byzantinische Reich eher ein Unglück. Der ohnedies nur laue Eifer der abendländischen Fürsten erkaltet ganz bei dem Verschwinden der Gefahr, und der Kaiser selbst besaß weder eigene Kraft, noch Einsicht genug, um die Windstille zur Vermehrung seiner Vertheidigungskräfte zu benutzen, wenn seinen leichten Sinn auch nicht die vorübergehende Ruhe der Gegenwart vollkommen sorglos über die Zukunft gemacht hätte. Höchstens zeigte er eine Zunahme der Lust, sich in die Intriguen der Söhne Bajazet's einzumischen. Auch als von den vier Brüdern 1413 nur noch Mohamed I. übrig geblieben war, blieb die alte Ruhe fortbestehen, denn der nun alleinherrschende Sultan hatte genug zu thun, um in dem ganz in Verwirrung gerathenen Kleinasien

die Ordnung wieder herzustellen, und sich der Venetianer zu erwehren, die ihm bei Kallipolis eine schwere Niederlage zur See beibrachten. Aber als er 1421 unerwartet starb, hatte er doch, obgleich er die alten Grenzen des Reichs nicht erweitert hatte, dasselbe neugeordnet und eines neuen Aufschwungs fähig gemacht.

Die freundschaftlichen Verhältnisse, die bei Lebzeiten Mohamed's mit dem Kaiser von Byzanz bestanden hatten, dauerten unter dem Nachfolger desselben, Murad II., nicht fort. Emanuel unterstützte dem neuen Sultan gegenüber auf höchst unkluge Weise einen falschen Kronprätendenten, und zog dadurch den ganzen Zorn Murad's auf sich. Mit großer Heeresmacht umlagert derselbe Konstantinopel, und schon haben sich die Türken der von der entmuthigten Besatzung verlassenen Mauern bemächtigt, als in der letzten Verzweiflung Alt und Jung, Mann und Weib, bewaffnet und unbewaffnet, dem Feind entgegenstürzt und ihn glänzend zurückschlägt. Dennoch hätte Murad wohl den Sturm erneuert, wenn er nicht den Prätendenten in Asien hätte aufsuchen müssen, der gefährliche Fortschritte machte. Als aber 1422 auch dieser letzten Nebenbuhler beseitigt war, erkaufte sich nach langen Unterhandlungen der neue Kaiser, Johannes, den Frieden nur durch einen Tribut von 30,000 Ducaten und schimpfliche Abtretungen, die ihn auf das Weichbild der Hauptstadt, einige unbedeutende Städte am schwarzen Meere, und einige zur Apanagirung der Prinzen bestimmte Besitzungen im Peloponnes beschränkten. Dies war Alles, was 1424 von dem großen oströmischen Reiche noch übrig war.

Sultan Murad übte nun seine junge Kraft mit Glück zuerst gegen die Serben und die Venetianer, die Salonichi an ihn verloren. Dagegen fanden die türkischen Waffen in dem Woywoden von Siebenbürgen, dem berühmten Johannes Hunyades, einen überlegenen Gegner, und der glänzende Sieg, den er 1441 bei St. Emmerich erfocht, fachte die Lust, den Türken mit einem organisirten Widerstande Europas zu begegnen, von Neuem zu lebhaften Flammen an. Am thätigsten zeigte sich Papst Eugen IV. Er ermahnte die Fürsten des Abendlandes, sich zur Befreiung der Griechen zu bewaffnen. Aber England und Frankreich, erschöpft durch einen langen Krieg, den sie miteinander geführt hatten, sahen sich außer Stande, Heere zur Unterstützung des Thrones der Paläologen zu werben. Die Franzosen, die gleichgiltig dem Fall der Monarchie Balduin's II. zugesehen hatten,

thaten nichts, um die Vernichtung des byzantinischen Reichs zu verhindern. Die Feigheit der byzantinischen Kaiser und die Lehnsunterthänigkeit, in der sie zu dem Sultan standen, zog ihnen die Verachtung der abendländischen Fürsten zu. Als der Papst den deutschen Kaiser zur Vertheidigung Konstantinopels aufforderte, gab dieser Monarch verdrießlich zur Antwort, daß die Griechen den Türken die Pforten Europas geöffnet, und den Wolf in den Schaafstall gelassen hätten. Die Genuesen und Venetianer, die im Orient Handelsinterressen zu wahren hatten, die Polen und die Ungarn, welche nach der Unterjochung der Griechen zuerst der türkischen Macht zum Opfer fallen mußten, gehorchten allein dem vom Oberhaupt der Christenheit ausgehenden Kriegsrufe. 1442 predigte man auf dem polnischen und dem ungarischen Reichstage einen Kreuzzug gegen die Türken.

König Wladislaus, ein tapferer, tüchtiger, hoffnungsvoller und von seinen Unterthanen verehrter Fürst vereinigte in diesem Augenblicke auf seinem Haupte die Kronen dieser beiden kriegerischen Völker, und man wählte ihn zum Anführer in dem heiligen Krieg. Ihm als Feldherr beigegeben war Johannes Hunyades, nun bereits der ganzen Christenwelt durch seine Thaten bekannt, und so sehr der Schrecken der Osmanen, daß sie ihm den Namen Johann der Verfluchte beilegten. Der Papst bewilligte Wladislaus den St. Peterspfennig, und eine Flotte von fünfzig Galeeren, auf Kosten Eugen's IV. ausgerüstet, segelte nach dem Bosporus. Er ließ sich in den Reihen des ungarischen Heeres von seinem Legaten vertreten, dem Cardinal Julian, einem Prälaten von unbeugsamem Charakter und feurigem Geiste. Das christliche Heer ging über die Donau, zog siegreich bis Sofia, der Hauptstadt der Bulgarei, und trug über die vom Sultan geführten Türken zwei denkwürdige Siege davon. Der Weg nach Konstantinopel stand den Christen offen, aber sie unterbrachen ihren Siegeslauf bald, und Wladislaus schloß mit Murad II. einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, den er auf das Evangelium, der Sultan auf den Koran beschwor. Der Cardinal, der sich dem unpolitischen Frieden sehr widersetzt hatte, schleuderte in heftigen Worten seinen Fluch auf die christlichen Krieger, welche ihn beobachteten. Aber ein feierlicher Eidschwur verpflichtete den König von Ungarn und seine Armee. Der Legat des Papstes wagte es, den Grundsatz der Osmanen zu vertheidigen, welche

sich nicht verpflichtet glauben, einen den Ungläubigen geleisteten Eidschwur zu halten, entband die Kreuzfahrer ihres Wortes, ertheilte ihnen Absolution für den Meineid, und bewog sie, sofort den Waffenstillstand zu brechen und den Krieg wieder anzufangen. Ungarische Palatine, die das geschworene Wort nicht brechen wollten, und auch mit einem Vertrag unzufrieden waren, der ihre Anstrengungen unnütz machte, verließen Wladislaus Heer, das sich dadurch bis auf 20,000 Mann verminderte. Es setzte sich wieder durch die Ebenen der Bulgarei in Marsch, bemächtigte sich mehrerer früher von den Türken eroberten Städte, und schlug ein Lager bei der Stadt Warna auf, die es ohne Schwertstreich in Besitz nahm.

Nach dem zwischen den Christen und Osmanen abgeschlossenen Friedensvertrag hatte Murad II., erfüllt von dem Wunsche, den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen, oder, wie er selbst sagt, „seinen Fuß auf das Kissen der Ruhe zu setzen", zu Gunsten seines Sohnes Mohamed's II. abgedankt, das Kleid und die Mütze der Derwische angelegt und sich in einen Thurm zurückgezogen, der noch jetzt eine halbe Stunde von der schönen Stadt Magnesia zu sehen ist. Als Murad II. vernahm, daß die feindlichen Christen von Neuem den Krieg begonnen hätten, verließ er seine Einsiedelei, stellte sich an die Spitze von 60,000 Kriegern, rief den arabischen Propheten an, bat sogar Christus, die von meineidigen Kriegern seinem Namen angethane Schmach zu rächen, ließ an seine Banner den von Wladislaus unterzeichneten Friedensvertrag heften, flog seinen Feinden entgegen und „der Wind des Ruhmes wehte in die Fahnen der Moslemin."

Am 10. November 1444 mit Sonnenaufgang erscheint Murad II. mit seinen sämmtlichen Streitkräften bei Warna, und findet das christliche Heer in Schlachtordnung auf der sumpfigen Ebene aufgestellt, welche sich damals von Macropolis bis zum Vorgebirge Kalliakre erstreckte. Schon war der rechte und der linke Flügel der Türken in die Flucht geschlagen, schon will der Sultan das Schlachtfeld verlassen, da stürzt sich mit allzugroßer Kühnheit Wladislaus mitten in das feindliche Heer, um Murad selbst aufzusuchen. Er bricht sich bis zu ihm Bahn; ein Kampf auf Leben und Tod beginnt zwischen den beiden Anführern der feindlichen Heere, als Wladisauls, von zahlreichen türkischen Kriegern umringt, von vielen Wunden durchbohrt, hinsinkt. Ein alter Janitschar Chodscha Chisr

schneidet dem König den Kopf ab, steckt ihn auf eine Lanzenspitze und zeigt ihn den Ungarn, indem er mit Donnerstimme ruft, „Gjaurs, hier ist Euer König!“ Der Anblick verbreitete Bestürzung unter den Christen, die sich nun zerstreuten und die Flucht ergriffen. Cardinal Julian, der seinen verhängnißvollen Rath mit dem Leben büßen wollte, fiel mit den Waffen in der Hand. 10,000 Christen und eine noch weit größere Anzahl Türken bedeckten mit ihren Leichen die Wahlstatt. Obgleich Murad nach der Schlacht nach Adrianopel zurückkehrte, und er deshalb von seinem Siege keine weitern Früchte pflückte, waren doch die moralischen Folgen der Schlacht unermeßlich. Sie vernichtete gänzlich die nach den letzten Siegen des Kreuzheeres wieder aufgelebte Hoffnung, die Türken aus Europa zu vertreiben; sie machte, bei der größern Gefahr des Fehlschlagens, die abendländischen Fürsten noch abgeneigter, etwas dafür zu thun, und bewirkte, daß neun Jahr später Europa theilnahmlos dem Falle Konstantinopels zusah, und erst nach dem geschehenen Ereigniß zu dem Gefühl der drohenden Gefahr erwachte.

Auf Murad **IV.** war Mohamed **II.** gefolgt, der Konstantin Paläologus, denn auch in Byzanz saß seit 1449 ein neuer Kaiser auf dem Throne, anfangs die schönsten Friedensversicherungen gab. Aber in seinem Innern ließ ihm das Verlangen, Konstantinopel endlich in Besitz zu nehmen, keine Ruhe. Er war von dem Gedanken wie besessen; unaufhörlich zeichnete er Pläne von Konstantinopel, bezeichnete die Angriffspunkte und die Plätze für die Batterien und Belagerungsmaschinen; er schlief nicht mehr. Einmal, mitten in der Nacht, ließ er seinen Wessir, Chalil-Pascha rufen und sprach zu ihm: „Du siehst, wie unordentlich mein Lager ist: es ist ein Bild der Unruhe, die meine Seele verzehrt. Von heute an kenne ich keinen Schlaf mehr, bis ich nicht in der Hauptstadt des griechischen Reichs bin! Ich befehle Dir, mir zu helfen, Konstantinopel einzunehmen!“ Ihm antwortete der Wessir: „Derselbe Gott, der Dir einen so großen Theil des römischen Reiches gegeben hat, wird Dir nicht die Hauptstadt verweigern! Deine Diener und ich geben gern unser Leben hin, um Deinen Willen zu vollziehen!“ Bald sollte diese Gesinnung zur That werden.



Erstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Belagerung Konstantinopels. — Ein Blick auf die äußere Gestalt der Stadt. — Einnahme durch die Türken. — Schöner Charakter des Konstantin Paläologus. — Sein herrlicher Tod. — Mohamed II. — Seine Verbrechen. — Seine Persönlichkeit (1453—1481).

Im Jahre 1452 errichteten sechstausend von Mohamed II. persönlich geleitete Arbeiter auf dem rechten Ufer des Bosporus in Zeit von drei Monaten eine Festung, welche er mit dem bedeutsamen Namen Boghaskesen (Halsabschneider) belegt hat. Sie erhob sich Anatoli-Hissar, einer andern schon von Mohamed I. auf dem linken Ufer des Canals erbauten Festung gegenüber. Diese beiden, noch jetzt vorhandenen Citadellen sollten den Lateinern und Griechen den Handel nach dem Schwarzen Meere abschneiden, Konstantinopel aushungern und den Schiffen, welche der Stadt zu Hilfe kommen würden, den Weg versperren. Die auf den beiden Ufern des Canals gelegenen Kirchen wurden von den Osmanen niedergerissen, ihre Trümmer zur Erbauung von Boghaskesen verwendet und die Christen, welche sich über die Zerstörung und Entweihung ihrer heiligen Stätten zu beklagen wagten, hingerichtet. Konstantin Paläologus richtete, von diesem frechen Uebergriffe in Bestürzung versetzt, und über die Tödtung seiner Unterthanen entrüstet, Anfangs gemäßigte Vorstellungen dagegen an den Sultan, welche dieser jedoch mit Schmähungen beantwortete. „Mein Vater Murad II. glorreichen Andenkens", sagte der Befehlshaber der Gläubigen, „hat auf dem Schlachtfelde von Warna geschworen, Anatoli-Hissar gegenüber eine Festung zu erbauen, und ich erfülle jetzt diesen Schwur. Habt Ihr das Recht", fügte er, zu den Gesandten Konstantin's gewendet, hinzu, „habt Ihr das Recht Euch in das zu mischen, was mir auf meinem Gebiete zu thun beliebt? Diese beiden Ufer gehören mir — das asiatische, weil es von den Osmanen bewohnt wird, das europäische, weil Ihr es nicht zu vertheidigen

wißt. Geht zu Euerm Herrn und sagt ihm, daß der jetzt regierende Sultan ein Anderer sei, als seine Vorgänger, und daß ihr Wille nicht so weit gegangen wäre, als heutzutage meine Macht. Ich gebe Euch die Erlaubniß, Euch zu entfernen, aber ich werde Diejenigen, die mir wieder solche Aufträge überbringen, lebendig schinden lassen."

Die Antwort Konstantin's war eines christlichen Kriegers würdig. „Da weder Schwüre, noch Verträge, noch Unterwürfigkeit den Frieden sichern können", schrieb er an den Sultan, „so setze Deine frevelhaften Angriffe fort. Ich habe mein Vertrauen auf Gott gesetzt. Er wird Dein Herz umwandeln, oder Dir Konstantinopel überliefern. Ich unterwerfe mich ihm ohne Murren; aber solange er seinen Rathschluß noch nicht ausgesprochen hat, werde ich meine Pflicht erfüllen, mein Volk vertheidigen und mit ihm zu siegen oder zu sterben wissen." Mohamed II. setzte seine Kriegsrüstungen gegen Byzanz fort und der in seiner Hauptstadt bedrohte griechische Kaiser bereitete sich darauf vor, dieselbe zu vertheidigen.

Um das Verständniß der Operationen der berühmten Belagerung von 1453 zu erleichtern, wollen wir einige kurze topographische Andeutungen über die Festungswerke von Byzanz unter dem griechischen Kaiser geben und ein paar Worte über ihren gegenwärtigen Zustand hinzufügen. Konstantinopel hat bekanntlich die Form eines Dreiecks. Die südliche Seite desselben wird von dem Meere von Marmora bespült, und die nördliche von dem Hafen oder dem goldenen Horn begrenzt, während die nordwestliche oder die Basis des Dreiecks dem Lande zugekehrt ist. Der Hafen besitzt eine Ausdehnung von zwei Wegstunden; der Theil der Wälle, welchen die Gewässer des Meeres von Marmora bespülen, ist eine Stunde lang, und die Länge der Mauern von der Westspitze des Meeres von Marmora, wo das Schloß der sieben Thürme steht, bis zu dem hervorspringenden Winkel, welcher das nördliche Ende des goldenen Hornes beherrscht und wo sich der Palast der Blachernen erhob, beträgt zwei Stunden, sodaß Konstantinopel im Ganzen einen Umfang von fünf Stunden besaß.

Die ersten Gründer von Konstantinopel, die Megarier, deren Stadt nur das heutzutage unter dem Namen der Serailspitze bekannte Vorgebirge einnahm, hatten die dem Meer zugewendete Seite mit ganz besonderer Sorgfalt befestigt. Das fortwährende Anschlagen der Wellen war ihnen gefahrvoller erschienen, als die Belagerungswerkzeuge des Feindes.

Konstantin und seine Nachfolger theilten diese Ansicht und erhöhten und befestigten die Wälle so, daß sie für uneinnehmbar galten. Die Angriffe gegen die Stadt sind auf diesem Punkte stets vergeblich gewesen; heutzutage sind die Wälle an verschiedenen Punkten von großen Rissen durchzogen und würden keiner Beschießung widerstehen. Die das goldene Horn begrenzenden Mauern, welche schon früher weniger fest waren, wie die am Mare di Marmora, befinden sich heutzutage ebenfalls in schlechtem Stande. Die fünfundvierzig Fuß hohen, achtzehn Fuß dicken und durch große Thürme von verschiedenartigen Formen flankirten Mauern auf der Landseite bildeten und bilden jetzt noch eine dreifache, durch breite, tiefe Gräben voneinander getrennte Umwallung. Diese imposanten Festungswerke, welche von Theodosius und einigen seiner Vorgänger aufgeführt worden waren, hatten bereits neunundzwanzigmal den Muth der Feinde Konstantinopels erschöpft, als Mohamed II. sie theilweise zerstörte; aber selbst sein Unternehmen würde gescheitert sein, wenn Byzanz im Jahre 1453 weniger von Vertheidigern entblößt gewesen wäre. Der lange heldenmüthige Widerstand, welchen eine Handvoll Soldaten dem Sultan entgegenzusetzen vermochte, ist allein schon ein hinlänglicher Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung.

Konstantinopel besitzt, von dem goldenen Thore bei dem Schlosse der sieben Thürme bis zu dem Gartenthore in der Nähe des großen Serails neunzehn Zugänge. Auf der Landseite, welche von Mohamed II. hauptsächlich angegriffen wurde, sind die Wälle mit fünf Thoren versehen; sie heißen: das von Kaligaria (Egri-Kapussi oder das gewölbte Thor), das von Adrianopel, das St. Romanosthor (Top-Kapussi oder Kanonenthor), das von Selymbria, und das goldene Thor, welches gegenwärtig, in Folge einer Prophezeiung, daß die Christen dereinst durch dieses Thor Konstantinopel als Sieger betreten würden, zugemauert ist.

Man kann sich nichts Freundlicheres und Malerisches denken, als den gegenwärtigen Anblick der Festungswerke von Konstantinopel auf der Landseite. Die fast gänzlich ausgefüllten Gräben sind in Gärten verwandelt, worin Obstbäume, Getreide, Cypressen, Sykomoren und Platanen stehen. Der Epheu umschlingt mit seinen tausend Armen die achteckigen Thürme und ihre Zinnen. In den Ritzen der von Ziegeln und Bruchsteinen erbauten Mauern wurzeln Johannisbrotbäume, wilde Oel-

bäume und Schlingpflanzen. Ein berühmter Schriftsteller hat gesagt, die Türken sind heutzutage noch eben das, was sie 1453 waren — ein auf europäischem Boden errichtetes Tatarenlager. Dieses Lager, welches seit vier Jahrhunderten nicht aufgehoben worden ist, wurde von Mohamed II. mit seinen dreimalhunderttausend Mann, seinen Belagerungsmaschinen und seiner Artillerie — denn er hatte die seit kurzem in dem abendländischen Heere eingeführte Anwendung des Schießpulvers auch in dem seinen angenommen — am 6. April 1453 vor den Mauern von Konstantinopel aufgeschlagen.

Zu Anfang der Belagerung griff Mohamed II., wie oben erwähnt, die Stadt von der Landseite an. Seine von der goldenen Pforte bis zum hölzernen Thore (Odun-Kapussi), welches das goldene Horn und die Vorstadt Ejub beherrscht, aufgestellten Truppen waren über einen Raum von ungefähr zwei Stunden Länge ausgebreitet. Der Sultan schlug, von 1200 Janitscharen, seinen Prätorianern, umgeben, sein Zelt hinter dem Hügel auf, welcher dem einst Kaligaria genannten Thore, das von den Türken den Namen Egri-Kapussi (das gewölbte Thor) erhalten hat, gegenüber liegt. Sämmtliche Geschichtschreiber haben von der ungeheuern Kanone Mohamed's II., der größten, welcher die Geschichte erwähnt, gesprochen. Sie war in Adrianopel von einem ungarischen Stückgießer Namens Urban oder Orban gegossen, und von dieser Stadt, auf dreißig miteinander verbundenen und von funfzig Joch Ochsen gezogenen Wagen, mühsam nach Konstantinopel gebracht worden. Dieser ungeheure Feuerschlund, welcher eine sechshundert Pfund schwere Kugel mehrere Stunden weit warf, richtete mehr Lärm als Schaden an; er sprang während der Belagerung und zerschmetterte seinen Verfertiger. Die Kanone Urban's wurde dem St. Romanosthore, welches jetzt aus diesem Grunde den Namen Top-Kapussi (Kanonenthor) führt und das zwischen Egri-Kapussi und dem Thore von Adrianopel liegt, gegenüber aufgefahren. Der Verfasser hat über dem St. Romanosthore, durch welches Mohamed II. im Triumph nach Konstantinopel einzog, einige von den Granitkugeln, deren sich die Türken bei der Belagerung von 1453 bedienten, gesehen. Sie gehören zu den Trophäen, welche die heutigen Osmanen den europäischen Reisenden mit Stolz zeigen.

Mohamed beschoß die Stadt mit vierzehn Batterien von geringerem



Kaliber als die Kanone Urban's. „Das von diesen Werkzeugen mit den ehernen Leibern ausgespieene Feuer," sagt Kadscha Effendi in seiner orientalischen Redeweise, „verbreitete unter den Giauren Verwirrung und Schmerz; der Dampf, welcher aus ihnen hervordrang, machte den Tag zur finstern Nacht, und das Antlitz der Welt wurde dunkel wie das schwarze Schicksal der Ungläubigen. Zu gleicher Zeit kündigten die den Bogen als Todesboten entfliegenden Pfeile den Feinden das Urtheil des Geschicks an, und die Ballisten sendeten den Hütern der Thürme und Mauern die Gebote des Koran zu." Die Belagerten begegneten den wiederholten Angriffen der Türken mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, und ihre Musketen, von denen jede zehn Kugeln von der Größe einer Wallnuß entsendete, trugen den Tod unter die osmanischen Schaaren. Wenn die Türken ihre Sturmleitern am Fuße der Wälle aufrichteten, gossen die Griechen eine Fluth von griechischem Feuer und von siedendem Oel über ihre Köpfe aus, und mit Donnergekrach von den Mauern herabrollende, ungeheure Steine zermalmten die Angreifenden, welche sich mit Hinterlassung von Hunderten Todter und Verwundeter in die Gräben zurückziehen mußten. Die Griechen besaßen grobes Geschütz, bedienten sich aber desselben mit geringerem Erfolg, als die Moslemin. Der unerschrockene und wachsame Paläologus feuerte seine Soldaten durch sein Wort und Beispiel an; er war überall zu finden, wo sich Gefahr zeigte. Der Kaiser genoß keine Ruhe mehr: nachdem er den Tag im Kampfe zugebracht, verwendete er die Nächte zum Ertheilen seiner Befehle, und zur Beaufsichtigung der Ausbesserungen, welche an den von den Belagerern wankend gemachten oder zerstörten Mauern vorgenommen wurden. Er ließ die Gräben, welche die Türken durch Hineinwerfen von Steinen, Baumstämmen, Fässern mit Erde, und selbst mit ihren Wagen auszufüllen gesucht hatten, wieder räumen, und der Sultan sah allmorgentlich mit halber Verzweiflung, wie die Wälle wieder hergestellt und die Belagerungsarbeiten durch den Muth und die Klugheit der Christen vereitelt worden waren. „Bei allen Propheten!" rief er eines Tages; „ich hätte nie geglaubt, daß die Griechen im Stande seien, in einer einzigen Nacht so große Dinge zu thun." Indessen verminderten die steten Kämpfe das kleine Häuflein von Griechen und Genuesen (8000), welches die Stadt vertheidigte, mit jedem Tage; aber die Ueberlebenden verloren nichts von ihrer Energie und schwo-

ren, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen für die heilige Sache, welche ihren Arm bewaffnet hatte, zu verspritzen.

Nachdem die Belagerung bereits einen Monat gedauert, ohne daß die Türken einen Zollbreit Terrain gewonnen hatten, sah man aus der Ferne fünf Kriegsschiffe herannahen, von denen eins dem Kaiser Konstantin Paläologus und die übrigen den Genuesen gehörten. Sie kamen als Befreier und wurden von den Konstantinopolitanern mit Jubelruf begrüßt. Mit einem geschickten, kühnen Manöver begannen die fünf Schiffe zu gleicher Zeit, ihre Geschütze auf dreihundert türkische Fahrzeuge spielen zu lassen, welche in Form eines Halbmondes vor dem Hafen von Byzanz, dessen Eingang ihnen durch zwei eiserne Ketten versperrt war, aufgestellt waren. In diesem Kampfe kamen 12,000 Osmanen um und diejenigen ihrer Schiffe, welche den Kugeln der Franken entrannen, segelten auf die Höhe des Bosporus hinaus. Die befreundete Flotte fuhr unter dem Beifallsgeschrei der Belagerten in das goldene Horn ein. „Die Christen", sagte Kadscha Effendi in dem Bericht über diesen Sieg der Franken, „die Christen zeigten, gleich Schildkröten, welche aus ihrer Schale hervorkommen, ihre Köpfe über den Mauern und spieen Drohungen gegen die Gläubigen aus." Diese waren so entmuthigt, daß man vom Frieden sprach; aber die Sheiks und Ulemahs brachten den Sultan zu dem Entschlusse, den Krieg fortzusetzen. Mohamed, der nach dieser Niederlage der Moslemin vor Wuth außer sich war, befahl den Kapudan Pascha (Admiral), Balta Ogli, als der Feigheit überwiesen, hinzurichten. Auf Bitten der Janitscharen begnadigte er ihn, ließ sich ihn jedoch in Ketten vorführen. Er mußte sich vor ihm zur Erde werfen und der Sultan trat ihn mit Füßen, ertheilte ihm eigenhändig hundert Streiche mit seiner schweren Keule, belegte darauf seine Güter mit Beschlag und schickte ihn in die Verbannung. Die Niederlage der türkischen Flotte ließ die unter den Osmanen noch herrschende Ansicht entstehen, daß Gott ihnen die Herrschaft über die Erde bestimmt und die über das Meer den Christen vorbehalten habe.

Mohamed II. verzweifelte daran, sich Konstantinopels zu bemächtigen, wenn er es nicht von der Hafenseite her, wo die Befestigungen weit schwächer waren, als auf allen anderen Punkten, angriff. Aber der Eingang des goldenen Horns war immer noch durch die beiden Ketten ge-

sperrt und die fünf Schiffe, welche Byzanz zu Hilfe gekommen waren, hatten ihre Kanonen nach der Seite von Kadi-Kewi gerichtet. Der nördliche Theil des Hafens enthielt jedoch nicht Wasser genug für die großen Schiffe der Griechen und Genuesen, während die leichteren Fahrzeuge der Osmanen darin vor Anker gehen konnten. Der Sultan kam auf die Idee, dieselben zu Lande nach diesem Punkte bringen zu lassen. Dieses kühne Unternehmen, welches in einer einzigen Nacht ausgeführt wurde, war nichts Neues. Es war nicht nur von Hannibal, der auf diese Weise eine große Anzahl von Schiffen in den Meerbusen von Tarent gebracht und von Octavianus Augustus, welcher dasselbe Mittel anwendete und seine Schiffe über die Landenge von Nikopolis in den Meerbusen von Ambracia transportirte, angewendet worden, sondern auch später, wo der Patricier Niketas im zehnten Jahrhundert seine Galeeren auf diese Weise in den Hafen von Korinth bringen ließ und die Venetianer im Jahre 1435 ihre Flotte aus der Etsch auf den Gardasee führten. Die Schiffe Mohamed's **II.**, deren Zahl sich auf achtzig belief, traten ihren Weg von dem Punkte des Bosporus, wo sich heutzutage der Palast Bekschiktasch erhebt, aus an, wurden durch Menschen und Winden auf starken, mit Talg und Fett überzogenen Brettern, hinter dem Gottesacker vorüber auf den Hügel von Pera gezogen und durch das tiefe St. Dimitrithal im Osten von Galata in den Hafen hinabgelassen. Nachdem diese Operation erfolgt war, ließ der Sultan in kurzer Zeit ein Schiff erbauen, auf welches er Batterien brachte, die den genuesischen Schiffen antworten und die Stadt in Trümmer schießen sollten. „Als die Griechen dieses Wunder erblickten," sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „begriffen sie, daß ihr Verderben nahe war; das Wort erstarb ihnen auf den Lippen und in ihrem Herzen entzündete sich das Feuer der Verzweiflung." Eine unter den Konstantinopolitanern verbreitete Prophezeiung hatte geweissagt, daß ihre Stadt fallen würde, sobald man Flotten über die Erde segeln sähe. Die Unglück verkündende Prophezeiung erfüllte sich jetzt vor ihren Augen. Dessenungeachtet schlichen sich in einer finstern Nacht drei leichte Barken, von denen jede mit zehn griechischen Jünglingen bemannt war, zwischen den osmanischen Fahrzeugen ein und versuchten, sie anzuzünden. Aber die Türken wachten. Sie waren durch die in Galata wohnenden Genueser, welche während der Belagerung wechselweise die Türken und die Grie-



chen verriethen, um sich die Gunst des Siegers, wer er auch sein möge, zu sichern, von dem Unternehmen benachrichtigt worden. Die jungen Griechen wurden bemerkt, gefangengenommen und getödtet; am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang zeigten die Osmanen den Belagerten die blutigen Häupter ihrer Landsleute. Die Vergeltung erfolgte schnell. Konstantin hatte moslemitische Gefangene und er ließ dieselben ebenfalls enthaupten und ihre Köpfe auf die Mauern stecken, daß sie die Belagerer erblicken mußten. Der Kampf wurde mit jedem Tage hitziger. Dessenungeachtet machte Mohamed, von einem uns unbekannt gebliebenen Gefühle getrieben, dem griechischen Kaiser Friedensanträge und bot ihm, unter der Bedingung, daß er ihm Konstantinopel übergebe, ein Fürstenthum in Morea an. Der Kaiser antwortete ihm, daß Morea ihm gehöre, daß er es dem Sultan geben würde wenn er den Frieden wünsche, daß er jedoch Konstantinopel und sein Volk nie verlassen werde. Der durch die Weigerung Konstantin's gereizte Sultan rief: „Konstantinopel wird in wenigen Tagen meine Hauptstadt oder mein Grab sein!" Er kündigte seinem Heere auf den 29. Mai einen Hauptsturm an und entflammte den Kampfeseifer seiner Soldaten dadurch, daß er ihnen zur Belohnung ihres Muthes die schönen griechischen Weiber, die Gefangenen und die Erlaubniß zur Plünderung Konstantinopels versprach, während er sich selbst nur die Stadt und ihre Gebäude vorbehielt. Er verhieß sogar demjenigen seiner Soldaten, welcher zuerst die Mauern der griechischen Kaiserstadt ersteigen würde, die Statthalterschaft der reichsten Provinz seiner Länder. Er ritt unter sein Heer und schwur, einen goldenen Streitkolben in der Hand haltend, bei dem Propheten von Mekka, bei der Seele seines Vaters, bei seinen Kindern und seinem Schwerte, daß der Koran in Konstantinopel triumphiren werde. Seine Anrede wurde durch ein allgemeines Jubelgeschrei beantwortet. Die Derwische durcheilten die Glieder der Soldaten unter dem Rufe: „Glücklich sind Diejenigen, welche die Märtyrerpalme erringen werden! Wehe den Feigen, welche an die Flucht denken!"

Am Abend des 28. Mai wurde plötzlich das türkische Lager festlich beleuchtet. Die Soldaten vergnügten sich mit Tänzen und ließen die Luft von ihren Jubelliedern wiederhallen. Die Moslemin feierten ihren Sieg im Voraus. Das Innere von Konstantinopel bot jedoch ein ganz an-

deres Schauspiel dar. Die Einwohner jedes Alters, Geschlechts und Standes irrten auf den Straßen umher und eilten unter Verzweiflungsgeschrei in die Kirchen. Kyrie eleison! Kyrie eleison! sprachen sie, am Fuße der geweihten Altäre auf die Knie sinkend, Herr wende Deinen gerechten Zorn von uns ab und erlöse uns von unsern Feinden!

Konstantin Paläologus vergab während dieser Vorgänge seinem herrlichen Charakter nichts. In der Angstnacht vom 28. zum 29. Mai begab sich der heroische Kaiser in die Sophienkirche, beichtete, nahm das Abendmahl, bat Diejenigen, welche er während seines Lebens etwa beleidigt habe, um Verzeihung, kehrte sodann in seinen Palast, welchen er nicht wieder sehen sollte, zurück, nahm seine Waffen, stieg zu Pferde, versammelte seine Handvoll Tapferer auf dem Hippodrom und sprach mit fester Stimme zu ihnen: „Kameraden, unser letzter Triumph oder unsere letzte Stunde naht heran! Möge unser Muth alle Gefahr überwinden! Eure Voreltern haben die Welt, welche gegen sie unter den Waffen stand, unterworfen. Konstantinopel hat seit Jahrhunderten den Angriffen der Barbaren widerstanden. Noch vor Kurzem ist Murad II. weit von unsern Mauern zurückgeworfen worden! Erst vor wenigen Tagen hat Eure Tapferkeit die Soldaten Mohamed's zum Weichen gebracht.

„Unsere Gräben, unsere Felder, ja selbst ihre Verschanzungen sind mit ihren Todten besäet. Laßt nur noch einen Tag den Muth nicht sinken, meine Freunde, dann ist Alles gerettet. Wir vertheidigen Dasjenige, was dem Menschen am heiligsten ist, — unsere Religion, unser Vaterland, unsere Freiheit! Der Ruhm erwartet uns, — das Vaterland ruft uns! Die Schatten unserer Helden blicken auf uns nieder! — kommt, ich werde alle Gefahren des Kampfes ebensogut, wie alle Früchte des Sieges, mit Euch theilen. Wenn aber Konstantinopel fallen, wenn meine Kameraden umkommen sollten, so werde ich sie nicht überleben!" „Ja, wir werden mit Dir siegen oder sterben! Sieg und langes Leben dem Konstantin Augustus!" riefen die Krieger. Sie umarmten sich unter Thränen und gingen, sich dem Tode weihend, nach den ihnen zugewiesenen Posten. Der Kaiser stellte sich mit dreihundert ausgewählten Leuten an dem St. Romanosthore auf.

Der vom Sultan angekündigte Hauptsturm begann am 29. Mai mit dem ersten Morgengrauen. Die ganze türkische Artillerie beschoß die

Stadt zu gleicher Zeit von dem Hafen und von der Landseite. In Kurzem sind die Sturmleitern der Belagerer am Fuße der Wälle aufgerichtet und die Moslemin ersteigen die Bresche. Der über dem St. Romanosthore postirte Kaiser schlägt sich wie ein Löwe; an seiner Seite befindet sich sein Vetter, Theodor Paläologus, Demetrius Kantakuzenos und Giustiniani, ein durch seine Tapferkeit und seine militairischen Talente berühmter genuesischer Edelmann. Es ist acht Uhr und noch immer werden die Türken zurückgeschlagen. Jetzt aber erhält Giustiniani eine Kugel in die Hand und bittet den Kaiser um Erlaubniß, sich zurückzuziehen. „Deine Verwundung ist unbedeutend," sagte Paläologus zu ihm. „Bleibe hier, verlaß uns nicht! Auf welchem Wege wolltest Du auch die Stadt verlassen? Wir sind auf allen Seiten eingeschlossen." — „Ich werde den Weg einschlagen, welchen Gott den Moslemin geöffnet hat," antwortete Giustiniani, der mit diesen Worten seinen Ehrenposten verläßt, und durch diese Feigheit seinem ruhmvollen Leben einen Makel aufdrückt. Der Rückzug des genuesischen Generals versetzt die Belagerten in Bestürzung. Um zehn Uhr Morgens sind die Türken Herren der Stadt, dringen in das Innere derselben und metzeln Alles, was sich ihren Streichen darbietet, nieder. Der Pulverdampf der Kanonen umhüllt die Stadt und vermischt sich mit dem Staube der zusammenstürzenden Mauern. Die Verwundeten und Sterbenden erfüllen die Luft mit ihren Klagen. Das entsetzte Volk eilt massenhaft in die Sophienkirche und bittet Gott, den Todesengel zu senden, welcher, der Prophezeiung nach, Konstantinopel im letzten Augenblicke retten sollte. „Ihr erbärmlichen Griechen," ruft der Geschichtschreiber Dukas aus, „Ihr nehmt jetzt Eure Zuflucht zu Prophezeiungen, — Ihr erwartet von einem Engel gerettet zu werden. Wenn mitten in dem Unglück, welches Euch umgiebt, ein Engel vom Himmel herabstiege und Euch, unter der Bedingung, daß Ihr Euch in die Vereinigung der beiden Kirchen fügt, Eure Feinde auszurotten verhieße, so würdet Ihr dieses Rettungsmittel entweder zurückweisen, oder es nur annehmen, um wieder meineidig zu werden. Diejenigen, welche noch vor wenigen Tagen erklärten, daß sie lieber in die Gewalt der Türken fallen, als von den Lateinern unterstützt und gerettet werden wollten, wissen, ob ich die Wahrheit spreche." Aber die Mohamedaner dringen in die St. Sophienkirche ein, nachdem sie die Thore mit Beilen eingeschlagen haben; sie



schänden die Frauen, ja selbst die Nonnen am Fuße der Altäre, ermorden die Männer und Kinder und rauben die Schätze des Heiligthums.

In weniger als zwei Stunden sind funfzigtausend Konstantinopolitaner in die Sclaverei gerathen, um über das ganze asiatische Reich Mohamed's II. zerstreut zu werden, während andere Griechen sich mit größerem Glück auf die im goldenen Horn und im Bosporus ankernden christlichen Galeeren flüchten und nach Italien segeln, wohin sie den Schmerz über das verlorene Vaterland, aber auch kostbare Manuscripte der Schriftsteller des griechischen Alterthums und der Kirchenväter bringen, die sie aus den Flammen gerettet haben und welche dereinst als glänzende Denkmäler des menschlichen Geistes die Bibliotheken von Florenz schmückten, worin sie sich noch jetzt befinden. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß sich der Schiffbruch der Bildung von Byzanz, als dieses die Beute der moslemitischen Barbaren wurde, gerade in dem Augenblicke zutrug, wo die Kunst Guttenberg's, die den Gedanken des Menschen ewige Dauer verleihen sollte, in einer deutschen Stadt erfunden wurde. Und die Medici, die begeisterten Freunde der Erzeugnisse des Geistes, nahmen die Schätze der griechischen Literatur bei sich auf, sendeten sie in die Druckereien und die Wiedergeburt der Literatur und Kunst erfolgte im Abendlande.

Unterdessen verlassen Paläologus und einige seiner unerschrockenen Gefährten das St. Romanosthor und eilen nach der Porta Kaligaria, durch welche die Türken in die Stadt strömen. Vor diesem Thore wüthet ein furchtbares Blutbad. Die Christen und Moslemin erwürgen einander mit den Händen. Das Schwert des Kaisers streckt mehr als einen Ungläubigen nieder. Seine Krieger unterliegen jedoch der Uebermacht. Als Paläologus ihre Leichen um sich liegen sieht und nicht mehr hoffen kann, die Stadt zu retten, sagt er seufzend: „Meine treuen Gefährten sind todt, mein Reich ist verloren und ich lebe noch! Soll ich lebend in die Hände der Türken fallen? Ist kein Christ so mitleidig, mich zu tödten?“ Er wird zu gleicher Zeit von zwei Janitscharen mit ihren Scimitars durchstochen und der kaiserliche Leichnam sinkt unbeachtet unter den übrigen Opfern des Kampfes nieder. Er zählte neunundvierzig Jahre, war Witwer und hinterließ keine Nachkommenschaft. Er schien nur deshalb den Thron bestiegen zu haben, um sich zum Sühnopfer für die von einer so großen Zahl seiner Vorgänger verübten Verbrechen darzubringen; aber sein schöner Tod

ist, wie Gibbon sagt, ruhmvoller, als das lange, glänzende Leben der Cäsaren von Byzanz.

Mohamed II. ließ nach seinem Einzuge in Konstantinopel die Leiche des christlichen Kaisers suchen, welche sich unter einem Haufen von Erschlagenen vorfand. Man erkannte sie an ihrer Fußbekleidung von mit goldenen Adlern durchwirktem Purpurstoff. Ein Türke schnitt dem von hundert Wunden zerfleischten Körper den Kopf ab und überbrachte ihn dem Sultan, welcher, nachdem er ihn mit grimmiger Freude betrachtet hatte, ihn auf den Gipfel einer Erzsäule auf dem Augusteonplatze zu stecken befahl. Später sendete er denselben den moslemitischen Statthaltern der asiatischen und thraciscben Provinzen als Trophäe seines Sieges zu.

So fiel das griechische Reich, welches unter Konstantin Paläologus und seinem Vorgänger nur noch aus der einzigen Stadt Byzanz bestanden hatte, am 29. Mai 1453, oder im Jahre 831 der Hedschra, 1123 Jahre nach der Begründung Konstantinopels durch den Sohn der heiligen Helena.

Ueber Mohamed's Stirn zog ein trüber Schatten, als er in den verödeten, einsamen Palast trat, welchen Konstantin der Große erbaut und den hundert Monarchen der Reihe nach verschönert und bewohnt hatten. Der Sultan dachte an die Nichtigkeit aller menschlichen Größe und er sagte den Vers eines persischen Dichters her:

„Die Spinne webt ihr Netz im Hause der Kaiser und die Eule weckt mit ihrem Leichenrufe den Widerhall in den königlichen Gemächern von Afrasiab."

Aber diese poetische Trauer wurde bald von der Freude des Sieges verdrängt. Bei einem von Mohamed II. den Führern seines Heeres gegebenen glänzenden Feste trank der Sultan, dem Verbote des Koran zum Trotze, Wein; er befahl, halbtrunken, einem von seinen Eunuchen, ihm den jüngsten Sohn des Großfürsten Notaras zuzuführen, welcher erst vierzehn Jahre alt war und dessen Schönheit man ihm gerühmt hatte. Bei diesem Anlasse benahm sich Notaras, welcher bisher nur die Fehler eines Schwächlings bewiesen, mit Würde und büßte seine Mängel durch den Märtyrertod. „Mein Kind," sagte er zu dem Eunuchen, „wird nie den schändlichen Lüsten Deines Herrn dienen! Lieber will ich mit allen den Meinigen sterben, als daß ein solcher Makel meine Familie treffen soll!"

Mohamed II. entriß das Kind den Armen seines Vaters, schloß es in seinen Palast ein und ließ Notaras nebst dessen beiden andern Söhnen enthaupten. Da er sich des Geschichtschreibers Phranza, des Ministers und Freundes des Konstantin Paläologus, nicht bemächtigen konnte, so ließ er dessen vierzehnjährigen Sohn erwürgen, nachdem er ihn geschändet hatte. Die zahlreiche Familie der Komnenen, welche in Trapezunt regierte, wurde von Mohamed entthront und ihr die Wahl zwischen dem Koran und dem Tode gelassen, welchen sie dem Abfalle vom Glauben vorzogen. Der Sultan verurtheilte Paul d'Erizzo, den Statthalter von Negroponte, zum Zersägen und Anna d'Erizzo, die schöne, junge, an einen italienischen Fürsten verlobte Tochter jenes vornehmen Venetianers, wurde in das Zelt Mohamed's geschleppt. Das heldenmüthige junge Mädchen leistete ihm gewaltsamen Widerstand, indem es rief: „Henker meines Vaters, siehst Du nicht, daß Du meinen Abscheu erregst?" worauf sich die Liebe des Sultans in Wuth verwandelte und er ihr in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen ließ. Der König von Bosnien und drei bosnische Fürsten, die sich dem Eroberer von Byzanz unterworfen hatten, erlitten das gleiche Schicksal. Er ließ dreihundert Bewohner der Insel Lesbos und fünfhundert Griechen, aus denen die Besatzung von Modon bestand, auseinandersägen. Der venetianische und der spanische Consul in Konstantinopel wurden auf seinen Befehl sammt ihrer Familie erwürgt. Da Mohamed II. den Einfluß der großen Anzahl byzantinischer Edelleute fürchtete, die sich nach der Einnahme und Plünderung von Konstantinopel versteckt hatten, erließ er ein Gesetz, worin dieselben eingeladen wurden, mit ihren Adelsbriefen vor ihm zu erscheinen, indem er ihnen versprach, sie in dem vor der Eroberung bekleideten Range zu belassen. Mehrere von ihnen stellten sich auch bei dem Sultan ein, welcher sie auf der Freitreppe seines Palasthofes enthaupten ließ. Um sich den ruhigen Besitz seines Thrones zu sichern, ermordete Mohamed II. seinen Bruder schon an der Mutterbrust und verfügte später in seinem Kanunameh, einer Art von Gesetzbuch, welches er nach der Einnahme von Konstantinopel abfaßte, den Brudermord, stellte denselben als Princip auf und erhob ihn zum Staatsgesetz. Auf die Lehre des Korans: „Die Unordnung ist schädlicher als der Mord," gestützt, sagte Mohamed II.: „Die Mehrzahl der Gesetzeskundigen hat erklärt, daß Diejenigen meiner hohen Söhne oder Enkel, welche den Thron

besteigen werden, ihre Brüder hinrichten lassen können, um die Ruhe der Welt zu sichern." Diese furchtbare, mit blutigen Zügen in die Annalen des osmanischen Reiches verzeichnete Rechtslehre ist unter den Nachfolgern des Siegers von Byzanz in Kraft geblieben.

Mohamed duldete das Christenthum in der Stadt, aber diese von der Politik und nicht von der Liebe zur religiösen Freiheit eingegebene Toleranz wurde in den Händen des Siegers zu einem Werkzeuge der Knechtschaft. Er bemächtigte sich der Hälfte der Kirchen, raubte die in ihnen enthaltenen Schätze und ließ die andere Hälfte der christlichen heiligen Stätten im Besitz der zu seinen Sclaven gewordenen Bekenner des Evangeliums. Die Sophienkirche war der erste christliche Tempel, welchen er unter dem noch jetzt bei den Türken gebräuchlichen Namen Aja Sophia in eine Moschee verwandelte. Die Bilder der Heiligen wurden herabgerissen und zerfetzt und die goldenen und silbernen Statuen, sowie die von den plündernden Moslemin in den ihren Entweihungen anheimgegebenen Gotteshäusern übersehenen geweihten Gefäße dienten dazu, den Schatz des Sultans anzuschwellen. Die priesterlichen Gewänder wurden zu Decken für die Pferde und Hunde der Soldaten benutzt. Sie trugen ein Crucifix, auf welches sie eine Janitscharenmütze gesetzt hatten, durch die Straßen und riefen den Christen, indem sie ihnen das Bild des Erlösers zeigten, zu: „Seht da Euern Gott, Ihr Giauren!" „Die Einnahme von Konstantinopel," sagt Kadscha Effendi, „brachte den abscheulichen Lärm der Glocken zum Schweigen und ließ aus den (zu Moscheen gewordenen) Kirchen die Götzenbilder, welche sie besudelten, verschwinden. Die so eroberte Stadt wurde die Wohnung der Anbeter des einzigen Gottes, und der Schlüssel dieses zauberischen Wohnsitzes, welcher mit dem Himmelsschlosse wetteifert, öffnete das Schloß vieler schwierigen Dinge." In der That folgte dieser Eroberung die von ganz Griechenland, der Walachei, Bosniens, Serbiens, der Krim, mehrerer Inseln des Archipels und Albaniens. Die letztere Provinz, welche der berühmte Skanderbeg, einer von den furchtbarsten Feinden der Türken, zum Königreiche gemacht hatte, fiel erst nach einem vierundzwanzigjährigen Kriege in die Hände Mohamed's II. Der Sultan wurde nur vor den Wällen Belgrads (1456), an deren Fuße der tapfere Hunyades, König von Polen und Ungarn, 50,000 Moslemin tödtete und vor den Mauern von Rho-

dus, das auf das heldenmüthigste von den Johanitterrittern unter dem berühmten Großmeister d'Aubusson vertheidigt wurde (1480), von seinem Glücke verlassen. Das Abendland, welches zur Rettung von Konstantinopel nichts hatte thun können oder wollen, ward von Schrecken ergriffen, als es den Fall des byzantinischen Reiches erfuhr. Mohamed II. führte seine Heere bis nach Friaul und bemächtigte sich der Stadt Otranto, deren Besatzung er niedermetzeln ließ. Italien und Deutschland waren nahe daran, das Schicksal Konstantinopels und Griechenlands an sich zu erfahren. Man murrte gegen den Papst Nikolaus V. und warf ihm vor, daß er es unterlassen habe, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu predigen. Es ist jedoch historisch erwiesen, daß der Papst die europäischen Mächte vergeblich angefleht hatte, sich gegen die Türken zu bewaffnen und daß der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, welcher Rüstungen zum heiligen Kriege angestellt hatte, der Erste war, welcher seinen Versprechungen, die Feinde des Christenthums zu bekämpfen, untreu wurde. Calixtus III., der Nachfolger Nikolaus V. auf dem päpstlichen Stuhle, welcher daran verzweifelte, das Abendland zur Vertheidigung der bedrohten Christenheit unter die Waffen zu rufen, wollte wenigstens den Himmel zu Gunsten der Ungarn, gegen die Mohamed II. einen Vertilgungskrieg führte, um Schutz anflehen. Er verordnete, täglich am Mittage die Glocken aller Gemeinden in Europa zu läuten, um die Gläubigen an das Gebet für die gegen die Türken kämpfenden Ungarn zu erinnern. Calixtus III. verhieß allen Christen, welche beim Läuten der Glocken das Paternoster und das Ave Maria beten würden, besondere Indulgenzen. Dies ist der Ursprung des Angelus, welches die katholische Kirche in ihren Gebräuchen bis heutzutage beibehalten hat.

Während der Belagerung von Konstantinopel war der berühmte Ejub (Hiob), der Gefährte und Standartenträger Mahomed's, einem Scheik im Traume erschienen und hatte ihm, wie die Legende berichtet, die Stelle, wo seine irdischen Reste begraben waren, offenbart. Die wunderbare Entdeckung dieses Grabes, welche von Mohamed II., der auf die Phantasie seines fanatischen Volkes zu wirken wünschte, mit Geschicklichkeit ausgebeutet wurde, trug viel zum Falle von Byzanz bei. Nach seinem Siege errichtete der Sultan zum Andenken Ejub's eine Moschee und ein Turbeh (Mausoleum). Diese Moschee, welche in der Vorstadt gleiches Namens



liegt, ist diejenige, worin die türkischen Kaiser bei ihrer Thronbesteigung den Säbel des Propheten umgürten, eine der Salbung der christlichen Könige entsprechende Ceremonie. Mohamed II. erbaute in Konstantinopel noch zwei andere Moscheen, von denen die eine eins der schönsten Denkmäler des Islam ist. Ueber dem Eingangsthore liest man mit goldenen Buchstaben die dem Stifter des Mohamedanismus zugeschriebenen prophetischen Worte: „Die Moslemin werden sich Konstantinopels bemächtigen. Glücklich der Fürst! glücklich das Heer, die es erobern werden." Ferner verdanken Imarete (öffentliche Kirchen), Medressehs (Lehranstalten), Hospitäler, Karavanserais (Herbergen für Reisende), ein Narrenhaus, öffentliche Brunnen und eine Bibliothek mit türkischen und arabischen Werken, sowie einigen den räuberischen Händen der osmanischen Soldaten entgangenen Exemplaren des Aristoteles, der Fürsorge Mahomed's II. ihre Entstehung. Er ließ auf den Ruinen der Apostelkirche und den in diesem Heiligthum befindlichen Gräbern der christlichen Kaiser einen Palast erbauen, welcher gegenwärtig das alte Serail genannt wird und worin er und mehrere seiner Nachfolger residirten. Die Türken gaben Konstantinopel den Namen Islambul (Fülle des Islam); auch wurde es Umedunja (Mutter der Welt genannt; aber im Allgemeinen bezeichnet man die Hauptstadt des osmanischen Reiches mit dem Namen Stambul (die Gutbehütete).

Mohamed II. starb am 3. Mai 1481, im zweiunddreißigsten Jahre seiner Regierung und im zweiundfunfzigsten Jahre seines Alters, als er sich eben anschickte, die Grenzen seines Reiches noch mehr zu erweitern. Dieser Fürst, dem die türkischen Geschichtschreiber mit Recht den Titel des Eroberers beigelegt haben, verdankt seine ganze Berühmtheit dem Falle des byzantinischen Reiches, wie gewisse Individuen die Unsterblichkeit ihres Namens mehr von einer glänzenden That, bei welcher sie betheiligt gewesen sind, als von ihrem eigenen Genie haben. Mit einem lebhaften Verstande und einem eisernen Willen begabt, welcher stets die Menschen vorwärts treibt und sie dazu bestimmt, Alles zu überwinden, besaß Mohamed II. dessenungeachtet kein Genie und fast alle seine Eroberungen waren leichte. Sobald er sich einem Feinde, der ihm zu widerstehen vermochte, gegenüber sah, konnte er nichts gegen ihn ausrichten. 8000 in Konstantinopel eingeschlossene Krieger hielten ihn dreiundfunfzig Tage in



Schach. Skanderbeg leistete ihm in den Gebirgen Albaniens länger als zwanzig Jahre Widerstand. Hunyades und die Ritter von Rhodus, gegen die er alle seine Streitkräfte aufgeboten hatte, vernichteten seine Armeen. Seine Macht vergrößerte sich nur durch die ungemeine Schwäche des griechischen Reiches und die Gleichgiltigkeit des Abendlandes gegen Konstantinopel. Mohamed II. war von schändlichen Sitten und seine Grausamkeit ist uns bekannt. Man hat gesagt, daß dieser Fürst das Persische, Arabische, Chaldäische, Syrische, Griechische und Lateinische gesprochen und geschrieben habe; dies sind jedoch Fabeln, deren Unhaltbarkeit von der historischen Kritik nachgewiesen worden ist. Er verstand nicht mehr als das Türkische; er besaß einen gebildeten Geist und beschützte die Wissenschaften und Künste. Unter dem Namen Auni (der Hilfreiche) schrieb er Gedichte, welche uns unbekannt geblieben sind; aber er rechtfertigte diesen Titel durch die häufigen Unterstützungen, die er den Malern, Baumeistern und Dichtern, seines Reiches sowohl, wie anderer Länder, zukommen ließ. Sein Charakter war ein höchst versteckter. Er wollte seine Gedanken nie von Andern erforschen lassen. Als ihn einer von seinen Wessiren eines Tages mit Kriegsrüstungen beschäftigt sah und ihn ehrerbietig fragte, was sein Beweggrund dazu sein möge, antwortete Mohamed barsch: „Wenn es ein Haar meines Bartes wüßte, so würde ich es ausreißen und ins Feuer werfen.“ Seine angeborene Grausamkeit verbarg sich unter sanften, höflichen Formen. Wenn er ein Todesurtheil aussprach, so pflegte er zu lächeln und sich den Bart zu streichen. Ein türkischer Geschichtschreiber hat ein bizarres Bild seines Aeußeren hinterlassen. Er vergleicht seine Adlernase mit einem auf Kirschen ruhenden Papagayenschnabel; sein schwarzer Bart war so dicht wie aneinandergeschweißte Goldfäden und sein Schnurbart schmückte seine Lippen wie auf eine Rosenknospe gelegte Baralienblätter. Seine schwarzen Augen waren klein, lebhaft und funkelnd. Auf seinen vollen, runden Wangen wechselte die weiße mit der rothen Farbe ab. Sein Körper war von mittler Größe und gut gebaut; er ritt mit seltener Geschicklichkeit und Niemand vermochte besser als er, die wildesten Renner zu bändigen. Er trug weite Beinkleider, einen wallenden Kaftan, gelbe, spitzig zugehende Pantoffeln und einen aus verschiedenfarbigen Seidenstoffen bestehenden cylinderförmigen Turban. Der Sultan liebte den Luxus und die äußere Pracht. Seine Kleider und

Waffen, sowie der Zügel, der Sattel und die Schabracke seines Schlachtrosses, strahlten von Gold und Edelsteinen. Er wurde zu Konstantinopel in einer von den Moscheen begraben, welche er erbauen ließ und die seinen Namen führten. Die vom mittelländischen Meere bespülten Länder des Occident hatten sich lange für von dem Sieger von Byzanz bedroht gehalten und seine Siege erfüllten besonders die italienischen Völkerschaften, vor deren Augen sich die Standarte Mohamed's auf der neapolitanischen Küste entfaltet hatte, mit Schrecken. Rom, das die Fortschritte der moslemitischen Heere seit der Einnahme von Konstantinopel nicht hatte hemmen können, wurde bei der Nachricht von dem Tode Mohamed's von einem freudigen Schauer ergriffen. Der Papst ordnete Gebete, Feste und feierliche Processionen in seiner Hauptstadt an, welche drei Tage dauerten und während deren unaufhörlich die Geschütze der Engelsburg gelöst wurden. Man dankte dem Himmel, daß er die Christenheit von ihrem furchtbarsten Feind erlöst habe. Diese dem allgemeinen Schrecken folgende Freude macht uns besser, wie alle langen Geschichtserzählungen die Furcht begreiflich, welche Mohamed II. unter den Christen des Abendlandes verbreitet hatte.

Zweites Kapitel.

Bajazet II. folgt seinem Vater Mohamed II. auf den Thron. — Geschichte Dschems oder Zizim's, des zweiten Sohnes Mohamed's II. — Charakter Bajazet's II. — Seine Regierung. — Erste diplomatische Verbindungen zwischen den christlichen Mächten und der osmanischen Pforte. — Janitscharen-Empörung. — Bürgerkriege. — Aufruhr Selim's gegen Bajazet II. — Der Sultan dankt ab. — Sein Tod. — Thronbesteigung Selim's I. — Moslemitischer Aberglaube (1481—1512).

Bajazet, oder wie ihn die Türken nennen, Bajesid, der Sohn und Nachfolger Mohamed's II., war fünfunddreißig Jahre alt, als er den Thron von Stambul bestieg. Ein eingewurzelter Haß trennte ihn von seinem jüngeren Bruder Dschem oder Zizim, und wenn er bei seinem Regierungsantritt nicht das durch den Eroberer von Konstantinopel erlassene grausame Gesetz des Brudermords zur Anwendung brachte, so rührte

dies nur daher, daß die beiden feindlichen Brüder in jenem Augenblicke sehr weit von einander entfernt lebten, indem Bajazet Statthalter des Sandschaks (der Provinz) Kastemuni, des alten Paphlagoniens, war, und Dschem, der bei dem Tode Mohamed's II. nicht mehr als zweiundzwanzig Jahre zählte, die Verwaltung von Karamanien führte, wo ihm sein gutes Benehmen die Liebe der Bevölkerung erworben hatte. Dieser kriegerische und von Ehrgeiz erfüllte Prinz wollte Bajazet von dem Pfade der Macht verdrängen. Er behauptete, daß er, als während der Regierung Mohamed's II. geboren, ihm eher auf dem Throne zu folgen das Recht habe, wie sein Bruder, der vor der Erhebung ihres Vaters zur souverainen Gewalt auf die Welt gekommen sei. Dschem's Sache war weder gerecht noch billig; aber das Unglück dieses Prinzen hat sein Andenken interessant gemacht. Wir wollen sein tragisches Schicksal hier in der Kürze andeuten.

Dschem marschirte an der Spitze eines von ihm ausgehobenen Heeres gegen Konstantinopel, stieß bei Brusa auf die Truppen Bajazet's, besiegte sie, bemächtigte sich dieser alten Hauptstadt des Osmanenreiches und schlug sodann seinem Bruder vor, die von Mohamed II. und seinen Vorfahren eroberten Staaten zu theilen. Er verlangte die asiatischen Provinzen für sich und wollte Bajazet Stambul, die europäischen Sandschaks und die Inseln des Archipels lassen. Die alte Prinzessin Seldschukatun, eine Tochter Mohamed's I., Tante Mohamed's des Eroberers und Großtante der beiden Rivalen, drang flehendlich in den Sultan, diesem Bruderkriege ein Ende zu machen und in den von Jenem vorgeschlagenen Familienvergleich zu willigen. „Unter den Königen giebt es keine Verwandtschaft," hatte ihr der erzürnte Bajazet geantwortet; „Dschem muß sich entweder unbedingt meinem Willen unterwerfen, oder sterben."

Der aufrührerische Prinz konnte den ungleichen Kampf jedoch nicht lange bestehen, da der Sultan der kleinen Schaar von karamanischen Kriegern, welche Dschem befehligte, alle seine Streitkräfte und zahlreiche Turkomannenbanden entgegenstellte. Auf der Ebene von Jeni-Scher in Bithynien im Monat Juni 1481, siebenundvierzig Tage nach dem Tode Mahomed's II., besiegt, rettete Dschem nur dadurch seinen Kopf, daß er mit einigen treuen Dienern nach Egypten floh. Nach der Niederlage des Prinzen begaben sich turkomannische Abgeordnete zu Bajazet II. und baten ihn, zum Lohne für den Dienst, welchen sie ihm geleistet, indem sie sich

gegen seinen rebellischen Bruder erklärt hatten, um Steuerbefreiung. Der Sultan verurtheilte sie sämmtlich zum Galgen. „Das," sagte er, „ist der Lohn, welcher Sclaven gebührt, die sich, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, in die Angelegenheiten von Padischahs (Kaisern) zu mischen wagen. Es wird von ihnen nichts verlangt, als unbedingter Gehorsam. Wenn sich zwei Erben eines Reiches um die Krone streiten, so geziemt es keinem Fremden, mag er nun Freund oder Feind sein, sich zwischen sie zu stellen. Warum hat der erbärmliche Pöbel seine Hand gegen ein hohes Haupt zu erheben gewagt?" Wir müssen hier erwähnen, daß die Turkomannen Dschem auf seiner Flucht verfolgt und ihn zu ermorden versucht hatten, was weit entfernt gewesen sein würde, Bajazet zu misfallen. Eine reine Laune hatte ihm das Todesurtheil gegen die Turkomannen eingegeben und den schwachen, grausamen Fürsten zu den angeführten Worten veranlaßt. Er trieb während seiner ganzen Regierung mit den Menschenleben sein Spiel und wir werden bald sehen, welche Mittel er anwendete, um sich des unglücklichen Dschem zu entledigen.

Der durch die Hoffnungen seiner Anhänger in Anatolien verlockte Prinz kam, nachdem er seinen Aufenthalt in Kairo zu einer Wallfahrt nach Mekka benutzt hatte, im Jahre 1482 wieder nach Karamanien, lieferte den Truppen seines Bruders neue Schlachten und ertheilte einem seiner Generale, Mohamed Bei, den Auftrag, mit Bajazet über den Frieden zu unterhandeln, indem er sich diesmal mit der Abtretung einiger Provinzen in Asien begnügen wollte. „Die Braut des Reiches," antwortete der Sultan, „kann nicht unter zwei Nebenbuhler getheilt werden. Dschem möge also die Hufe meines Pferdes und den Saum meines kaiserlichen Mantels nicht mehr mit moslemitischen Blute beflecken! Ich kann nichts weiter thun, als meinem Bruder Geld genug geben, um in der Einsamkeit leben zu können." Dschem antwortete hierauf: „Ich verlange nicht Geld, sondern ein Reich!" Aber er wurde zum zweiten Male von dem kaiserlichen Heere besiegt und sah sich genöthigt, die Ritter von Rhodus um eine Freistätte zu bitten, welche ihm diese auch auf das ehrenvollste gewährten. Der Prinz bestieg eine Barke des Ordens, um den Verfolgungen der Soldaten seines Bruders zu entrinnen und schoß von hier aus ein an einem Pfeil befestigtes Schreiben an seinen Bruder unter die am Strande Stehenden ab. „Unbarmherziger!" sagte er darin, „ich muß also



meine Zuflucht zu den Feinden unserer Religion und unseres Volkes nehmen, um nicht in Deine mörderischen Hände zu fallen! Gott wird mich aber rächen. Deine eigenen Kinder werden Dich dereinst mit denselben Leiden überhäufen, welche Du mich erdulden läßt. Allah Kerim (Gott ist groß)!" Der Sultan las diese düsteren, prophetischen Worte mit unwillkürlicher Unruhe.

Die Pflichten der Ehre und der Gastfreundschaft geboten den Johanitterrittern, ihren Gast nicht an Bajazet auszuliefern und sie entsprachen denselben, trotz der wiederholten Aufforderungen des Padischah. Der türkische Kaiser, welcher die Streiter fürchtete, deren Tapferkeit die Anstrengungen Mohamed's II. gegen Rhodus vereitelt hatte und überdies besorgte, daß Dschem die Mächte des Abendlandes gegen Stambul unter die Waffen rufen könne, beeilte sich, einen Friedensvertrag mit dem Großmeister Peter von Aubusson zu unterzeichnen. Eine von den Clauseln dieses Vertrags enthielt die Bestimmung, daß der Sultan dem Orden einen jährlichen Tribut von funfzigtausend venetianischen Ducaten für die Festhaltung seines Bruders in einer von den abendländischen Besitzungen des Ordens zahlen solle. Diese für die Türken schmachvolle Negociation erregte das Murren der alten Ruhmesgenossen Mohamed's II., von denen besonders Einer, der Großwessir Achmed, welcher sich im Jahre 1453 tapfer an der Seite jenes Fürsten auf den Wällen von Konstantinopel geschlagen hatte, darüber klagte, daß das Reich des Halbmonds sich unter dem furchtsamen Bajazet entehrt habe, indem es „einer Handvoll Giauren und Inselbewohnern tributpflichtig geworden sei." Der alte Achmed mußte diese muthigen Worte mit seinem Leben bezahlen. Bajazet II. ließ ihn durch einen Stummen zu Adrianopel erdolchen. Dschem dagegen, der, ohne ein Heer und eine anerkannte Souverainetät zu besitzen, mit den Rittern, deren Gefangener er war, als souveraine Macht unterhandelte, unterzeichnete bei ihnen ein Document, worin er sich verpflichtete, wenn er jemals das Reich erhalten sollte, mit dem Orden in ewigem Frieden zu leben, alle seine Häfen den Flotten desselben zu öffnen und jährlich dreihundert Christensclaven die Freiheit zu schenken. Da Aubusson dachte, daß Dschem's Leben im Abendlande sicherer sein würde, als in Rhodus selbst, wohin Bajazet zuweilen als Kaufleute verkleidete Meuchelmörder sendete, schickte er Dschem nach Frankreich und wies ihm die Comthurei Bourgneuf in Poitou

zum Aufenthalt an. Ehe er dort anlangte, durchreiste Dschem unter einer starken Escorte einen Theil von Frankreich, „wo," wie ein Chronist sagt, das ganze Landvolk herbeieilte, um den Sohn des Sultans, welcher Konstantinopel eingenommen hatte, zu sehen." Hierauf besuchte der Prinz Chambery und hielt sich vier Monate lang in Nizza auf. „Welche sonderbare Stadt das Nizza ist!" sagte eines Tages der türkische Prinz, „man bleibt darin, wenn man auch die Neigung und das Bedürfniß, sie zu verlassen, fühlt!" Es lag in diesen Gedanken zugleich der Ausdruck der Bewunderung für die malerische Stadt und ein sich dem Herzen des fürstlichen Verbannten entringendes Gefühl tiefer Trauer. Dschem liebte die Dichtkunst und hat sehr geschätzte Poesien hinterlassen. Es ist bemerkenswerth, daß Nizza die einzige christliche Stadt ist, welche ein moslemitischer Dichter und besonders ein aus fürstlichem Geblüt entsprossener Dichter besungen hat.

Die Pest, welche im Jahre 1483 in Nizza ausbrach, nöthigte die Rhodiser Ritter, unter deren Hut sich Dschem befand, sich von dort zu entfernen und der Sohn Mohamed's II. mußte ihnen in die Gebirge des Dauphiné folgen. In einem Schloß in der Nähe von Sassenage verwahrt, fand Dschem in der Betrachtung der durch die reißenden Gewässer des Drac und der Isère belebten großartigen, wilden Gegend eine Milderung seiner Schmerzen. Die Liebe und zwar eine wahrhaft chevalereske Liebe trug ebenfalls das Ihrige bei, der bekümmerten Seele des hohen Gefangenen einigen Trost einzuflößen. Ein im Jahre 1673 zu Grenoble gedrucktes Werk unter dem Titel „**Zizimi, prince ottoman, amoureux de Philipine Hélène de Sassenage, histoire dauphinoise**" hat die Schicksale der Leidenschaft des französischen Edelfräuleins für den Nachkommen Osman's aufbewahrt und dieses Buch, welches bisher als ein Roman betrachtet wurde, ist in seiner Grundlage, wenn auch vielleicht nicht in seinen Einzelnheiten, vollkommen wahr. Dschem konnte nur durch das schmale Fenster seines Thurmes die junge Helene von Sassenage erblicken, wenn seine Wohnung nicht von zudringlichen Hütern umringt war. Die beiden Liebenden begannen einen geheimen Briefwechsel, aber einige Monate darauf wurde Dschem nach der Auvergne gebracht, wohin er in seinem Herzen den Gedanken der Liebe, die Erinnerung der Dankbarkeit für Helene mitnahm, „jene Blume des Gebirgs", wie er sich ausdrückte, „deren Duft, dessen Lieblichkeit größer war als der der Rosen von

Kerman, ihn so oft berauscht hatte, indem er ihm den tröstenden Strahl der Hoffnung zeigte!" Aber auch diese Hoffnung verlor er, als er sich auf ewig von dem Burgfräulein von Sassenage — von der einzigen Oase, die er in der Wüste des fremden Landes angetroffen hatte, — entfernte.

Unterdessen zog die eigennützige Politik Aubusson's Dschem's Gefangenschaft in die Länge. Da jedoch der Großmeister ein Vasall Innocenz VIII. war, so gebot ihm der Oberhirt der Kirche, den moslemitischen Prinzen ihm zur Verfügung zu stellen und dieser langte im März 1489 in Rom an. Um den Orden für die 50,000 Ducaten, welche er bisher von dem Sultan von Stambul erhalten hatte, zu entschädigen, gewährte ihm der heilige Stuhl bedeutende Vorrechte und Aubusson wurde zur Würde eines Cardinals erhoben — ein Titel, welcher für einen Kriegsmann und Souverain nicht besonders paßte. Als Dschem in einem von den Sälen des Vaticans Innocenz VIII. vorgestellt wurde, weigerte er sich, seinen Turban abzunehmen und vor dem Papste das Knie zu beugen. Er ging, ohne das Haupt zu entblößen und sich zu verneigen, gerade auf ihn zu und küßte ihn ehrerbietig auf die Schulter, worauf er den Papst in von einem edeln Stolze erfüllten Ausdrücken bat, ihn in seinen Schutz zu nehmen. Der Papst behandelte ihn als König und Sohn und suchte ihn zum christlichen Glauben zu bekehren. Dschem antwortete ihm jedoch: „Ich werde meinen Glauben weder um des osmanischen Reiches, nach welchem ich noch strebe, noch um der Herrschaft über die ganze Erde willen abschwören." Innocenz achtete die Gewissensbedenken des Gefangenen und richtete freundschaftliche, tröstende Worte an ihn.

In jener Zeit bildete sich ein europäischer Bund, der jedoch bald von den Zänkereien der christlichen Könige auseinandergerissen wurde, gegen die Türkei. Andreas Paläologus, der Neffe des letzten Kaisers von Konstantinopel, der gleich Dschem als Flüchtling im Abendlande lebte, hatte seine Rechte auf das griechische Reich an Karl VIII., König von Frankreich, verkauft. Diese Kriegsgerüchte, welche den Sultan zu Ohren kamen, setzten ihn in um so größern Schrecken, als die Rhodiser Ritter nicht mehr für seinen Bruder verantwortlich sein wollten und es Bajazet II. nicht unbekannt war, daß der junge ehrgeizige Karl VIII. ihm noch einen weiteren Feind entgegenstellen wollte, indem er seinen Bruder gegen ihn bewaffnete.

Unterdessen kam ein Gesandter des Sultans Namens Macrino mit dem Auftrage, Dschem und den Papst zu ermorden, in Rom an. Er gestand sein verbrecherisches Vorhaben ein und wurde vom Papste begnadigt. So lange Innocenz VIII. lebte, ward Dschem in Rom mit allen seinem Rang und Unglück gebührenden Rücksichten behandelt; aber Borgia, welcher Innocenz VIII. unter dem Namen Alexander VI. auf den päpstlichen Stuhl folgte, derselbe Borgia, dessen Regierung nur eine lange Reihenfolge von Verbrechen war, betrachtete die Freiheit und das Leben Dschem's als einen Handelsartikel. Er machte Bajazet den Vorschlag, den Prinzen entweder für die jährliche Summe von 50,000 Ducaten, welche Jener an Aubusson gezahlt hatte, in der Gefangenschaft zu behalten, oder ihn gegen eine ein für allemal gemachte Zahlung von dreimalhunderttausend Ducaten zu tödten. In einem Schreiben, welches der Sultan bei dieser Veranlassung an Alexander VI. richtete, sagte er ihm, daß sein Bruder so gut wie alle anderen Menschen dem Tode ausgesetzt sei und daß es im Interesse des Papstes sowohl, wie in dem des Padischah liege, daß er sein irdisches Dasein sobald wie möglich beendige. „Seid daher so gefällig," fügte Bajazet hinzu, „meinen Bruder zur Erlösung von dem Elend dieser Welt zu verhelfen und durch Eure Fürsorge seine Seele zu den Freuden des Himmels zu befördern." Die von Borgia verlangten 300,000 Goldstücke begleiteten den frommen Brief.

Alexander VI. hielt Dschem in der Engelsburg eingeschlossen, als am 30. December 1494 Karl VIII. an der Spitze seines Heeres in Rom anlangte und Borgia aufforderte, ihm den gefangenen Prinzen auszuliefern, welchen er nach Neapel führte, dem aber Alexander VI., um die 300,000 Goldstücke zu verdienen, bereits ein langsames Gift beigebracht hatte. Es war dies das berüchtigte weiße Pulver, welches er dazu benutzte, um sich seiner Cardinäle zu entledigen und womit er sich endlich selbst vergiftete. Dschem starb am 24. Februar 1495, im Alter von sechsundreißig Jahren, zu Neapel, nachdem er dreizehn Jahre gefangen gewesen war. Kurz vor seinem Tode hatte er den Wunsch ausgesprochen, in seinem Vaterlande begraben zu werden und sein letzter Wille wurde erfüllt. Eine türkische Gesandtschaft kam nach Italien, um seine irdischen Reste zu verlangen, brachte dieselben nach Konstantinopel und Bajazet II. befahl, seinen Bruder in Brusa an der Seite seiner Vorfahren beizusetzen.

So verschwand Dschem, dessen abenteuerliches und von so vielen Leiden durchkreuztes Leben Europa und Asien gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts beschäftigte, von der Welt.

Die türkischen Geschichtschreiber haben Bajazet II. den Titel Sofi (Beschaulicher Weiser) beigelegt. Dieser Sultan fand im Innern des Serails, wo seine Tage dahinflossen, erst nach dem Untergange des Bruders, dessen Tod er erkaufte, die gewünschte Ruhe. Hammer sagt, daß Bajazet einen sanften und friedliebenden Charakter besessen habe. Wir fürchten jedoch, daß er die stete Heuchelei, wovon das politische Leben des Sultans erfüllt war, für Sanftmuth gehalten hat. Bei der Erwähnung der heimlichen Ermordung des Großwessirs Achmed gesteht Hammer indessen ein, daß dies in Folge nicht eines plötzlich entflammten Zorns, sondern einer lange genährten Rache geschehen sei. Bajazet hatte in seinem Charakter etwas von Ludwig XI. und Sardanapal. Der Sultan, welcher bei allen Veranlassungen den vollkommensten Gleichmuth bewahrte, liebte gleich seinem Vater milde und höfliche Formen und sendete seine Opfer mit der größten Courtoisie zum Tode. Dieser Familienmord ist nicht der einzige, welchen ihm die Geschichte vorzuwerfen hat. Als sich zwei von seinen Söhnen, Alzian und Mohamed, in ihren Sandschaks für unabhängig erklärten, ließ sie Bajazet Beide hinrichten, den Einen durch den Strang, den Anderen durch Gift. Dergleichen Handlungen dürften wohl geeignet sein, dem Rufe eines sanften und friedliebenden Charakters zu schaden. Gritti, welcher unter Bajazet II. Gesandter in Konstantinopel war und später Doge von Venedig wurde, drückte sich über den Sultan folgendermaßen aus: „In seinem fleischigen Gesicht bezeichnet nichts einen grausamen oder gefährlichen Menschen. Man sieht im Gegentheil auf demselben einen Ausdruck von Trübsinn, von Aberglauben und Halsstarrigkeit, mit einer Beimischung von Geiz, herrschen. Er ist in der Astrologie und der Theologie, deren Studium er beständig obliegt, sehr gelehrt. Er hat seit vielen Jahren schon dem Weine, welchen er früher misbrauchte, entsagt, ohne sich jedoch der Genüsse von anderer Natur zu enthalten und die Ausschweifungen haben ihn vor der Zeit zum Greise gemacht."

Bajazet war unbedingt kein Kriegsheld. Er liebte den Kampf nicht und man hat ihn nie an der Spitze seiner Heere, die er nur im äußersten

Nothfalle gegen den Feind sendete, gesehen. In Folge mörderischer Kämpfe verleibte er jedoch seinem Reiche mehrere wichtige Punkte, wie z. B. Lepanto, ein, wo siebzig Jahre darauf die Christenheit dem Islam einen zerschmetternden Schlag beibrachte. Fernere Eroberungen waren Koron in Messenien, Modon, das alte Metonthes, welches 1825 von der Verbrennung der auf seine Rhede zurückgezogenen türkischen Flotte Zeuge wurde und Navarin, das alte Pylos, die Vaterstadt Nestor's, welches von den Türken Zanchio genannt wird, wo am 20. October 1827 durch die verbündeten Mächte die türkisch-ägyptischen Kriegsschiffe verbrannt wurden und dessen Name sich mit dem Triumphe des befreiten Griechenlands mischt. Diese verschiedenen Besitzungen entriß Bajazet den Venetianern, sowie er auch den Ungarn einige Provinzen mit den Waffen wegnahm. Der Sultan war ein geschickter, wenn auch furchtsamer Politiker. Die ersten diplomatischen Verbindungen zwischen den christlichen Staaten und der Pforte wurden unter seiner Regierung angeknüpft. Er brachte die äußere Politik der Türkei in eine gewisse Form, schickte Gesandtschaften nach Europa und Asien und empfing in Konstantinopel die Repräsentanten beinahe aller Höfe der Welt. Rußland, dessen Herrscher damals Iwan III. (1495) war, schickte unter der Regierung Bajazet's II. seinen ersten Gesandten nach Konstantinopel. Der moskowitische Bevollmächtigte, welcher Pleschtschesef hieß, hatte den Auftrag, mit der türkischen Regierung einen Handelstractat zu schließen. Michael sollte, den Befehlen seines Herren gemäß, keine Kniebeugung machen, wenn er bei Bajazet erschien und keinem andern Gesandten den Vortritt gestatten. Er ging noch weiter, als es seine Instructionen verlangten und zeigte sich dem Sultan und seinen Ministern gegenüber starr und hochfahrend. Der von einem solchen Benehmen mit Recht verletzte türkische Kaiser schrieb folgenden Brief an Mengeli, den Chan der Krim, einen Verbündeten Iwan's III.: „Der Monarch von Rußland, mit welchem ich in freundschaftliche Verbindung zu treten wünsche, hat einen rohen Menschen zu mir gesendet. Ich kann ihn also nicht von einem meiner Sclaven in sein Vaterland zurückbegleiten lassen, da ich fürchten muß, daß sie gemishandelt würden. Im Morgenlande wie im Abendlande geachtet, würde ich erröthen, wenn mir eine solche Schmach widerführe." Es ist merkwürdig, daß sich Bajazet in diesem Falle nicht direct an den Zar wendete, dem er jedoch keine



seiner Forderungen abschlug. Hier ist noch ein Ereigniß zu erwähnen, welches die Veranlassung zu dem noch jetzt gebräuchlichen Ceremoniel bei der Vorstellung von Fremden bei dem Sultan von Stambul gegeben hat. Im Jahre 1492 machte ein als Derwisch verkleideter Moslem einen Versuch gegen das Leben Bajazet's II. und der Mörder wurde sofort von den Wachen des Padischah zusammengehauen. Bei dieser Gelegenheit ward die Etikettenregel aufgestellt, daß sich Niemand bewaffnet vor dem Sultan einfinden dürfe und Diejenigen, welche zur Audienz gelassen werden, ja selbst die Gesandten, zu ihren Seiten zwei Kammerherren haben, welche ihnen die Arme halten. Diese Regel hat jedoch in neuerer Zeit etwas von ihrer Strenge verloren.

Der kriegerische Geist, welchem die Türken ihre Größe und Stärke verdankt hatten, schwächte sich unter Bajazet II. ab. Die Eroberungen dieses Fürsten waren für die osmanische Pforte mehr lästig als nützlich geworden und ihre Heere wurden beständig von den ägyptischen Mameluken geschlagen. Gonsalvo von Cordova, der große Heerführer, welcher so viel zur Vertreibung der Mauren aus Spanien, nachdem sie dasselbe siebenhundert Jahre lang beherrscht, beigetragen hatte, verjagte die Türken an der Spitze einer Flotte Ferdinand's des Katholischen aus dem jonischen Meere, bemächtigte sich Aeginas und Cephaloniens, während Peter von Aubusson als Befehlshaber der Seemacht des Papstes die moslemitischen Besitzungen des Archipels bis zum Eingange der Dardanellen verheerte (1500). Statt diese Feindseligkeiten dadurch zu erwidern, daß er sein Reich gegen die Christenheit unter die Waffen rief, wie es die Sieger von Byzanz und Griechenland verlangten, unterzeichnete Bajazet Friedensverträge mit Venedig und Ungarn. Die Janitscharen, für welche die Unthätigkeit eine Schande und der Krieg ein Bedürfniß war, lehnten sich jedoch dagegen auf und geriethen in Entrüstung gegen den Sultan, dem sie den Giauern gegenüber Schwäche und in seinem Serail feige Trägheit vorwarfen. Bajazet hatte Achmed, seinen ältesten Sohn, zu seinem Nachfolger in der Herrschaft des Reiches bestimmt; aber die Janitscharen verwarfen diese Wahl und forderten den Prinzen Selim, Gouverneur des Sandschaks Trapezunt und Bruder Achmed's zum Sultan. Der unbändige Charakter Selim's, welcher Prinz den Beinamen Jauf (der Scharfe) erhielt und den man den Absalon des Hauses Osman nennen könnte, sagte den

unruhigen Janitscharen besser zu als der Achmed's, welcher seine Freude nur in der Ruhe, dem Studium der Musik und des Korans fand. Selim rückte an der Spitze eines Heeres, unter dem Vorwande, gegen seinen Vater die Pflichten eines guten Unterthans und Sohnes zu erfüllen, nach Konstantinopel vor. Bajazet zog ihm entgegen und besiegte ihn in einer Feldschlacht. Selim hob neue Truppen aus und marschirte abermals nach Stambul, wo er diesmal ohne Widerstand zu finden anlangte. Die Janitscharen öffneten ihm die Thore der Stadt und empfingen ihn mit ihren Jubelrufen. Sie erschienen mit dem Volke und den Wessiren an dessen Spitze vor dem kaiserlichen Palaste, wo sie Bajazet auf seinem Throne sitzend empfing. „Was verlangt ihr?“ sagte der Sultan zu ihnen. —„Unser Padischah ist alt und krank,“ riefen sie einstimmig; „wir wollen statt seiner den Sultan Selim begrüßen!“ Der alte Kaiser sieht, daß seine Absetzung eine ausgesprochene Sache ist und sucht vergeblich unter seinen Umgebungen nach ihm treugebliebenen Dienern. „Ich trete die Regierung an meinen Sohn ab“, sagt er, indem er vom Throne steigt, „möge Gott seine Regierung segnen.“ Selim erscheint und wirft sich mit heuchlerischen Ehrfurchtsbezeigungen seinem Vater zu Füßen und dieser verlangt von ihm nur die einzige Gunst, sich nach Demotika, seiner Geburtsstadt, zu begeben und dort ruhig sein Leben beschließen zu dürfen. Selim verspricht, daß er dort stets als Kaiser behandelt werden solle. Bajazet verläßt Stambul und stirbt auf dem Wege nach Demotika, an ihm auf Befehl seines Sohnes gereichtem Gifte, am 26. Mai 1512, im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters und im einunddreißigsten Jahre seiner Regierung.

Auf diese Weise erfüllten sich die prophetischen Worte Dschem's.

Selim entriß dem Brudermörder, welcher sich überdies der Tödtung zweier von seinen Söhnen schuldig gemacht hatte, das Scepter und das Leben. Bajazet II., ein treuer Beobachter der Lehren des Islam (jedoch mit Ausnahme derjenigen, welche den Wein betrafen, dessen Genusse er erst in den letzten Jahren seines Lebens entsagte), hatte gewissenhaft den Staub sammeln lassen, welcher sich in seinen Kriegen gegen die Christen an seine Kleider und Stiefeln gehängt hatte und er verordnete, was auch geschah, daß dieser Staub nach seinem Tode auf seine Wangen gelegt werden möge, „damit er“, wie Seadeddin sagt, „sein Grab durch den guten

Geruch des heiligen Krieges, wie mit Moschus einbalsamiren und so das ewige Feuer von sich abwenden könne." Ein alter osmanischer Schriftsteller hatte in der That gesagt, daß Gott Denjenigen vor den Flammen der Hölle behüten werde, dessen Füße sich „auf dem Pfade Gottes" mit Staub bedeckt hatten; dem moslemitischen Aberglauben mangelt es selten an einer poetischen Seite.

Drittes Kapitel.

Charakter Selim's I. — Sein Plan, die Christen in Konstantinopel auszurotten. — Auf welche Weise die Ausführung desselben verhindert wird. — Religiöse Secten unter den Moslemin. — Die Schiiten und Sunniten. — Blutbad unter den Schiiten im osmanischen Reiche. — Der persische Krieg. — Eroberung von Diarbekr und Kurdistan. — Der Charakter, welchen Selim seinen Angriffen gegen die Moslemin ertheilen will. — Er erobert Syrien, Palästina uud Aegypten. — Kampf der Mameluken gegen die Türken. — Heroischer Tod des Sultan Tuman Bei und des Prinzen Kur Bei. — Schicksal der Mameluken. — Ermordung des Junis Pascha. — Tod Selim's I. — Eroberungsperiode des osmanischen Reichs. — Thronbesteigung Soleiman des Prächtigen (1512—1526).

„Um mit Vergnügen regieren zu können", hatte Selim gesagt, ehe er noch durch die Ermordung seines Vaters auf den Thron gelangt war, „muß man ohne Furcht regieren;" d. h. Jeden, der dem Sultan unangenehm werden kann, hinrichten lassen. Dies ist der politische Wahlspruch der Tyrannen jedes Zeitalters und Landes. Und der Sohn Bajazet's II. handelte demselben gemäß. Selim I. war ein bedeutender Kriegsmann, ein fanatischer Moslem, ein Feind der entnervenden Freuden des Harem, welcher lebte, um zu regieren, ein Mann von unerbittlichem Charakter und ungeheuerer Energie; er duldete keinen Widerstand und fand gewissermaßen an dem Blute und den Thränen, die er vergießen ließ, seine Lust. Er war ein Repräsentant des Despotismus in seiner furchtbarsten Gestalt. Eine unter den Türken des sechszehnten Jahrhunderts gebräuchliche Verwünschung charakterisirt die Grausamkeit des Fürsten. Wenn sich zwei Türken zankten, so pflegten sie zu einander zu sagen: „Möchtest Du

doch Wessir des Sultan Selim werden." Dies rührt, sagt hierüber ein moslemitischer Geschichtschreiber, „davon her, daß die Wessire des Padischah fast alle nach einmonatlichem Dienst abgesetzt und dem Henker überliefert wurden. Sie trugen daher stets ihr Testament bei sich und glaubten jedesmal, wenn sie aus dem Divan (der Rathsversammlung) kamen, aus dem Grabe auferstanden zu sein." Piri Pascha, einer der besten Generale Selim's, sagte eines Tages mit halb ernster, halb scherzhafter Miene zu seinem blutdürstigen Kaiser: „Mein Padischah, ich weiß, daß Du mich, Deinen getreuen Sclaven, früher oder später unter irgend einem Vorwande stranguliren oder enthaupten, oder vergiften lassen wirst; willst Du mir nicht, ehe dieser Augenblick eintritt, einige Stunden lang Freiheit gestatten, um meine weltlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mich zum Erscheinen vor Gott vorzubereiten?" „Ich denke allerdings daran", antwortete Selim lachend, „aber ich habe in diesem Augenblicke Keinen, der Dich in den Functionen eines Wessirs ersetzen könnte. Bakalun! Bakalun! (wir wollen sehen, wir wollen sehen!)". Bei seiner Thronbesteigung ließ Selim seine beiden Brüder Achmed, welchen Bajazet II. zu seinem Thronfolger bestimmt hatte und Korkud, welcher Gouverneur eines asiatischen Sandschaks war, und fünf von seinen Neffen ermorden. Drei Söhne des Prinzen Achmed entgingen dem Blutdurste ihres Oheims nur durch die Flucht nach Persien.

Nachdem er auf diese Weise seine nächsten Verwandten seiner Sicherheit aufgeopfert hatte, wozu ihm allerdings das Gesetz Mohamed's II. das Recht gab, und eine Menge von dem Andenken der ermordeten Prinzen treugebliebenen Moslemin zum Tode verurtheilt hatte, faßte Selim den Plan zu einem Blutbad in größerm Maßstabe. Der Eroberer von Konstantinopel hatte, wie wir gesehen haben, die Hälfte der Kirchen dieser Stadt in Moscheen verwandelt, die andere Hälfte jedoch den Christen gelassen und ihnen freie Religionsübung verstattet. Diese Politik war nicht nach dem Geschmack seines Enkels, welcher Mohamed II. wegen ihrer Befolgung tadelte. Selim faßte den Plan, die Christen von Konstantinopel sämmtlich auszurotten. Da er seinen Verbrechen eine religiöse Sanction zu verleihen wünschte, so legte er Dschemali, dem Großmufti von Konstantinopel folgende hinterlistige Frage vor. „Was ist verdienstlicher, die ganze Welt zu unterjochen, oder die Völker zum Islam

zu bekehren?" Der Mufti, welcher nichts von den Absichten des grausamen Padischah ahnte, gab ihm zur Antwort, daß es für Gott nichts Angenehmeres geben könne, als die Bekehrung der Ungläubigen. Hierauf ertheilte Selim sofort Piri Pascha den Befehl, sämmtliche Kirchen in Moscheen zu verwandeln, den christlichen Gottesdienst in Konstantinopel zu untersagen und die Bekenner Christi, welche sich weigern würden, den mohamedanischen Glauben anzunehmen, tödten zu lassen. Der über den soeben erhaltenen Befehl entsetzte Wessir, ein gerechter und für die auf diese Weise dem Tode geweihten Christen von Mitleid erfüllter Mann, eilt sofort zu dem Mufti, welcher bedauerte, durch seinen Ausspruch, ohne sein Vorwissen, die seit lange schon vom Kaiser vorbereiteten Mordthaten und Ungerechtigkeiten gebilligt zu haben. Die beiden Großwürdenträger des Reichs setzten insgeheim den Patriarchen von Konstantinopel von dem Vorgefallenen in Kenntniß und ermahnen ihn, sich, von seiner ganzen Geistlichkeit begleitet, zum Padischah zu begeben, während sie ihm versprachen, ihrerseits ihren ganzen Einfluß bei dem Sultan aufzubieten, um ihn von seinem tyrannischen Vorsatze abzubringen. Die christlichen Priester werden bei Selim zur Audienz vorgelassen und erinnern Se. Hoheit an das von Mohamed II. ertheilte Versprechen, den Kindern des Evangeliums die Hälfte ihrer Kirchen und die freie Uebung ihres Gottesdienstes zu verstatten. Die Urkunde, durch welche alle diese Versprechungen stipulirt worden sind, ist bei einer Feuersbrunst verbrannt; der Patriarch fordert drei alte Janitscharen, welche Konstantinopel im Jahre 1453 hatten einnehmen helfen, zur Abgabe ihres Zeugnisses auf und die drei Veteranen bezeugen in Gegenwart Selim's die muthvoll von dem Patriarchen behauptete Wahrheit. Der Sultan achtet das Wort seines Großvaters in Bezug auf die Religionsübung, entsagt der beabsichtigten Niedermetzelung der Christen, nimmt ihnen jedoch alle ihre Kirchen, indem er sagt, daß der Koran nicht wolle, daß die Götzendienerei noch länger so schöne Gebäude besudeln solle.

Die Menschlichkeit Piri Pascha's und Dschemali's hatte die Christen von Konstantinopel vor einem allgemeinen Gemetzel bewahrt; aber den schismatischen Moslemin der Provinzen des osmanischen Reichs ging es nicht so gut, denn in den Augen der Türken sind die irrgläubigen Moslemin verabscheuenswerther, als die Christen. Die Giauern verwerfen wenigstens offen die Lehre Mohamed's und man weiß, woran man sich ihnen

gegenüber zu halten hat, während die dem Gesetze des Propheten ungetreuen Moslemin dieses Gesetz wissentlich entstellt haben. Ihre Rebellion gegen den Koran läßt sich daher weder durch unablässiges Gebet, noch durch wiederholte Wallfahrten, noch durch Almosen abbüßen, und ein türkischer Soldat, welcher einen schismatischen Moslem auf dem Schlachtfelde tödtet, verrichtet damit ein verdienstlicheres Werk, als wenn er siebzig Christen den Tod gäbe.

Die Schüler Mohamed's spalten sich in zahlreiche Secten von denen die beiden wichtigsten, die Schiiten und die Sunniten, sich mit unversöhnlichem Hasse gegenüberstehen. Die Schiiten, welche in Persien und Indien die Ueberzahl bilden, sind für die Sunniten dasselbe, wie die Protestanten für die Katholiken. Wir wollen hier nicht von den zweiundsiebzig Artikeln des Korans sprechen, die der sunnitischen Glaubenslehrern nach das Schisma oder vielmehr die Ketzerei der Perser bilden, sondern nur sagen, daß der Angelpunkt der Spaltung der beiden feindlichen Secten auf der Nachfolge der vier Statthalter Mohamed's, Abu Bekr, Omar, Osman und Ali zum Kalifen beruht, und daß diese Spaltung bis zu den ersten Anfängen des Islams hinaufgeht. Der arabische Prophet hatte keinen männlichen Nachkommen und starb, ohne seinen Nachfolger auf dem Throne von Mekka bezeichnet zu haben, aber Ali, der glühendste und geliebteste seiner Schüler hatte sich mit Fatme, die Tochter Mohamed's vermählt und die Perser behaupten, daß die Würde eines Imams (Hauptes der Religion) in der Familie des Propheten erblich sei und sich in dem Gatten Fatme's und ihren Nachkommen fortpflanzen müsse. Sie sagen, daß Mohamed die Besetzung eines Amts, von welcher der Triumph des Glaubens abhing, nicht den Launen einer Erwählung habe überlassen wollen, und daß demnach die politische und religiöse Herrschaft über Arabien mit vollem Rechte Ali, dem Adoptivsohne Mohamed's angehöre; sie beschuldigen Abu Bekr, Omar und Osman, durch verbrecherische Ränke den großen Ali vom Throne verdrängt zu haben und der Reihe nach selbst der menschlichen Gerechtigkeit und den Gesetzen der Religion zum Trotz, hinaufgestiegen zu sein; sie weihen die drei ersten Kalifen der ewigen Verdammniß und erkennen nur Ali als Statthalter Mohamed's an. Die Sunniten dagegen verehren das Andenken Ali's ebenso wie das seiner Nachfolger, denn der Prophet hat gesagt: „Meine Gefähr-



ten gleichen Sternen. Wem unter ihnen Ihr auch folgen mögt, ein Jeder wird Euch auf den rechten Weg führen. Meine Gefährten sind diejenigen, welche Ihr nach mir am höchsten ehren müßt. Wer sie liebt, liebt mich — wer sie haßt, haßt mich — wer sie ärgert, ärgert Gott, der sich dereinst rächen wird." Dessenungeachtet behaupten die Sunniten, daß die Reihenfolge der vier Statthalter Mohamed's im Kalifate nur durch den Grad ihrer Heiligkeit bestimmt worden sei, und weisen dem Gatten Fatme's den ersten Rang an.

Hier ist noch hinzuzufügen, daß die Sunna, dasjenige Buch der Moslemin, welches zum Koran in demselben Verhältnisse steht, wie der Talmud der Juden zur Bibel, von den Schiiten, als dem reinen Mohamedanismus zuwider, gänzlich verworfen wird. Dieser Streit ist viele Jahrhunderte hindurch die Veranlassung zum Vergießen von Blutströmen im Orient gewesen und unterhält noch heutzutage eine unversöhnte Feindseligkeit zwischen den Osmanen und den Persern.

Die osmanische Dynastie wurde ebenso wenig wie die der Sophi's, welche im sechszehnten Jahrhundert Persien beherrschte, durch ein Verwandtschaftsband mit den Familien der vier ersten Kalifen verknüpft. Auch die erste von diesen Dynastien war sunnitisch, die letztere schiitisch und diese feindlichen Glaubensbekenntnisse würden hinreichend gewesen sein, um die Türken gegen die Perser zu bewaffnen, wenn der Sultan Selim, der nur von Schlachten und Eroberungen träumte, auch nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die alten großen Besitzungen des Darius zu seinem Reiche zu fügen. Unter Selim's Regierung lebte in verschiedenen Theilen des osmanischen Reichs eine große Anzahl von Schiiten. Im Jahre 1514 sendete dieser, wie ihn Seadeddin nennt, „an Auskunftsmitteln reiche und von Geist erfüllte Kaiser" Beamte mit dem Auftrage aus, Verzeichnisse aufzunehmen, in welchen sich die Namen sämmtlicher Schiiten vom siebenten bis zum siebzigsten Jahre befanden. „Mehr als 40,000 von diesen arglistigen Ketzern", sagt der gleiche Schriftsteller, „wurden auf Befehl des ruhmreichen Padischah getödtet oder zu ewigem Kerker verurtheilt." Diese abscheuliche Schlächterei, die Bartholomäusnacht der Osmanen, wurde das Zeichen zum Ausbruch eines blutigen Krieges zwischen Persien und der Türkei. Der Beherrscher von Persien, Schah-Ismail,

hob Truppen aus und schickte sich an, den Tod seiner Glaubensgenossen zu rächen, während Selim seinerseits zu einem großen Kriegszuge rüstete.

Unter dem Vorwande, dem Koran zu entsprechen, welcher verlangt, daß man seinen Feind warnen soll, ehe man ihn angreift, „damit er sich bedenken und fürchten möge", erließ Selim drei Briefe nacheinander an den Schah von Persien. Er ermahnte ihn in denselben, unter beleidigenden Ausdrücken, den Glauben der Sunniten anzunehmen, wenn er der Wuth seiner Soldaten entrinnen wolle, „deren Schwerter tödtliche Streiche zufügten und deren Pfeile den Feind bis in das Gestirn des Schützen durchbohrten." Hierauf gebot er ihm, sein Reich aufzugeben und diesen Entschluß ohne Zeitverlust zu fassen. „Gehe in Dich, Emir Ismail", fügte Selim hinzu, „entsage Deinen Irrthümern und begieb Dich, ohne zu straucheln, auf den Pfad des Guten. Im Uebrigen Heil Demjenigen, welcher auf den Wegen des Heils wandelt!"

Ismail beantwortete diese Briefe damit, daß er dem Sultan eine Schachtel mit Opium und ein Schreiben in folgenden Ausdrücken zusendete. „Deine Botschaften sind eines Kaisers unwürdig. Sie können nur von einem unwissenden Menschen im Opiumrausche geschrieben worden sein, und aus diesem Grunde sende ich Dir noch mehr Opium." Selim ließ den Gesandten des persischen Schah, welcher ihm diese Dinge überbrachte, pfählen und beauftragte sodann einen Bettler, Ismail eine Kutte, einen Stock, einen Zahnstocher und einen hörnenen Gürtel, als die Tracht eines Derwischs, zu überbringen. „Das steht Dir besser an als der königliche Schmuck. Armer Emir, die Braut der Herrschaft läßt sich nur von Demjenigen umarmen, welcher ohne zu erbleichen die zitternde Schneide eines Schwertes küßt. Aber Dich sieht man nicht — Du versteckst Dich. Laß einen Arzt, der Dich von der Furcht heilen kann, zu Dir kommen. Ich werde Dir zeigen, was Muth ist!" Selim drang ergrimmt an der Spitze von 140,000 Mann in Persien ein, verwüstete alle von ihm durchzogenen Gegenden mit Feuer und Schwert, stieß in der Ebene Tschaldiran auf das von Ismail persönlich befehligte persische Heer; es entbrannte ein mörderischer Kampf, worin vierzehn Chane (Statthalter persischer Provinzen) und ebenso viele türkische Paschas blieben; aber der Sieg erklärte sich für Selim und Ismail verdankte nach seiner Niederlage nur der Schnelligkeit seines Pferdes die Rettung (August 1514).

Die Osmanen fanden in dem feindlichen Lager eine unermeßliche Beute und bald darauf zog Selim als Triumphator in Tebriz oder Tauris, der damaligen Hauptstadt Persiens, ein. Diese Stadt war wegen ihrer moslemitischen Gebäude merkwürdig und der Krieg hat dieselben zwar zerstört, aber sie enthält noch heutzutage mehr als 80,000 Einwohner. Der Sultan, welcher jetzt einen Theil des Landes unter seiner Botmäßigkeit sah, wollte seine Eroberungen weiter verfolgen und erst nach der Unterjochung von ganz Persien nach Konstantinopel zurückkehren; aber die Janitscharen begannen zu murren und erklärten dem Sultan, daß sie in diesem heißen Klima, wo sie von Krankheiten jeder Art decimirt würden, nicht länger bleiben wollten, sodaß der Kaiser zur Rückkehr nach dem Bosporus gezwungen wurde. Wieder in Stambul angelangt, ließ Selim die Rädelsführer der Empörung hängen und zwang durch dieses thatkräftige Benehmen die aufrührerische Miliz zum Schweigen. Im Allgemeinen zeigten sich die Janitscharen nur gegen schwache Fürsten kühn, wovon wir bei der erzwungenen Thronentsagung Bajazet's **II.** bereits ein Beispiel erblickt haben. Aber sie wurden gehorsam und unterwürfig, sobald sie einem energischen Padischah gegenüberstanden, welcher entschlossen war, ihren frechen Ansprüchen keine Nachgiebigkeit zu beweisen. Selim bedauerte daher, daß er seine Rache verschoben und die Rebellen nicht bereits in Persien an Ort und Stelle gezüchtigt hatte. Sein Zug über den Euphrat, welcher mit ebenso viel Tapferkeit wie Talent geleitet worden war, hatte die Einverleibung der großen Provinzen Diarbekir und Kurdistan, welche sich bisher unter der Botmäßigkeit der Schahs von Persien befunden hatten, zur unmittelbaren Folge, und dieselben sind seit 1514 auch stets unter der Herrschaft der Sultane von Stambul geblieben. Selim kündigte durch seine Gesandten sämmtlichen europäischen Mächten seine Siege und Eroberungen in Persien an. Aber nur der Rath der Zehn von Venedig, den seine commerciellen Interessen im Oriente nöthigten, mit der osmanischen Pforte im guten Einvernehmen zu bleiben, beglückwünschte den Sultan wegen seiner glänzenden Erfolge jenseits des Euphrat.

Jeder Krieg, welchen Selim unternahm, mußte in seinen Augen einen religiösen Charakter besitzen. Dies war die Lehre des arabischen Propheten. Da sich diese Lehre jedoch nicht gegen Moslemin zur Anwendung bringen ließ, so verbarg der Sohn Bajazet's **II.**, der vor Allem sein

Reich zu vergrößern strebte, seinen Ehrgeiz unter theologischen Spitzfindigkeiten, um seine Uebergriffe gegen die Kinder des Islams zu rechtfertigen. „Ich halte Dir die Worte des Koran statt des Säbels vor," hatte er zu Schah Ismail gesagt, ehe er seine Waffen nach Persien trug; aber jetzt sann Selim auch auf die Eroberung von Syrien, Palästina und Egypten. Diese schönen Länder befanden sich unter der Herrschaft der Mameluken, welche ebenso wie die Türken sunnitische Moslemin waren. Der Sultan fand indessen ebenfalls einen religiösen Vorwand, um ihnen den Krieg zu erklären. Er schuldigte sie an, mit den Persern in freundschaftlichen Beziehungen zu stehen und sich insgeheim mit den Schiiten gegen die Türken verbündet zu haben. Selim legte dem Großmufti von Konstantinopel folgende Frage vor: „Gestattet das Gesetz einem Padischah des Islams, wenn er einen heiligen Krieg unternimmt, um die Ungläubigen (die Perser) auszurotten, und er durch ihnen von einem andern Padischah geleisteten Beistand auf Hindernisse stößt, den zweiten zu tödten und sein Eigenthum zu nehmen?" Und Dschemali beantwortete die Frage bejahend, indem er den Ausspruch des Propheten citirte: „Wer den Gottlosen Hilfe leistet, ist selbst ein Gottloser."

Sobald Selim mit diesem Fetwa versehen war, rückte er mit einem zahlreichen Heere durch Kleinasien vor, überstieg den Taurus, drang in Cilicien ein und lagerte sich unweit Aleppo, welches von zahlreichen Streitkräften, unter dem Befehle des Mameluken-Sultans Kanssu Ghawri, eines achtzigjährigen Greises, den die Bücher der abendländischen Schriftsteller gemeiniglich Gavri nennen, vertheidigt wurde. Selim schickte an Kanssu Ghawri Gesandte mit dem Auftrage ab, ihm den Krieg zu erklären, wenn er sich weigern würde, Syrien, Palästina und Egypten an den Padischah abzutreten. Der Sultan ließ die türkischen Abgeordneten ins Gefängniß werfen und sie darauf durch Moghol Bei, einen seiner Generale, in Begleitung von zehn vornehmen Mameluken wieder zu dem Sultan von Stambul bringen, um diesem seinerseits Friedensvorschläge zu machen. Selim war über den seinen Gesandten zu Theil gewordenen schmachvollen Empfang wüthend und befahl, die des Egypters zu enthaupten, worauf er seinem Barbier den Auftrag ertheilte, Moghol Bei den Bart und das Haar abzuschneiden und ihn so auf einem lahmen, räudigen Esel wieder zurückschickte. Die Befehle Selim's wurden pünktlich erfüllt,

und Kanssu Ghawri schwor, die ihm widerfahrene schwere Schmach im Blute der Osmanen abzuwaschen. Am 24. August 1516 stießen die beiden Heere auf der großen Ebene Dabik, einige Stunden von Aleppo, gegeneinander; aber die Mameluken, denen es an schwerem Geschütze fehlte, in welchem die Hauptstärke der Türken bestand, wurden in die Flucht geschlagen und die Verzweiflung darüber brachte dem alten Sultan den Tod. Selim fand im Zelte Ghawri's einen ungeheuren Schatz von zweihundert Centnern Silber und hundert Centnern Gold. Hierauf zog er im Triumph in Aleppo ein, welches ihm sofort seine Thore geöffnet hatte und besuchte die große Moschee, wo er den Iman auf seinem Predigerstuhle vorfand, und von ihm als sein Souverain begrüßt wurde. Da er zu den gewöhnlichen Titeln des Padischahs noch den eines Dieners der beiden heiligen Städte Mekka und Medina hinzufügte, welcher bisher ausschließlich den mamelukischen Fürsten vorbehalten gewesen war, nahm Selim seinen mit Edelsteinen besäeten Kaftan von den Schultern und warf ihn über die des glücklichen Imans. Der Sieg von Dabik war hinreichend, um den Padischah in Besitz von Syrien und Palästina zu bringen. Er begab sich nach der schönen, reichen Stadt Damascus, welche den Beinamen „Duft des Paradieses“ führt, machte eine Wallfahrt nach Jerusalem, das für die Moslemin ebenfalls eine heilige Stadt ist, und setzte sich sodann durch die von Flugsand erfüllte Wüste El Arisch, welche alle Eroberer der Welt, von Sesostris an bis auf Napoleon, durchzogen haben, nach Egypten in Bewegung. Diese unfruchtbare Einöde, durch welche Palästina von dem alten Pharaonenreiche getrennt wird, hat eine Länge von ungefähr siebzig Stunden, und das osmanische Heer mußte wenigstens vierzehn Tage dazu brauchen, um dieselbe zu durchziehen.

Am 20. Januar 1517 schlug Selim sein Lager bei dem Dorfe Chankah in der Nähe von Kairo auf. Nach dem Tode Kanssu Ghawris hatten die Mameluken den Fürsten Tuman Bei, den seine Talente und Tapferkeit längst der Wahl seiner Waffengefährten bezeichnet hatten, zu ihrem Oberhaupte gewählt. Tuman Bei war der letzte Sultan der Mameluken und er rechtfertigte ihr Vertrauen durch den kühnen Muth, welchen er in seinem Verzweiflungskampfe gegen den Sultan von Stambul entwickelte. Eine furchtbare Schlacht zwischen den Mameluken und Türken, welche am 25. Januar 1517 auf der Ebene von Ridania geschla-

gen wurde, vernichtete die Ersteren und machte Selim zum Herrn von Egypten. Tuman Bei, der in diesem Kampfe von Chair und Ghasali, zweien seiner vornehmsten Generale, verrathen worden war, verschanzte sich in der Nähe der Pyramiden mit den Trümmern seines Heeres. Der Sultan bemächtigte sich Kairos ohne Schwertstreich und legte eine Besatzung in die Stadt, ohne diese selbst zu betreten, worauf er den größten Theil seiner Truppen auf einem Punkte concentrirte, von wo er am sichersten die neuen Angriffe der Mameluken zurückweisen konnte. Tuman Bei ging mit seinem Heere bei Bulak, in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar, wieder über den Nil, drang in Kairo ein und hieb die osmanische Besatzung nieder. Die Hauptstadt von Egypten besaß damals ebensowenig wie jetzt Gräben und Wälle und der Sultan konnte nicht hoffen, eine Belagerung darin zu bestehen; da er aber noch einen letzten und äußersten Versuch wagen wollte, um sein Reich zu retten, wußte er seinen Muth den Einwohnern einzuflößen; diese eilten zu den Waffen, errichteten Barricaden in den Straßen, verwandelten ihre Häuser in Festungen und erwarteten auf diese Weise den Feind. Die türkische Artillerie beschoß die Stadt, die Osmanen stürzten stürmend in die Straßen, die Egypter leisteten drei Tage und drei Nächte hindurch der Wuth der Soldaten Selim's Widerstand, die Straßen Kairos waren von 50,000 Leichen bedeckt. Aber endlich erlagen dennoch die vom Hunger und der Anstrengung erschöpften Egypter den Schwertern der Türken. 500 der vornehmsten Bewohner stellten sich als Gefangene und baten für ihre Landsleute um Gnade. Der Sultan weigerte sich jedoch, ihnen Gehör zu geben und ließ sie niederhauen, worauf er die Stadt den Flammen überlieferte. Tuman Bei flüchtete mit 2 bis 3000 seiner Soldaten, welche dem allgemeinen Gemetzel entronnen waren, zum zweitenmale nach der Gegend der Pyramiden. Am 3. Februar nahm Selim von dem Schlosse Besitz, welches Saladin auf dem Berge Mokattan hatte erbauen lassen und betrachtete, wie ein zweiter Nero, von dieser Höhe die brennende Stadt. Nach kurzer Zeit wurde ihm Tuman Bei in Fesseln vorgeführt. Als er den Sultan erblickte, rief er: „Gelobt sei Gott, Egypten ist erobert!“ Tuman Bei wurde auf seinen Befehl an einem der Thore von Kairo gehängt. „Sultan von Rum,“ hatte er zu Selim gesagt, als er ihn verließ, um zur Hinrichtung zu gehen, „Sultan von Rum, Du bist nicht an dem Falle unseres Reiches



schuld; die Schuldigen sind diese Verräther!" und zeigte mit dem Finger auf Chair und Ghasali, welche dem Gespräche beiwohnten.

Wenn sich aber auch unter den Reihen der Mameluken Verräther befanden, so müssen wir doch sagen, daß der größte Theil der Mitglieder dieser tapferen Miliz sich muthig bis zum letzten Blutstropfen wehrte. Unter den Anführern des egyptischen Heeres, welche als Besiegte und Gefangene Selim's noch im Angesicht des Todes diesen grausamen Sultan durch ihr kühnes Benehmen in Erstaunen setzten, hat die Geschichte den Namen Kurt Bei's aufbewahrt. Er wurde mit auf den Rücken gebundenen Händen vor Selim geführt und zwischen dem Kaiser und dem edeln Gefangenen entspann sich folgendes Gespräch: „Was ist aus Deinem Muthe geworden, Kurt Bei?" — „Er ist mir geblieben." — „Weißt Du, welche Uebel Du meinem Heere zugefügt hast?" — „Ich weiß es und ohne Deine Geschütze, die die Waffen der Feiglinge und der Meuchelmörder sind, würdest Du uns nicht besiegt haben. Uebrigens sind es nicht Dein Muth und Deine Geschicklichkeit, die Dir den Sieg verliehen haben, sondern das Schicksal. Gott hat bestimmt, zu welcher Zeit die Reiche ihr Ende nehmen sollen und es wird dereinst ein Tag kommen, wo auch die Macht der Osmanen verschwindet." — „Ich möchte Dir die Freiheit wiedergeben und Dich selbst zu einem meiner Beis machen; aber Du hast es gegen mich an Achtung fehlen lassen; Dein Leben ist in meiner Hand." — „Nimm es," antwortete Kurt Bei stolz, „Gott bewahre mich davor, jemals zu Deinen Sclaven gerechnet zu werden!"

Selim gab einem seiner Henker ein Zeichen und noch im Augenblicke, wo dieser seinen Säbel schwang, rief der unerschrockene Mameluk dem Ueberläufer Chair, welcher bei diesem Auftritte zugegen war, zu: „Heb meinen blutigen Kopf auf, Verräther, und lege ihn in den Schooß Deiner Frau!" und mit diesen Worten fiel sein Haupt.

So verschwand nach hundertvierunddreißigjähriger Dauer die Herrschaft der tscherkessischen Mameluken aus Egypten, welches bereits so viele Souveraine gesehen hatte. Sie waren im Jahre 1383 den Bahari Mameluken gefolgt, welche ein Jahrhundert vorher den letzten Sultan der Dynastie Saladin's ermordet hatten. Sie ähnelten in ihrer Organisation den Janitscharen von Konstantinopel und den Strelitzen von Moskau und waren bekanntlich Anfangs in den Gebirgen von Armenien, Capadocien

und Circassien aufgekaufte Sclaven gewesen. Sie bildeten die prätorianische Garde der Sultans von Egypten, welche endlich von ihnen vernichtet wurden, und mehrere von diesen früheren Sclaven gründeten unabhängige Dynastien. Selbst durch ihren Sturz unter Selim I. wurden sie nicht gänzlich unterdrückt, und bei der neuen Organisation zur Verwaltung und Vertheidigung Egyptens erhielten die Mameluken wiederum die besten Civil- und Militairstellen. Die Heere Frankreichs fanden im Jahre 1798 die Mameluken in Egypten vor und bewunderten ihren tollkühnen Muth am Fuße der Pyramiden, wo ihre glänzend bewaffnete zahlreiche Cavalerie den Geschützen und Bayonneten der französischen Soldaten erlag. Erst Mehemed Ali war es vorbehalten (1. März 1811), und zwar durch einen schmählichen Verrath, die Macht der Mameluken für immer zu vernichten.

Selim verließ Egypten acht Monate, nachdem er es erobert hatte. Als er an der Grenze von Idumäa neben Junis Pascha, einem seiner Wessire, hinritt, sagte der Sultan zu ihm: „Jetzt haben wir Egypten hinter uns und morgen werden wir in Gaza sein.“ Junis, der sich daran erinnerte, daß Selim den Mameluken die wichtigen Posten am Ufer des Nils anvertraut hatte, antwortete ihm hierauf: „Ach, was wird die Folge so vieler Anstrengungen und Mühseligkeiten sein? Die Hälfte des Heeres ist im Kampfe, oder im glühenden Sande umgekommen und Egypten wird jetzt von Verräthern regiert.“ Diese unvorsichtigen Worte kosteten dem Wessir das Leben. Der Sultan ließ ihn noch in derselben Stunde enthaupten und seine Leiche wurde den wilden Thieren der Wüste vorgeworfen. Dieser Mord war eines der letzten Verbrechen des Sohnes Bajazet's. Ein plötzlicher Tod entriß ihn der Welt am 22. September 1520, im Alter von vierundfunfzig Jahren, nachdem er acht Jahre auf dem Throne gesessen hatte. Selim setzte die von Osman begonnene Aera der Eroberungen, zu welchen dessen sämmtliche Nachfolger ihre Beiträge geliefert hatten, fort. Die Regierungen der neun ersten osmanischen Sultane bilden die erobernde Periode des türkischen Reiches und dieses sollte unter Suleiman dem Prächtigen, dem einzigen Sohne und Nachfolger Selim's, den höchsten Gipfel seiner Macht erreichen.

Viertes Kapitel.

Testament Selim's I. für Suleiman. — Einnahme von Belgrad und Rhodus. — Belagerung von Malta. — Bündniß Franz' I. mit Suleiman. — Die Türken in Ungarn. — Schlacht von Mohacz. — Zapolya. — Belagerung von Wien. — Zweiter Feldzug Suleiman's in Ungarn. — Doria's Seesiege im mittelländischen Meer. — Friede mit Deutschland. — Beziehungen zu Frankreich. — Chair-Eddin in Tunis. — Eroberung von Tunis durch Karl V. — Versuch gegen Algier. — Krieg und Friedensschluß mit Venedig. — Ermordung der Kinder Suleiman's. — Dritter und vierter Feldzug in Ungarn. — Heldentod Zriny's. — Tod Suleiman's (1520—1566).

Konstantin, der glorreiche Gründer Konstantinopels; Theodosius, der mit dem Schwerte in der Hand die von den Barbaren seit vielen Jahren im Staub gestreckte römische Majestät rächte und ihr ihren früheren Glanz wiedergab; Basilius I., dieser zum Kaiser erhobene ehemalige Sclave, der einer der tüchtigsten Regenten von Byzanz war; Ludwig IX. von Frankreich, groß im Kriege, im Frieden und im Unglück, und dessen Tugendlehren stets durch die That unterstützt wurden, hatten alle vor ihrem Tode ihren Nachfolgern weise Lehren über die Regierungskunst ertheilt; auch Selim I. ließ für seinen Sohn Suleiman ein solches Testament zurück; aber der Geist desselben entsprach nicht dem christlichem Geiste, der Ludwig IX. sagen ließ: „Nichts gefällt Gott so sehr, als das Schauspiel der Eintracht und des Friedens." Die Eroberungssucht, welche die Seele Selim's verzehrte, erlosch selbst auf dem Sterbebette nicht in ihm, und sein letzter Seufzer war zugleich ein letzter Kriegsruf: „Ich sterbe zehn Jahre zu früh," sagte er ausathmend; „wieviel bleibt mir noch zu thun übrig! Ich wollte die Macht Persiens vernichten, die Christen auf Rhodus und Ungarn besiegen und meine siegreichen Waffen über die Donau tragen! Mit den von mir eroberten Königreichen vermache ich meinem Sohne zugleich den Auftrag, das osmanische Reich noch mehr zu vergrößern!" Dem Willen seines Vaters und den Ueberlieferungen seines Geschlechts getreu, kämpfte Suleiman I. sein ganzes Leben lang gegen die Christen und Perser, und nur der Tod konnte seiner Hand das Eroberschwert entreißen.



Kaum hatte er den Thron bestiegen, so schickte er einen Gesandten an den König von Ungarn, um diesem einen Tribut abzufordern, den er zu beanspruchen nicht berechtigt war. Der türkische Abgesandte ward hingerichtet. Suleiman, der nur einen Vorwand zum Kriege gegen die Ungarn suchte, erklärte, daß er die Ermordung seines Gesandten nicht unbestraft lassen werde. Er zog mit einem Heere von Stambul aus, belagerte und eroberte Belgrad, und der Fall dieses wichtigen Platzes zog den mehrerer anderen Städte und Burgen an der Save und der Donau nach sich. Der Beherrscher der Gläubigen verwandelte die Domkirche von Belgrad in eine Moschee, und zog dann im October 1520, unter dem Zujauchzen des Volkes, wieder in Konstantinopel ein.

Durch die Einnahme von Belgrad hatte Suleiman die 1456 von Mohamed **II.** vor den Wällen dieser Stadt erlittene Schmach gerächt; um die Ehre der osmanischen Waffen ganz wiederherzustellen, bedurfte es nur noch einer Züchtigung der Johanniterritter, die 1480 den Eroberer von Byzanz und Griechenland siegreich von Rhodus zurückgewiesen hatten. Noch andere Gründe bestimmten Suleiman zur Eroberung von Rhodus. Diese Insel war die letzte Ansiedelung der Christen in Asien, der vorgeschobene Posten des Abendlandes im Archipel; solange die Ritter Herren derselben blieben, gehörte die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere den christlichen Nationen, und Suleiman mußte beständig einen neuen großen Eroberungszug Europas gegen Palästina, Syrien und selbst Egypten befürchten. Indem der Sultan den Rittern Rhodus entriß, vernichtete er, wie er sich selbst ausdrückte, einen Krebs im Herzen seines Reichs, versicherte sich eines wichtigen Verbindungspunktes zwischen Stambul und Kairo, und sicherte außerdem die Freiheit des osmanischen Handels und den sich nach Mekka begebenden syrischen Pilgern eine ungestörte Reise. Der Zeitpunkt, den Suleiman zu seinem Unternehmen wählte, konnte nicht glücklicher sein; denn in Folge der durch die Reformation in ganz Europa entstandenen Gährung und der blutigen Kriege zwischen Karl **V.** von Deutschland und Franz **I.** von Frankreich, konnte von einer Unterstützung der Ritter aus dem Abendlande nicht die Rede sein. Ihren eigenen Kräften überlassen, konnten die Johanniterritter Suleiman nicht besiegen.

Der vom Abbé Vertot mitgetheilte Briefwechsel zwischen l'Isle-Adam, dem Großmeister des Ordens, und dem Sohne Selim's ist erdichtet. Von dem Sultan aufgefordert, ihm die Insel zu übergeben, würdigte ihn der Großmeister keiner Antwort und bereitete sich zum Widerstande vor. Am 28. Juli 1522 erschien der Padischah an der Spitze von 200,000 Kriegern auf 300 Fahrzeugen jeder Größe vor Rhodus; er führte 400 Kanonen mit sich. Unter seiner Regierung war die osmanische Artillerie der d[illegible] übrigen Staaten Europas weit überlegen: sie war eines der Hauptelemente seiner Erfolge vor Belgrad, vor Rhodus und bei der Eroberung Ungarns 1526. Das türkische Reich war damals in der Blüthe seiner kriegerischen Macht; es trat ganz unter die Waffen, um 600 Ritter, unterstützt von 4000 Mann regulärer Truppen, zu besiegen. In der Kriegsgeschichte keines Volkes giebt es Etwas, was mit der Vertheidigung von Rhodus im Jahre 1522 zu vergleichen wäre, und der Großmeister l'Isle-Adam hat sich in dem verhängnißvollen Kampfe zwischen dem Halbmond und dem Kreuze mit unsterblichem Ruhme bedeckt. Sechs Monate lang widerstanden die Ritter den gewaltigen Anfällen der Türken. Die Bewohner der Inseln und hauptsächlich die Frauen kämpften neben den streitenden Christen. Eine griechische Frau sah ihren Gemahl, von Kugeln durchbohrt, auf den Wällen der Stadt hinsinken; voller Verzweiflung ergreift sie ihre beiden jungen und schönen Töchter bei den Haaren, macht das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn und nimmt ihnen dann das Leben, indem sie ausruft: „Jetzt, Engel Gottes, werdet ihr nicht von unreinen Händen befleckt werden!“ Dann hüllt sie sich in den blutigen Mantel ihres Gatten, ergreift sein Schwert, stürzt sich in das wildeste Kampfgewühl und stirbt den Tod einer Heldin.

Schon waren 80,000 Türken in diesen Riesenkämpfen erlegen. Suleiman befahl auf den 30. November einen letzten Sturm und verlor abermals 15,000 Mann. l'Isle-Adam, wie er geharnischt auf der Siegerbastion stand, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Oriflamme, mußte den fliehenden Türken wie ein Vernichtungsengel, oder wie der Genius der Schlacht und des Ruhmes erscheinen; sie verzweifelten einen Augenblick an dem Siege; schon wollte Suleiman die Belagerung aufheben, als zwei Verräther, ein jüdischer Arzt und Andrea D'Amaral, ein portugiesischer Ritter und Großkanzler des Ordens, dem Padischah Nachricht

von dem traurigen Zustande der Stadt gaben. Ihre von dem Geschütz der Türken halb zusammengeschossenen Wälle konnten neuen Angriffen nicht widerstehen; den Rittern, die blos noch 200 Mann stark waren (die Uebrigen waren gefallen), fehlte es an Mundvorrath und Munition. Der Verrath des Juden war erwiesen und die Belagerten viertheilten den Verbrecher; D'Amaral behauptete trotz der Folter seine Unschuld, aber der Ordensrath verdammte ihn zum Tode, und er wurde auf der Stelle enthauptet. Dieser D'Amaral hatte früher nach der Großmeisterwürde gestrebt und die Ritter hatten l'Isle-Adam vorgezogen. „l'Isle-Adam wird der letzte Großmeister von Rhodus sein!" hatte der Portugiese bei dieser Entscheidung ausgerufen. Dieses von Neid eingegebene Wort brachte ihm Verderben; aber das entschiedene Leugnen D'Amaral's, Angesichts des Todes, läßt wenigstens noch Zweifel über die Richtigkeit der Beschuldibung zu.

Der baldigen Eroberung von Rhodus sicher, wollte der Sultan in einem Anfall von Großmuth der unglücklichen Stadt die Gräuel einer Erstürmung ersparen und schlug dem Großmeister eine Capitulation vor. Entschlossen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben, wiesen l'Isle-Adam und seine Ritter die Anträge Suleiman's zurück; aber die Bewohner von Rhodus, außer sich über die schrecklichen Leiden, die ihrer warteten, bestürmten den Großmeister mit Thränen, Erbarmen mit ihnen zu haben und die Capitulation anzunehmen. Ihrem Flehen nicht nachgeben, hieß sie einem sichern Tode weihen. „Ach! nicht die Ritter capituliren!" sagte l'Isle-Adam mit dumpfer Stimme; „sondern Frauen, Greise und Kinder, deren Blut auf mein Haupt fallen wird!" Er streckte die Waffen und begab sich in das Zelt Suleiman's, der seine Tapferkeit pries und sein Unglück beklagte. Die Uebergabe von Rhodus fand am Morgen des Weihnachtstages 1522 in derselben Stunde statt, wo Papst Hadrian VI., der Nachfolger Leo's X., die Messe in der St. Peterskirche zu Rom celebrirte. Während des Gottesdienstes löste sich ein Stein von dem Gesims ab und fiel dem Papst vor die Füße. „Diesen Vorfall," sagte ein italienischer Schriftsteller, „betrachtete man als ein Vorzeichen des Falls des ersten Bollwerks der Christenheit." Der Großmeister forderte Suleiman auf und erhielt von ihm das Versprechen, den christlichen Gottesdienst auf Rhodus unbehindert zu lassen. Dann zogen der Sultan und L'Isle-Adam



mit einander in die Stadt ein. Als Suleiman den Palast des Großmeisters in Besitz nahm, zeigte er seinem Wessir Ibrahim den von Kummer ganz niedergedrückten L'Isle-Adam mit den Worten: „Nicht ohne tiefen Schmerz zwinge ich diesen Christen, in seinem Alter sein Haus und seine Besitzung zu verlassen; aber es stand so geschrieben!" Der Sultan fand in Rhodus einen Sohn Dschem's, den er nebst dem Sohne desselben erdrosseln ließ, während er seine Gemahlin und beiden Töchter nach Stambul schickte. Das war das erste der Verbrechen Suleiman's; denn auch er bezahlte mit Wucher, wie wir später sehen werden, dem Gesetz Mohamed's II., welches den Meuchelmord in den kaiserlichen Familien seines Geschlechts vorschreibt, seinen Blutzins.

Am 1. Januar 1523 verließen der Großmeister und seine Ritter, Alle mit ruhmvollen Narben bedeckt, voller Trauer die Insel Rhodus, welche ihr Orden zwei Jahrhunderte lang besessen hatte. 4000 Rhodier, welche die Selbstverbannung dem Joch der Osmanen vorzogen, begleiteten die Ritter auf die Galeeren, die sie nach Europa brachten. l'Isle-Adam und seine Unglücksgefährten landeten an der neapolitanischen Küste, nicht weit von dem Orte, wo Virgil den frommen Aeneas mit den trojanischen Flüchtlingen sich ausschiffen läßt. 1527 schenkte Karl V. den Rittern Malta, die sich von nun an nach dieser Insel nannten. Achtunddreißig Jahre später (1565) schickte Suleiman seine sämmtlichen Seestreitkräfte unter dem Seraskier Mustapha Pascha gegen sie. Aber diesmal nahmen die Ritter für Rhodus Rache, schlugen die Türken blutig zurück und die osmanische Flotte kehrte, nach ungeheueren Verlusten, während der Nacht nach dem Bosporus zurück und brachte als Trophäen nichts mit, als einige auf Piken gesteckte Christenköpfe. Der Stolz der Osmanen hatte während dieser berühmten Belagerung von Malta mancherlei Demüthigungen zu erleiden. Nach einem mörderischen Sturm auf das Castell St. Angelo, wo die Ritter sehr viel Leute verloren, ließ der Seraskier sie durch einen christlichen Sclaven zur Uebergabe auffordern; der heldenmüthige Lavalette führte den Abgesandten Mustapha's auf die Wälle, zeigte ihm die langen und tiefen Gräben, welche die Mauer umgaben und sagte ihm: „sage deinem Herrn, daß ich ihn nur dieses Land dort überlasse, um seine Janitscharen darin zu begraben!" Ein solcher

Heldengeist belebte damals noch die Malteserritter, die sich 1798 einer bloßen Aufforderung Bonaparte's ergaben.

Die Theilnahme, welche die Thaten der Ritter und ihre Schicksale erregen, hat uns der Zeitrechnung etwas vorgreifen lassen. Wir müssen jetzt einen Ueberblick von der Reihenfolge der Kriege und Eroberungen Suleiman's des Prächtigen geben. Seit der Thronbesteigung dieses Sultans bestanden geheime Verbindungen zwischen ihm und Franz I. Der König von Frankreich reizte durch geheime Briefe den Sultan zu einem Einfall in Ungarn, um seinen gefürchteten Nebenbuhler Karl V. dorthin zu locken. Der Gesandte Frankreichs bei der osmanischen Pforte erhielt 1525 von Suleiman das Versprechen eines Kriegszugs in die Donaugegend. Sowohl für Suleiman wie für Franz war dieser ungarische Krieg eine Sache von Wichtigkeit. Auf dem Throne des Hunyades, des Wladislaus und des Matthias Corvinus saß damals Ludwig II., ein schwacher und kränklicher Fürst, der Gemahl der Maria von Oesterreich, der Schwester Karl's V., die, nachdem sie die Niederlande als Statthalterin verwaltet hatte, und eben diese Verwaltung von Neuem übernehmen sollte, acht Wochen nach ihrem Bruder starb (1556). Der Erzherzog von Oesterreich, Ferdinand, der Bruder Karl's V. und der wahrscheinliche Nachfolger dieses Fürsten auf dem Kaiserthron, hatte sich mit Anna Jagello, Schwester Ludwig's II., vermählt. Nach dem Heirathsvertrag zwischen Ferdinand und Anna Jagello und dem zwischen Ludwig II. und Maria sollte die ungarische Krone an das Haus Oesterreich kommen, im Fall Ludwig II. ohne Nachkommenschaft sterben sollte. Von diesen Verabredungen unterrichtet, wollte Suleiman verhindern, daß Deutschland seine Herrschaft über das dem osmanischen Reiche so nahe gelegene Ungarn ausdehne und der König von Frankreich bestärkte, aus Haß gegen Karl V., den Sultan in seiner kriegerischen Stimmung. Das Bündniß Franz' I. mit Suleiman gab der Christenheit großes Aergerniß; der König von Frankreich suchte sich später dadurch zu rechtfertigen, daß er Karl V. Ehrgeiz und Treulosigkeit schuld gab; aber diese Rechtfertigung ist schwer zulässig, wenn man an die damals die christliche Welt bedrohenden Gefahren denkt.

Suleiman zog im Monat Juli 1526 mit einem Heere von 100,000 Mann ins Feld; keine Stadt, keine feste Burg konnte der Wuth der Osmanen widerstehen; sie hatten halb Ungarn in eine Wüste verwandelt, ehe



sie auf die Armee Ludwig's II. stießen, die, nur 22,000 Streiter stark, sich unkluger Weise mit den gefürchteten Schaaren Suleiman's zu messen unterfing. Auf der Ebene von Mohacz, auf dem westlichen Ufer der Donau, lieferten sich die Christen und Türken die berühmte Schlacht, welche über das Schicksal Ungarns entschied. Als Suleiman die Truppen Ludwig's II. erblickte, erhob er die Hände gen Himmel und rief aus: „Mein Gott! die Kraft und die Macht sind dein! Beschütze das Volk Mohamed's!" In weniger als fünf Stunden waren 20,000 Christen, tapfer kämpfend, auf dem Schlachtfelde von Mohacz gefallen. Der Rest ergriff die Flucht und kam mit dem König in grundlosen Morästen um. Ludwig II. war zweiundzwanzig Jahre und nach seinem Tode (28. August 1526) wurde sein Reich eine Beute der Adelsfactionen und der Verwüstungen der Türken. Zwölf Tage später zog Suleiman ohne Schwertstreich in die Stadt Buda oder Ofen, die Hauptstadt Ungarns, ein und feierte den Beiram (das türkische Ostern) im Palast Ludwig's II., dessen Schätze er plünderte. 100,000 Christen wurden als Sclaven nach Konstantinopel geschleppt, in den Bazars dieser Stadt verkauft und in alle Provinzen der asiatischen Türkei zerstreut. Dieser Feldzug Suleiman's in Ungarn war ein großer Raubzug. Die Türken achteten die Lebenden nicht mehr wie die Todten. Nach dem Beispiel des wilden Timur schnitten sie den Leichen der gefallenen Feinde auf dem Schlachtfelde von Mohacz den Kopf ab und erbauten daraus Pyramiden vor dem Zelt Suleiman's, der diese gräßliche Barbarei nicht verhinderte. Der von allen Sultanen von Stambul am meisten Bewunderte war nicht der am wenigsten Grausame. Aber dieser Fürst hatte zuweilen Ahnungen vom Schönen und Großen; seine Seele war nicht immer dem Erbarmen verschlossen und sein Geist begeisterte sich für die Meisterwerke der Kunst; er bewunderte die Erzstatuen des Apollo, des Hercules und der Diana, welche das königliche Schloß in Ofen verzierten. Mit offener Verletzung einer Vorschrift des Korans, welche die Nachbildung jedes von Gott erschaffenen Wesens untersagt, ließ Suleiman diese Statuen nach Stambul schaffen und befahl seinem Wessir, Ibrahim Pascha, sie in dem Hippodrom aufzustellen, den Konstantin und Theodosius vor Alters mit den Bildern der Götter Griechenlands und Roms geschmückt hatten. Fanatiker schrieen laut über Irreligiosität; aber das Volk, welches bei dem blo-

ßen Namen Suleiman's und noch mehr bei dem Ibrahim's zitterte, wagte nicht, die Statuen von Ofen umzustürzen. Ein türkischer Dichter verfaßte bei dieser Gelegenheit ein satyrisches Distichon, des Inhalts, daß der erste Ibrahim (Abraham) die Götzenbilder zerstört habe und daß der Zweite sie auf den öffentlichen Plätzen wieder aufrichte. Obgleich der unglückliche Dichter den Namen des Padischah nicht genannt und nur auf seinen Wessir hingedeutet hatte, wurde er doch auf einem Esel in der Stadt herumgeführt und dann erdrosselt. Zehn Jahre später wurde Ibrahim Pascha selbst, auf Befehl Suleiman's, in seinem Bett im Schlummer erdrosselt und das Volk von Stambul zerbrach jetzt die Statuen von Ofen. Dieser Ibrahim war ein Grieche von Geburt und von Kindheit an zum mohamedanischen Glauben bekehrt. Er war ein Mann von seltener Fähigkeit, heldenhaftem Muthe, wunderbarer Schönheit und einem verzehrenden Ehrgeiz. Suleiman hatte ihn zu seinem Vertrauten, zu seinem Freund gemacht und ihm seine Schwester zur Gattin gegeben. Von der tiefsten Dunkelheit bis zu den höchsten Würden des Reichs gestiegen, gerieth Ibrahim in Verdacht, nach der obersten Gewalt zu streben und da es den Sultanen von Stambul stets genügt hat, daß ihnen ihre Wessire Furcht einflößten, um denselben das Todesurtheil zu sprechen, so mußte der ehrgeizige Ibrahim durch die Schnur des Stummen sterben.

Suleiman wollte die Herrschaft über das eroberte Ungarn nicht unmittelbar in der Hand behalten; er begnügte sich, einen der Türkei zinspflichtigen Staat daraus zu machen. Zu diesem Zwecke ernannte er einen unermeßlich reichen ungarischen Magnaten, Johann Zapolya, zum Statthalter von Ungarn, mit dem illusorischen Titel eines Königs; aber Erzherzog Ferdinand vertheidigte mit den Waffen in der Hand seine Anrechte auf die ungarische Krone und besiegte Zapolya auf der Ebene von Tokai. Am 3. September 1529 verließ Suleiman Konstantinopel, an der Spitze von 200,000 Mann, um Ferdinand zu bekriegen und Zapolya, der die Nationalehre seinem Ehrgeiz aufopferte und sich nicht schämte, der Lehnsmann des Feindes Ungarns und der Christenheit zu werden, wieder auf den Thron zu setzen. Der Sultan schleppte ihn in seinem Gefolge auf seinem Marsche von Adrianopel nach der Hauptstadt Oesterreichs mit sich. Am 27. September schlug er sein Lager vor den Mauern Wiens auf. Ferdinand befand sich für den Augenblick nicht in der Stadt, son-

dern in Oberösterreich. Die ganze Besatzung Wiens bestand aus 16,000 Mann; der Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Baiern, Graf Niklas von Salm, der Freiherr von Roggendorf und der Landvoigt von Steyermark, Georg von Leuchtenberg, führten den Befehl; lauter in der deutschen Geschichte mit Ruhm verzeichnete und mit Verehrung erinnerte Namen, denn diese Männer retteten an jenem Tage das Vaterland. Die plötzlich von den gewaltigen Heerschaaren Suleiman's angefallenen christlichen Krieger und Bewohner Wiens legten eine Hingebung und einen Heldenmuth ohne Beispiel an den Tag. Sie haßten die Türken auf das tiefste und wollten siegen oder sterben. In dieser denkwürdigen Belagerung, welche drei Wochen dauerte, verloren die Osmanen 40,000 Mann und Suleiman sah sich endlich zum Abzug gezwungen. „Ich weiß," sagte er eines Tages zu einem ungarischen Gesandten, „ich weiß, daß die christlichen Mächte mehr als einmal drohende Wolken über den Häuptern meiner Vorfahren, des Volkes Mohamed's, angehäuft haben; aber diese Wolken entsenden keinen Blitz." Diesmal traf der Blitz schrecklich das Haupt des Christenfeindes und Suleiman mußte erkennen, daß er nicht unüberwindlich war. Sein gedemüthigter Stolz wollte seine Niederlage vor den Wällen Wiens nicht eingestehen; er ließ dem Pfalzgrafen durch seinen Wessir schreiben, daß er nicht gekommen sei, um die Stadt einzunehmen, sondern um mit dem Erzherzog zu kämpfen, „der unsichtbar geblieben sei, wie ein Fuchs in seiner Höhle." Um den Truppen und dem Volke von Konstantinopel glauben zu machen, daß er die Oesterreicher überwunden habe, vertheilte er nach seiner Rückkehr in diese Stadt reiche Geschenke an die vornehmsten Anführer seines Heeres. Die Geschichte hat es aber längst als unbestreitbares Factum anerkannt, daß der glänzende Sieg der Oesterreicher im October 1529 die Christenheit von einer neuen Ueberfluthung durch die Barbaren gerettet hat.

Frankreich war zu jener Zeit bei der Pforte von dem Grafen Frangipani vertreten, einem unterrichteten und geschickten Unterhändler und ersten Gesandten Frankreichs in Konstantinopel. Der König Franz war kaum wieder aus der Gefangenschaft, in die er in der Schlacht von Pavia gefallen war, entlassen, so schickte er auch schon, 1530 oder 1531, Frangipani mit neuen Instructionen versehen an die Ufer des Bosporus, um den Großwessir Iwan Pascha und Suleiman durch eindringliche Vor-

stellungen von der Gefahr, welcher die Türkei durch das Uebergewicht des nun ohne Nebenbuhler dastehenden Karl's V. ausgesetzt sei, zu einem neuen Kriege gegen Ungarn anzustacheln. Der Sultan, dessen Ehrgeiz seit langer Zeit nach dem Ruhme strebte, den großen Kaiser des Abendlandes, dessen Namen die ganze Welt erfüllte, zu bekämpfen, schenkte den Worten des französischen Gesandten geneigtes Gehör und schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, wieder an der Donau im Felde zu erscheinen. Bald fand sich diese Gelegenheit. Der Kampf um die ungarische Krone zwischen Ferdinand und Zapolya, dem Vasallen Suleiman's, begann von Neuem und des Erzherzogs Feldherr, General Roggendorf, belagerte vergeblich das mit einer starken türkischen Besatzung versehene Ofen. Der Sultan verließ mit seinem Heere im April 1532 Konstantinopel und bemächtigte sich nach einer langen Belagerung der von den Truppen Ferdinand's schlecht vertheidigten Stadt Günz. Die türkischen Schriftsteller nennen diesen sieben Monate dauernden Feldzug den Krieg in Deutschland gegen den König von Spanien und behaupten, Suleiman habe vergeblich Karl V. auf den Schlachtfeldern Ungarns erwartet. Aber die glaubwürdigsten historischen Urkunden zeigen im Gegentheil, daß der Sultan zögerte, den Waffen des abendländischen Kaisers entgegenzutreten und der Padischah zog schon wieder in Konstantinopel ein, als Karl V. mit einem Heere von Italien nach den Ufern der Donau aufbrach. Während dieser Zeit durchstreifte der berühmte Andreas Doria, Admiral Karl's V., das mittelländische Meer mit einem Geschwader, schlug die Flotten Suleiman's, bemächtigte sich der Stadt Koron in Morea und der beiden von Bajazet II. am Eingang der Dardanellen erbauten Schlösser. Die Waffenerfolge Doria's und die Anstalten, welche Karl V. in Deutschland zum Kriege machte, bestimmten Suleiman, den ihm von Ferdinand 1533 angebotenen Frieden anzunehmen. Der Bruder Karl's V. behielt einen guten Theil von Ungarn und Suleiman behielt sich die Ratification des Vertrags vor, der noch zwischen Ferdinand und Zapolya abgeschlossen werden sollte. Aber dieser Frieden, dessen Bedingungen der Sultan vorschrieb, war für Oesterreich weder vortheilhaft noch ehrenvoll. Bemerkenswerth ist es, daß auch der Papst in diesem Friedensvertrag genannt wird. Suleiman giebt dem höchsten Würdenträger der römischen Kirche den Titel Vater und nennt Ferdinand Bruder. Clemens, der sich in unfruchtbaren

Versuchen erschöpft hatte, die christlichen Fürsten gegen die Ungläubigen zu bewaffnen, seufzte, als er von den Friedensverhandlungen in Konstantinopel hörte und rief, seine Hoffnung nur noch auf die Vorsehung setzend, mit Bitterkeit aus: „Es bleibt uns nur noch übrig, den Himmel zu bitten, selbst über das Heil der christlichen Welt zu wachen!"

Suleiman schien den Friedensvertrag mit Deutschland nur abgeschlossen zu haben, um freiere Hand zu einem Angriff auf Persien zu erhalten, dessen Eroberung ihm sein Vater anempfohlen hatte. Er ging zu diesem Zwecke über den Euphrat, nahm Tauris und Bagdad und kehrte im Januar 1536 siegreich nach Konstantinopel zurück. In das Jahr 1535 gehören die berühmten zwischen Franz I. und der Pforte abgeschlossenen Capitulationen, welche allen späteren Verträgen derselben Art zur Grundlage gedient haben. Sie regelten die Handelsfreiheit der Türken in den Ländern des Königs von Frankreich und für die Franken in allen zur Türkei gehörigen Gegenden. Die französischen Unterthanen, die sich im osmanischen Reiche niedergelassen hatten, standen in Civilsachen nur noch unter der Gerichtsbarkeit der von Frankreich in den vornehmsten Hafenstädten der Levante angestellten Consuln. Criminalsachen gehörten noch vor den Kadi, aber der Beschuldigte hatte das Recht, sich von einem der französischen Gesandtschaft attachirten Dolmetscher Beistand leisten zu lassen und dieser Dolmetscher konnte die Vertheidigung übernehmen. Ferner setzte man fest, daß in keinem Falle Kriegsgefangene in die Sclaverei verkauft werden dürften. Die große Frage der heiligen Orte in Jerusalem, welche neuerdings die europäische Diplomatie beschäftigt und die öffentliche Aufmerksamkeit in ganz Europa auf sich gezogen hat, wurde von Jean De la Forest, Gesandtem Franz' I. bei Suleiman, angeregt. Der König von Frankreich bat den Sultan um seinen Schutz für die Christen in Palästina und Syrien und beanspruchte für die lateinischen Katholiken das Recht, im friedlichen Besitz der Häuser und heiligen Orte zu bleiben, welche sie in Jerusalem innehatten. Franz ging sogar so weit, von Suleiman die Herausgabe einer früher in eine Moschee verwandelten Kirche zu verlangen; die Religion Mohamed's verbot diese Herausgabe und Suleiman schlug sie in höflichen Worten ab. In einem Briefe, welchen der Sultan über diesen Gegenstand an Franz I. schrieb, äußerte er: „Niemand wird unter meiner gerechten Regierung die Christen der heili-

gen Stadt beunruhigen, noch sie in den von ihnen bewohnten Orten stören. Unter dem Fittig meines obersten Schutzes wird es ihnen gestattet sein, ihre gottesdienstliche Feier zu begehen. So soll es gehalten werden." So nahm sich Franz I. zuerst von allen europäischen Mächten der Christen im Orient an und Frankreich gründet jetzt noch darauf das Vorrecht, vor allen andern christlichen Mächten zur Ausübung dieses Schutzes berufen zu sein.

Suleiman hatte ein zahlreiches, tapferes, gut organisirtes und disciplinirtes Landheer, denn unter der Hand dieses gewaltigen Herrschers hatten selbst die wilden Janitscharen den Nacken gebeugt. Seine Seemacht war auch bedeutend, aber es fehlte seiner Flotte an geschickter Führung; er wußte es und suchte seit langer Zeit nach einem Seemanne, wie er ihn brauchte, um seine Seemacht auf eine Höhe zu heben, die seines großen Reiches würdig wäre. Diesen Mann fand er 1533 in Chair-Eddin, genannt Barbarossa, einem Seeräuberkönig, der, geboren in Mitylene als Sohn eines armen Töpfers, sich allmälig durch seinen kriegerischen Geist, seine Raubzüge und seine Unerschrockenheit fürchterlich gemacht hatte und zuletzt die arabischen Herrscher aus Algier verjagte, das er nun zu seinem Fürstensitz wählte und zum Ausgangspunkt seiner Raubzüge machte. Barbarossa, der sich die Unterstützung der osmanischen Pforte für gewisse Fälle sichern wollte, hatte sich schon Selim I. unterworfen und dieser Sultan hatte ihm den Säbel, das Pferd und die Trommel, die Zeichen der Würde eines Sandschak oder Statthalters einer Provinz, überschickt. Vor dem Antritt seines Feldzuges gegen Persien rief Suleiman Chair-Eddin nach Konstantinopel, überschüttete ihn mit Geschenken und Ehrenbezeigungen, ernannte ihn zum Kapudan Pascha, oder Groß-Admiral, stellte ihm unermeßliche Summen und seine Werfte zur Verfügung und beauftragte ihn, Kriegsschiffe zu bauen. 1534 verließ Barbarossa das goldene Horn mit achtzig Segeln, verwüstete die Küsten Italiens und seine Erscheinung im jenem Meere verbreitete Schrecken bis Sicilien, Neapel und sogar Rom; dann wendete er sich gegen Tunis und bemächtigte sich dieser Stadt im Namen des Padischah von Konstantinopel. Seit länger als 600 Jahren herrschte in Tunis die Dynastie der Beni-Haf; der Sultan, den Barbarossa entthronte, hieß Mulei-Hassan. Aber Chair-Eddin blieb nicht lange im Besitz von Tunis; 1535 griff ihn

Karl V. mit fünfhundert Fahrzeugen an; der Kaiser bemächtigte sich des Forts Goletta, das für den Schlüssel der Stadt gilt, und zog als Sieger in Tunis ein. Seine Soldaten ließen 30,000 der Einwohner, Seeräuber, wie die von Algerien, über die Klinge springen und setzten 25,000 Christensclaven in Freiheit.

Nach diesem großen Siege und nachdem er tausend Spanier als Besatzung in dem Fort Goletta zurückgelassen hatte, kehrte Karl V. nach Europa zurück. Der Kaiser setzte Mulei-Hassan wieder auf den Thron, und verpflichtete ihn zu einer jährlichen Tributzahlung. Ueber diese Maßregel kann man nur staunen; man fragt sich, warum der Eroberer von Tunis, anstatt eine christliche Colonie unter seiner unumschränkten Herrschaft daraus zu machen, lieber die alten mohamedanischen Besitzer dort ließ. Die vollständige Besitznahme von Tunis 1535 hätte vielleicht die Unfälle verhindern können, welche 1541 Karl's V. Armee vor Algier zustießen. Wir müssen jedoch nicht vergessen, hervorzuheben, daß bei der letztern Gelegenheit der Kaiser nicht von den Türken, sondern von den Elementen überwunden wurde, indem man von der topographischen Lage des Seeräuberhafens nicht im mindesten unterrichtet war.

Die schrecklichen Stürme, welche ganz unerwartet in den Hafen von Algier hereinbrachen, verursachten den Untergang von mehr als zweihundertundfunfzig Fahrzeugen des Kaisers, alle mit Mundvorrath und Munition für das Heer beladen. Infolge dieses unglücklichen Ereignisses sprach Andreas Doria, der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Flotte, ein Name, der den Vorwurf von Feigheit oder Unerfahrenheit als Seemann von vornherein ausschließt, zu Karl V.: „Wenn Ihr nicht die kurze Ruhe, welche der Himmel uns gewährt, zum Rückzug benutzt, so ist das Landheer und die Seemacht, dem Hunger, dem Durste und der Wuth des Feindes ausgesetzt, ohne Rettung verloren. Ich rathe dazu, weil ich es für die höchste Nothwendigkeit halte. Ihr seid mein Herr, fahrt fort, mir Befehle zu ertheilen und ich werde, indem ich Euch gehorche, mit Freuden den Rest eines dem Dienste Eurer Vorfahren und Euch gewidmeten Lebens hingeben.“ Frankreich war der Ruhm vorbehalten, 1830 auf immer diesen Schlupfwinkel von Seeräubern zu zerstören, die Jahrhunderte lang das mittelländische Meer unsicher gemacht, und die Küsten Spaniens, der Provence und Italiens geplündert und verwüstet hatten.

Barbarossa's kriegerische Tüchtigkeit hatte bald die Küsten der Berberei in den Sultan unterworfene Provinzen verwandelt. Ebenso verdankte Suleiman Chair-Eddin die Einverleibung von mehr als zwanzig Inseln des griechischen Archipels, die früher der Republik Venedig gehört hatten, in seine Staaten. Aber der Oberbefehlshaber der osmanischen Flotte scheiterte 1537 in seiner Unternehmung auf Corfu. Diese Niederlage verschärfte nur seinen Haß gegen die Christen; ein Jahr darauf bemächtigte er sich der wichtigen Festung Castel Nuovo in Dalmatien am Rande des Meeres. 1540 unterzeichnete Venedig einen schmachvollen Friedensvertrag, in welchem die Republik der Türkei Malvasia, Napoli di Romania, die befestigten Schlösser Nadin und Urana an der Küste von Dalmatien und alle von Chair-Eddin im Archipel eroberten Inseln abtrat und außerdem noch als Entschädigung für die Kriegskosten Suleiman 300,000 Ducaten zahlte.

Während Barbarossa im Mittelmeere die christlichen Flotten schlug, verbreitete Suleiman Pascha, Statthalter von Aegypten, Schrecken bis in das ostindische Meer, besiegte die Portugiesen, belagerte und eroberte die Stadt Diu, und unterwarf die arabischen Fürsten an den Küsten des rothen Meeres der osmanischen Herrschaft. Der König von Ungarn, Zapolya, war gestorben, und hatte seine Krone seinem Sohne Sigismund, der noch unter Vormundschaft seiner Mutter Isabelle stand, hinterlassen. Mit Verletzung der 1535 unterzeichneten Verträge fiel Ferdinand von Oesterreich in Niederungarn ein, und bemächtigte sich eines Theils der Besitzungen des Vasallen der hohen Pforte. „Ferdinand hat also vergessen, daß Ungarn mir gehört?“ sagte Suleiman, als er Nachricht von dem Kriegszuge des Erzherzogs erhielt. Er griff wieder zu den Waffen (1541), schlug Ferdinand, bemächtigte sich Buda's zum zweiten Male, machte die schöne Liebfrauenkirche zu einer Moschee, und diese Stadt, die wie Belgrad das Bollwerk des Islam gegen die Christenheit war, blieb bis 1686 im Besitz der Türken. Valpo, Siklos, Gran und Stuhlweißenburg theilten das Schicksal Ofens. Mehr als die Hälfte Ungarns fiel dem Osmanenreich zu. Die Nachbarstaaten des unglücklichen Landes zitterten vor der Aussicht auf das nahe Erscheinen türkischer Truppen, und beeilten sich, an Suleiman Gesandte zu schicken, und seine Freundschaft oder vielmehr sein Mitleid in Anspruch zu nehmen. Polen schickte einen Großen

an den siegreichen Sultan, um ihm wegen seiner neuen Siege in Ungarn Glück zu wünschen, und ihm reiche Geschenke zu bringen; der Holländer Veltwyck, Gesandter Karl's V., der in Konstantinopel von dem Padischah einen Frieden erlangen sollte, reiste mit solcher Eile, daß er unterwegs zehn Pferde liegen ließ. Diesen Frieden, in welchen Karl V., der Papst, der König von Frankreich und Ferdinand mit eingeschlossen waren, erkaufte Deutschland mit Bezahlung beträchtlicher Geldsummen an den Sultan (1547). Dasselbe Jahr sah den Tod von vier Männern, die eine Hauptrolle in den Ereignissen der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts spielten: es starben Franz I., Heinrich VIII., Luther und Chair-Eddin Barbarossa. Dieser große Seeheld, der zugleich ein großer Pirat war, beschloß seine wunderbare Laufbahn in Konstantinopel, in einem Alter von achtzig Jahren. Sein von immergrünen Bäumen beschattetes Grabmal erhebt sich auf dem rechten Ufer des Bosporus. Noch lange Jahre später wallfahrteten die türkischen Seeleute an die Stelle, ehe sie zur Bekämpfung der Giauern unter Segel gingen. Diese Sitte ist mit dem mohamedanischen Fanatismus und dem Kriegsruhme der alten Feinde der Christenheit verschwunden.

Gräßliche Familienereignisse befleckten den kaiserlichen Purpur Suleiman's mit Blut. Er, der seiner argwöhnischen Tyrannei nach der Eroberung von Rhodus schon die männlichen Nachkommen des unglücklichen Dschem und seinen Wessir, Ibrahim Pascha, der sein Schwager, sein Freund, der Gespiele seiner Jugend und der erste Staatsmann seines Reiches war, geopfert hatte, zauderte keinen Augenblick, aus demselben Grunde seine eigenen Kinder zu morden. In seinem Serail, dem Brennpunkt aller Ränke und Wollüste, befanden sich zwei Frauen, zwei Nebenbuhlerinnen, die eine eine Tscherkessin, deren Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, die andere die berühmte Roxelane, in den türkischen Geschichtsbüchern unter dem Namen Churrem Sultana bekannt. Die ebenso schöne, als schlaue und grausame Roxelane war nicht, wie man behauptet hat, Französin, sondern russischer Herkunft, wie Hammer nachweist. Ihr Einfluß auf Suleiman war unbeschränkt. Dieser Fürst, der während seines Lebens die halbe Welt beherrschte, ließ sich im Innern seines Serails von Roxelane, seiner frühern Sclavin, die, nachdem sie den Beherrscher der Gläubigen zum Vater von vier Söhnen gemacht hatte, Sultana

geworden war, wie ein Kind leiten. Die vorhin erwähnte Tscherkessin hatte zuerst einen Thronerben geboren: Mustapha, einen Prinzen, der durch seine Schönheit wie durch seinen Geist gleich bemerkenswerth war. Angebetet vom Volke und von dem Heere, war Mustapha die Hoffnung des Reichs. Die Söhne Roxelanens hießen: Selim, Mohamed, Bajazet und Dschihangir. Der zweite dieser Prinzen starb 1543. Suleiman, der ihn mehr liebte, als alle andern Kinder, schluchzte laut, als er die Nachricht von seinem Tode in der Mitte seines siegreichen Heeres auf den Ebenen Ungarns empfing. Bei dieser Gelegenheit ließ der Sultan eine prächtige Moschee bauen, die noch den Namen des Prinzen trägt, und schenkte 4000 Christensclaven die Freiheit; eine edle Art, eine theuere Erinnerung zu feiern, und würdig des väterlichen Schmerzes eines allmächtigen Kaisers! Aber durch einen der Widersprüche, welche nur die schreckliche türkische Politik erklärt, wurde derselbe Vater einige Jahre später der Henker fast aller seiner noch lebenden Kinder.

Als Erstgeborner mußte Mustapha nach Suleiman den Thron besteigen. Roxelane hatte andere Pläne. Der Wessir Ibrahim Pascha, dessen Ende wir früher erzählten, errieth die Absicht der Sultana; er ließ sie nicht aus den Augen und traf alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, damit Mustapha nichts Böses geschähe. Ibrahim war für die Ausführung der Pläne Roxelanens ein Hinderniß. Sie überredete Suleiman, daß sein Wessir ein Verräther sei, und Suleiman opferte seinen Minister. Churrem Sultana vermählte eine ihrer Töchter, Mihrmah, mit Rustem Pascha, einer ihrer Creaturen und Theilnehmer ihrer Intriguen. Ihrem Einfluß gelang es, Suleiman zu bewegen, ihren Schwiegersohn zum Wessir zu erheben. Im Jahre 1553 lagerte der Sultan mit seinem Heere bei Kiutajeh, im Begriff, zum zweiten Male gegen Persien zu ziehen. Rustem Pascha hatte seit längerer Zeit den Sultan so zu stimmen gewußt, daß er auf die geringste Veranlassung Argwohn gegen Mustapha, Statthalter einer der Provinzen Kleinasiens, schöpfte. Im Monat September 1553 trat er mit einer offenen Anklage hervor. „Die Janitscharen haben sich gegen Dich verschworen, o Herr", sprach er zu ihm. „Sie sagen, daß das Alter das Blut in Deinen Adern erstarrt habe, und daß es Zeit für Dich sei, den Fuß auf das Kissen der Ruhe zu setzen. Mustapha ist die Seele der Verschwörung. Ruhmreicher Padischah, denke an

Bajazet II.!“ Der Streich war gut gezielt und hatte getroffen. „Gott verhüte“, sagte Suleiman mit einem mit Schrecken vermischten Lächeln, „daß Mustapha bei meinem Lebzeiten solche Frechheit zeige! Man schicke nach Amasia und bringe ihn hierher ins Lager zu mir!“ Mustapha traf wenige Tage darauf ein, und das Heer begrüßte ihn mit lautem Jauchzen. „Hört Ihr dies Geschrei?“ sagte Rustem zum Padischah. „Ja! es ist Aufruhr!“ entgegnete der Sultan. Ohne das seiner wartende Schicksal zu ahnen, kommt Mustapha, begleitet von Wessiren und Janitscharen, vor dem kaiserlichen Zelte an, steigt vom Pferde und tritt hinein. Er findet dort nur Stumme, die ihn greifen und erdrosseln. „Vater! Vater!“ ruft Mustapha, während er sich gegen seine Mörder wehrt. Hinter einem seidenen Vorhang versteckt, sieht Suleiman diesem schrecklichen Auftritte zu und sein Ohr bleibt taub gegen die Hilferufe seines Sohnes. Dschihangir, der Mustapha zärtlich liebte, befand sich gerade im kaiserlichen Lager; er eilte nach dem Zelte Suleiman's und fand Mustapha leblos auf dem Boden liegen. Der Sultan tritt jetzt vor Dschihangir: „Unnatürlicher Vater!“ sagte dieser zu ihm, „Du sollst anstatt eines Grabes zwei gefüllt haben!“ Mit diesen Worten stößt er sich einen Dolch ins Herz und sinkt todt auf den noch zuckenden Leichnam seines Bruders. Ein Aufruhr bricht im Lager aus. Entrüstet verlangen die Soldaten den Kopf Rustem Paschas, dem sie diese Verbrechen schuldgeben. Suleiman schickt ihn blos in die Verbannung. Dann setzt er sich mit seinen Truppen nach Persien in Marsch, und diese haben bald im Kampfe gegen die Schiiten der Provinzen Eriwan Mustapha und Dschihangir vergessen. In der Stadt Brusa lebte ein zwölfjähriger Sohn Mustapha's, Namens Ibrahim. Suleiman sprach ihm das Todesurtheil. Ein Verschnittener entriß ihn durch List den Armen seiner Mutter, führte ihn an einen abgelegenen Ort und zeigte ihm die todbringende Schnur mit den Worten: „Der Sultan hat Deinen Tod befohlen.“ „Dieser Befehl ist mir so heilig, als wenn er von Gott selbst käme“, entgegnet Ibrahim, indem er seinem Henker den Hals hinhält und der Verschnittene erdrosselt ihn! Die heldenmüthige Hingebung dieses Kindes zeigt, bis zu welchem Punkte man den Gehorsam gegen die Gewalt des Vaters und des Sultans bei dem Geschlechte Osman's trieb. Die Grausamkeiten Suleiman's braucht man nur zu erzählen, um sie zu brandmarken. Sechs Jahre später machte

er das Maaß seiner häuslichen Verbrechen voll. Infolge eines bewaffneten Aufstandes seines Sohnes Bajazet gegen Selim, den präsumtiven Thronerben, sah sich der ungehorsame, aber bald von Reue erfüllte Prinz gezwungen, sich mit seiner Familie an den persischen Hof zu flüchten. Aber der Sultan verfolgte ihn bis in die Verbannung, und erkaufte mit ungeheuern Summen Banditen, die Bajazet und seine vier Söhne erdrosseln. Jetzt kann das Reich nicht länger Selim streitig gemacht werden, der, von den Leichen seiner Brüder und Neffen umgeben, allein noch übrig ist.

Suleiman, dessen Regierung in Friede anfing, beschließt sein Leben mitten im Kriege. Maximilian II., Sohn und Nachfolger Ferdinand's als deutscher Kaiser und König von Ungarn, weigerte sich, den im Vertrage von 1547 stupulirten jährlichen Tribut zu zahlen, und fiel in den Theil von Ungarn ein, der nach demselben Vertrage Sigismund, dem Sohne Zapolya's, gehörte. Suleiman, jetzt zweiundsiebzig Jahr alt, war von heftigen Gichtanfällen geplagt. Im Folge dieser Krankheit außer Stande, ein Pferd zu besteigen, ließ er sich in einem offenen Tragbett tragen, und verließ auf diese Weise mit seinem Heere im Monat Juli 1566 Konstantinopel. Suleiman begann mit der Belagerung von Szigeth, einer festen Stadt am Almas, wo Maximilian unter dem Befehle des tapfern Zriny Truppen zusammengezogen hatte. Schon dauerte die Belagerung einen Monat und jeder Sturm der Türken war bisher zurückgewiesen worden. Erbittert über den tapfern Widerstand der Christen, sagte Suleiman in der Nacht vom 5. zum 6. September 1566 zu seinem Wessir Sokolli: „Wird dieser Schornstein nicht aufhören, zu brennen, und die große Trommel des Sieges nicht bald zu hören sein! Was machen meine Janitscharen?" Kaum hatte der Sultan diese Worte gesprochen, so traf ihn der Schlag. Er starb, ohne zu wissen, daß er Sieger war, denn sein Heer zog erst am 8. September in Szigeth ein. Eine Stunde vor der Einnahme der Stadt, als er alle Hoffnung zur Rettung verloren sah, zog Graf Zriny seine schönsten Kleider an, steckte die Schlüssel der Thore in die Tasche, ergriff einen Ehrensäbel, den Kaiser Ferdinand ihm früher als Belohnung für eine ausgezeichnete Heldenthat geschenkt, und rief, indem er diese Waffe und die Augen gen Himmel erhob, dreimal den Namen Jesus an. „Solange ich diesen Arm bewegen kann", setzte er hinzu, „soll mir Niemand die Schlüssel Szigeth's, noch den Säbel entreißen,



mit dem ich mir den ersten Ruhm erworben habe! So werde ich vor Gott treten, um von ihm gerichtet zu werden, und die Türken sollen mich nur als Leiche in ihre Gewalt bekommen!" Er macht mit seinen letzten Truppen einen Ausfall aus der Stadt, stürzt sich mitten unter die Feinde, tödtet eine große Anzahl Türken und fällt endlich, getroffen von zwei Kugeln in der Brust und einem Pfeil im Kopfe. Mit Recht glänzt der Name Zriny's unter den ruhmreichsten in den Annalen von Ungarn. Das Beispiel eines solchen Heldentodes ehrt ein ganzes Volk, selbst wenn dieses Volk nicht mehr als besondere Nation mit eigenen Gesetzen besteht.

Die Leiche Suleiman's wurde feierlich nach Konstantinopel gebracht und neben der schon acht Jahre früher verstorbenen Roxelane in einem Turbeh auf dem dritten der sieben Hügel des alten Byzanz beigesetzt. Seine Regierung, die sechsundvierzig Jahre dauerte, zeichnete sich durch glänzende Thaten und große Verbrechen aus. Die Aufzählung der von ihm selbst geleiteten Feldzüge, seiner Siege, seiner Eroberungen, seiner Gesetze, der von ihm erbauten Wasserleitungen, Brücken, hohen Schulen, Moscheen, Paläste würde einen ganzen Band füllen. Mit vollem Rechte führte dieser Fürst die Beinamen: der Gesetzgeber, der Eroberer, der Prächtige. König Salomo, der nach den Vorstellungen der Orientalen der Ausdruck des glänzendsten Ruhmes, der erhabensten Größe und der höchsten Macht ist, ist in den Augen der Türken das vollkommene Bild Suleiman's I. Suleiman erhob, wie wir schon sagten, die osmanische Macht auf ihren Gipfelpunkt. Seine Waffen machten die Welt erzittern. Bei seinem Tode hinterließ er ein Reich, welches sich von Gran, einer Stadt auf dem rechten Ufer der Donau, vierzig Stunden von Wien, bis Bassora, nicht weit vom persischen Meerbusen, und von der Krim bis jenseits Mekka und bis an die Küsten der Berberei und die Wüste von Memphis erstreckte. Er organisirte und disciplinirte eine gewaltige Heeresmacht zu Lande und zu Wasser, stellte die Finanzen wieder her, bestrafte die feilen Beamten, die meineidigen Richter, die Wüstlinge, die Gotteslästerer und schenkte seinen Völkern die Gerechtigkeit wieder. Zu keiner andern Zeit war das türkische Reich so fruchtbar an großen Feldherren, an Baumeistern, an Geschichtschreibern, an Dichtern, an literarischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, als unter der Regierung Suleiman's. Die Osmanen betrachten das Zeitalter Suleiman's in demselben Lichte, wie wir die Blüthezeit

der Kunst und Literatur unter August, Leo X. und Ludwig XIV. Der große Padischah von Stambul theilte das Gold mit vollen Händen unter die mit geistigen Arbeiten Beschäftigten aus, denn nichts schien ihm eines Fürsten würdiger zu sein, als der Schutz und die Aufmunterung der Wissenschaften und Künste. Er beförderte auch den Ackerbau, den Handel, die Industrie, und wie zu den Zeiten Konstantin's, des Theodosius, Justinian's, Irene's, des Alexis Komnenus drängten sich unter der Regierung Suleiman's im goldenen Horn die mit den Schätzen aller Welttheile beladenen Schiffe. Suleiman liebte die Pracht in der Kleidung und in seinen Palästen; er hatte zweitausend Pferde in seinen Marställen. Sein Lagerzelt während des Krieges war im Innern mit Goldstoff ausgeschlagen und wurde von Säulen mit goldenen Capitälern gestützt. Man ging darin auf persischen Teppichen, die ein türkischer Dichter mit dem grünen Moose in den Gärten des Serails vergleicht. Suleiman hatte einen majestätischen und stolzen Anstand; sein hoher und schlanker Wuchs, die stark ausgeprägten, aber edeln und regelmäßigen Züge seines Gesichts, seine großen schwarzen Augen, seine braune Gesichtsfarbe, seine kurze, aber pomphafte und bilderreiche Redeweise, flößten Achtung und zuweilen Schrecken ein. Sein Mantel funkelte von Edelsteinen; auf seinem Turban, geschmückt mit einem Federbusch von drei Reiherfedern, glänzte ein großer Diamant von Golconda. Die Decke seines Pferdes war mit Rubinen und andern Edelsteinen besäet; das Gebiß und die Steigbügel waren von Gold und zwei Diamanten hingen vom Zaum herunter. Wenn sich der Fürst auf diesem so aufgezäumten, geschmückten, herrlichen Thiere an der Spitze seiner schönen Armee zeigte, und in Konstantinopel mit den Siegeszeichen und den Schätzen der überwundenen Völker einzog, während die Osmanen ihm in Schaaren zum Empfange entgegeneilten, da war der ruhmreiche Sohn Selim's I. allerdings der prächtige Sultan! Als aber seine Leiche aus Ungarn nach seiner Hauptstadt zurückgebracht wurde, da las man auf der verschlossenen Tragbahre, welche sie in sich barg: „Alle Herrschaft ist vergänglich! Die letzte Stunde erwartet jeden vom Menschen Gebornen! Aber weder die Zeit noch der Tod können dem Ewigen etwas anhaben. Er allein ist groß!"

Fünftes Kapitel.

Umsichgreifende Sittenverderbniß der Türken. — Selim II. — Eroberung von Cypern. — Märtyrertod Bragadino's. — Schlacht von Lepanto und deren Folgen. — Don Juan von Oesterreich. — Tod Selim's II. — Murad III. — Charakter dieses Fürsten und seine Regierung. — Sein Tod. — Ermordung der Kinder Selim's II. und Murad's III. (1566—1595).

Es ist eine Thatsache, die auf den ersten Blick des Ernstes der Geschichte wenig würdig und zugleich den religiösen Grundsätzen der Türken zu widersprechen scheint, aber dennoch eine von den gewissenhaftesten Geschichtschreibern bestätigte Thatsache, daß der Cyperwein einer der Beweggründe war, welche Selim II., den Sohn und Nachfolger Suleiman's des Prächtigen, bestimmten, die Insel Cypern, eine der letzten Besitzungen der Republik Venedig im Archipel, zu erobern. Trotz des Korans, trotz der strengen Gesetze Suleiman's gegen den Genuß des Weins, legten die Osmanen des 16. Jahrhunderts und vornehmlich Selim II., welcher den entehrenden Beinamen Mest (Trunkenbold) verdiente, eine maßlose Leidenschaft für das verbotene Getränk an den Tag. Eine mohamedanischer Dichter, Hafiz, besang sogar in einem Buche „den funkelnden Saft der Rebenfrucht", und machte das Wort des Propheten: „Dieses Getränk ist die Mutter aller Laster", lächerlich, indem er parodirend sang: „Diese Mutter aller Laster ist uns süßer, als der Kuß eines jungen Mädchens." Eifrige Moslemin schrieen über das Aergerniß und legten das Buch des Hafiz dem Großmufti von Stambul, Ebusuud, vor, der es nicht einmal verdammte! Darf man aus dieser Nachsicht des Mufti schließen, daß er, was das verbotene Getränk betrifft, selbst die Vorschriften des Koran überschritten habe?

Ein portugiesischer Jude, Namens Joseph Nassy, der zuerst Christ geworden und dann wieder zu der Religion seiner Väter zurückgekehrt war, flößte Selim II. den Wunsch ein, Cypern wegen seines köstlichen Weins zu erobern. Nassy, ein schlauer und fähiger Mensch, übte auf den Geist Selim's II. einen Einfluß aus, den ihm die Wessire nicht streitig machen konnten; er war der Freund und Tischgenosse dieses Fürsten, selbst ehe derselbe auf den Thron gelangte. Einmal mit der höchsten Gewalt bekleidet,

hatte der Sohn Suleiman's keinen einflußreichern Günstling in seiner unmittelbaren Umgebung, als den glücklichen Israeliten. Nassy betrieb den Weinhandel, und hatte das ausschließliche Privilegium erlangt, der Lieferant des Sultans zu sein. In der Aufregung einer reichlichen Libation Cyperwein umarmte Selim den Juden Joseph vor Rührung und sagte zu ihm: „Fürwahr, dieses Getränk ist vortrefflich, und wenn meine Wünsche sich erfüllen, so sollst Du König von Cypern werden!" Nassy nahm dieses in der Trunkenheit gegebene Versprechen ernst, und ließ über der Thür seines Hauses das Wappen von Cypern mit der Inschrift: „Joseph, König von Cypern" aufhängen. Es fehlte wenig, so hätte er die Krone der Charlotte von Lusignan auf dem Haupte getragen, aber der Wessir Sokolli verhinderte es noch. Dafür ernannte der Sultan den Juden später zum Herzog von Naxos, und Nassy zog großen Gewinn von der Verpachtung dieser Insel.

Cypern war eine reiche Beute, die längst die Habgier der Osmanen gereizt hatte, und obgleich Selim II., ein Fürst ohne Geist und Muth, in keiner Weise in die Fußstapfen seines berühmten Vaters treten konnte, so befolgte er doch dieselbe Eroberungspolitik, wie seine Vorgänger. Ein Padischah jener Zeit hätte geglaubt, seine Bestimmung nicht zu erfüllen, wenn er nicht seinen Staaten eine neue Besitzung hinzufügte, und vorzüglich wenn sie den Christen gehört hatte.

Der 1540 zwischen Venedig und der Pforte geschlossene Friedensvertrag war noch nicht abgelaufen. Jeder ernstliche Vorwand, ihn zu brechen, fehlte Selim II. Der Sultan legte dem Großmufti die Frage vor, ob ihn der Vertrag wirklich zwinge, mit den Venetianern Frieden zu halten. Der oberste Priester gab zur Antwort, daß ein mohamedanischer Fürst mit Ungläubigen einen Frieden nur schließen dürfe, wenn die Mohamedaner daraus Vortheil zögen. „Wenn dieses Ziel nicht erreicht ist," schloß der Fetwa, „so kann der Friede nicht durch das Gesetz bestätigt werden."

So braucht also ein Rechtgläubiger sein einem Giauer gegebenes Wort nicht zu halten. Es war das Gegenstück zu der von dem Cardinal Julian 1444 vor der unglücklichen Schlacht von Warna aufgestellten Lehre. Der Kriegszug gegen Cypern wurde auf diese Weise mit einem



Meineid begonnen, und schloß mit einem Meineid, als die Türken im August 1571 die Eroberung Cyperns vollendeten. Nach der Belagerung von Famagosta brach der osmanische Befehlshaber nicht nur sein geschworenes Wort, sondern verletzte auch das Völkerrecht und die Gebote der Menschlichkeit auf das scheußlichste. Famagosta widerstand allein noch auf der Insel den Waffen des Feindes; aber endlich, von den Schrecken der Hungersnoth gezwungen, mußten die Cyprioten capituliren, und der Anführer des türkischen Heeres Lala Mustapha nahm die Capitulation an, und unterzeichnete sie mit eigener Hand. Dennoch ließ er den berühmten Bragadino, Statthalter von Cypern, lebendig schinden, als ihm dieser edle Venetianer die Schlüssel der Stadt überbrachte! Er ließ auch das vierzig Mann starke Gefolge Bragadino's enthaupten. Dann behandelten die Osmanen Cypern als erobertes Land. Fünfzig schöne, ihren Eltern geraubte Christenmädchen wurden auf türkischen Fahrzeugen in die Sclaverei geschleppt. In ihrer Verzweiflung werfen die Gefangenen Feuer in die Pulverkammer, und verschwinden, den Tod der Entehrung vorziehend, mit den Trümmern des brennenden Schiffes unter den Wogen.

Cypern fiel erst nach einem einjährigen sehr blutigen Kampfe in die Hände der Türken. Während dieser Zeit bildete sich durch die Anstrengungen Pius V. die heilige Liga, welche zur Vergeltung für das auf Cypern und anderwärts in Strömen vergossene Christenblut dem Islam im Golf von Lepanto einen tödtlichen Schlag beibrachte.

Eine Flotte von zweihundertunddreißig Fahrzeugen, die dem Papste, dem König von Spanien Philipp II., der Republik Venedig, dem Malteserorden und dem Herzog von Savoyen angehörten, mit einer Bemannung von 40,000 Kriegern unter Don Juan von Oesterreich, einem unehelichen Sohne Karl's V., ging am 25. September 1571 von Messina unter Segel. Sie wollte die türkische Flotte von dreihundert Segeln und 100,000 Mann Besatzung aufsuchen, welche, von den Rüstungen der Christen benachrichtigt, im mittelländischen Meere kreuzte. Die Verbündeten finden die Türken in dem Golf von Lepanto, wo vor sechszehn Jahrhunderten Octavianus Augustus und Marcus Antonius um die Herrschaft über das Römerreich kämpften. Der Kapudan Pascha Muezzin Sade Ali, Uludsch Ali, Beglerbeg von Algier, ein Zögling Barbarossa's und

Mohamed Schaulak Beg von Negropont, sind die vornehmsten Anführer der Osmanen.

Ein günstiger Wind treibt die Fahrzeuge in den Golf, in welchen sie mit vollen Segeln und fliegenden Fahnen einfahren. Don Juan ordnet sein Geschwader in eine einzige Linie und vertraut den Befehl über die verschiedenen Abtheilungen Doria, dem päpstlichen Admiral Marc Antonio Colonna, dem venetianischen Admiral Veniero, dem Herzog von Parma, Alexander Farnese, Enkel Karl's V. von Mutterseite und dem Großprior von Messina vom Malteserorden an. Don Juan als Generalissimus übernimmt den Befehl über das Centrum. Aehnliche Anordnungen trifft der Kapudan Pascha.

Auf ein gegebenes Signal fallen die christlichen Streiter aufs Knie, sprechen ein kurzes Gebet und erheben sich wieder, voll Vertrauen auf ihren Muth und den Schutz des Himmels. Es ist eine Stunde nach Mittag am 7. October 1571 und die Sonne übergießt das großartige Schauspiel mit einer Fluth von Licht. Bange, feierliche Erwartung herrscht auf den beiden Geschwadern. Christen und Moslemin stehen mit den Waffen in der Faust auf dem Verdeck und überall sieht man die Lunten des schweren Geschützes glänzen. Das lange und schreckliche Schweigen bricht endlich ein blinder Schuß vom Schiff des Kapudan Pascha, als Begrüßungssignal und gleichsam als Aufforderung an den christlichen Admiral, sich zu erkennen zu geben. Don Juan sendet eine Kugel von schwerem Kaliber als Antwort hinüber. Jetzt fängt der Kartätschenhagel und das Kleingewehrfeuer an. Die Fahrzeuge speien den Tod aus den Seiten, aus dem Vorder- und Hintertheil; der ferne Wiederhall von Missolunghi, Patras und Actium giebt den Donner des schweren Geschützes zurück und der Pulverrauch verdunkelt für einen Augenblick den Glanz der Sonne.

Bald legen sich die 530 Fahrzeuge Bord an Bord und man kämpft nur noch mit blanker Waffe; Schiff gegen Schiff, Mann gegen Mann. Das Blut strömt ins Meer, welches davon geröthet ist. Jeder Christ ist ein Held und jeder Türke verkauft sein Leben aufs theuerste. Don Juan wirft sich auf das türkische Admiralschiff. Zwei Mal zurückgetrieben, entert er zum dritten Male und bleibt Herr des Schiffes. Seine Soldaten erschlagen 500 Janitscharen, welche es vertheidigen. Der Kapudan Pascha

fällt, tapfer kämpfend. Ein venetianischer Matrose schneidet ihm den Kopf ab und bringt diesen Don Juan, der ihn voll Abscheu zurückweist und ins Meer zu werfen befiehlt.

Der Sohn Karl's V., in glänzender Rüstung, hält sein Schwert in der einen Hand und die ihm von Pius V. überreichte Fahne des heiligen Petrus in der andern. Er pflanzt das Banner des Kreuzes auf das feindliche Schiff, nachdem er den Halbmond heruntergerissen hat und ruft: „Sieg! Sieg!" und alle seine Gefährten wiederholen: „Sieg! Sieg!" 30,000 Türken sind in weniger als fünf Stunden geblieben, 10,000 sind gefangen, 15,000 christliche Galeerensclaven erhalten ihre Freiheit wieder, 55 türkische Schiffe sind verbrannt oder gesunken, 130 sind den Siegern in die Hände gefallen. Während der Nacht vom 7. bis 8. October verläßt Uludsch Ali mit einigen zerschossenen Galeeren, den letzten Resten der türkischen Seemacht des Reichs, heimlich den Golf. Die Christen verloren nur fünfzehn Galeeren und 8000 Mann. Unter den Verwundeten der abendländischen Flotte befand sich Cervantes, der Dichter des Don Quixote, dem eine türkische Kugel den Arm wegriß. „Dieser unsterbliche Tag," sagt er in seinem berühmten Roman, „brach den Stolz der Osmanen und enttäuschte die Welt, welche die türkische Flotte für unbesiegbar hielt."

Don Juan von Oesterreich war fünfundzwanzig Jahr, als er bei Lepanto siegte; er war in diesem Augenblicke der Held der ganzen Christenheit und Pius V. wendete auf ihn das Wort des Evangeliums an: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes!" Der jugendliche Feldherr glich Karl V. im Aeußern, im Genie und in der Thätigkeit und er besaß, was seinem Vater fehlte, Redlichkeit, Güte, Offenheit und Großmuth. Er starb dreiunddreißig Jahre alt auf seiner Siegeslaufbahn in den Niederlanden, wie man behauptet, an Gift, ihm gereicht auf Befehl seines auf seinen Ruhm eifersüchtigen Bruders, des finstern und grausamen Philipp's II.

Der Held des Katholicismus wollte seinen Sieg vom 7. October verfolgen; er wollte sich gegen Konstantinopel wenden und den Türken Cypern und Rhodus wieder entreißen, was in diesem Augenblicke nicht schwer war, denn der Feind konnte ihm keinen Widerstand leisten. Aber ein Befehl des Königs von Spanien und die unter den Verbündeten aus-

brechende Zwietracht legten seinem Muth Fesseln an und vereitelten seine Eroberungspläne.

Von den ersten Kreuzzügen an bis zu der Expedition von 1571, die ebenfalls ein Kreuzzug war, hatten die Christen selten ihre Siege zu benutzen gewußt; sie verstanden nur auf dem Schlachtfelde zu siegen und der Ruhm allein schien ihnen genug zu sein.

Die Flotte Don Juan's trennte sich und kehrte in die abendländischen Häfen zurück und der Großwessir Mohamed Sokolli, ein alter Waffengefährte Suleiman's und während der Regierung Selim's II. eine der Säulen des osmanischen Reichs, konnte jetzt zu dem Consul von Venedig in Konstantinopel sagen: „Durch die Eroberung Cyperns haben wir Euch einen Arm abgeschnitten; durch die Vernichtung unserer Flotte habt Ihr uns blos den Bart geschoren; aber ein abgeschnittener Arm wächst nicht von Neuem, während ein abgeschorener Bart mit größerer Kraft wiederkehrt."

Der Vergleich war so originell wie treffend; ein Jahr nach der Schlacht von Lepanto zeigte sich eine neue türkische Flotte im goldenen Horn und im Bosporus. Aber wenn auch der Verlust an Menschen und Schiffen bald ersetzt war, so hat sich die Türkei von dem in der Schlacht von Lepanto erlittenen Schlag doch nie wieder erholt. Sie verlor an diesem Tag das moralische Uebergewicht, welches seit viertehalb Jahrhunderten ihre Kraft war. Durch keinen Sieg hat sie ihre Fahnen von der Schmach reinigen können, die Don Juan von Oesterreich am 7. October 1571 ihr zugefügt hat. Seit jenem Tage bis heute ist das türkische Reich allmälig gesunken und seine gegenwärtigen Reformversuche können seine Schwäche nicht verhüllen.

Pius V. schrieb den Sieg der christlichen Flotte von Lepanto der Einmischung der heiligen Jungfrau zu; er stiftete daher das Fest unserer lieben Frauen zum Siege, das jetzt noch in mehreren Kirchen am 7. October gefeiert wird und bestimmte zugleich, daß der Litanei der heiligen Jungfrau die Worte hinzugefügt würden: „**auxilium christianorum, ora pro nobis.**"

Als Pius V. im Jahre 1572 starb, ordnete Selim II., der ihn als seinen gefürchtetsten Feind betrachtet hatte, öffentliche Festlichkeiten in Konstantinopel an. Die Verhältnisse hatten sich schon sehr geändert.

Fast hundert Jahre früher, 1481, feierte man in Rom Feste, um dem Himmel zu danken, daß er die Christenheit von Mohamed II. befreit hatte.

Die Niederlage der türkischen Flotte bei Lepanto erfüllte Stambul mit Schrecken, und machte auf den schwachen Geist Selim's II. den tiefsten Eindruck. Sowie er die Nachricht von der Schlacht empfangen, schloß er sich in sein Serail ein, verließ es nicht einmal Freitags, um sich in die Moschee zu begeben, weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen und erkrankte. Seine aufgeregte Phantasie zeigte ihm schon die Christen vor den Mauern seiner Hauptstadt, die sie mit gewaltiger Heereskraft angriffen. Auch beeilte sich der Padischah, auf dem europäischen Ufer das zweite Dardanellenschloß Kelidi-Bahar (Schlüssel des Meeres) zu erbauen. 30,000 Arbeiter beendigten es innerhalb vier Wochen.

Ein natürliches Ereigniß, in welchem aber der Aberglaube der Türken in diesem Augenblicke eine traurige Vorbedeutung sah, vermehrte noch den Schrecken Selim's: An demselben Tage, wo die Schlacht von Lepanto geschlagen ward, stürzte das Gewölbe der Hauptmoschee von Mecca ein, aber dieses Gewölbe war von Holz. Damit es ein weniger hinfälliges Sinnbild des Reiches sei, sagt Cantemir, ließ der Sohn Suleiman's es von Ziegeln wieder aufführen. Selim II. überlebte das Unglück von Lepanto nur zwei Jahre. Von Kummer niedergedrückt und auch von den Ausschweifungen seiner Jugend und dem allzureichlichen Genuß des Cyperweins im reifern Alter erschöpft, starb er in seinem vierundfunfzigsten Jahre am 12. December 1574 und hinterließ seinen Thron seinem ältesten Sohne Murad oder Amurad III.

Große Thaten zeichneten die Regierung Murad's III., des zwölften Sultans der Türken, nicht aus. Abwechselnd von den Wessiren und den Frauen seines Harems beherrscht, regierte dieser schwache, wollüstige, abergläubische Fürst, der den Luxus, glänzende Feste und eine üppige Tafel liebte, niemals selbst. Seine zwanzigjährige Regierung war nichts als eine Reihe von Serail- und Hofränken, eine ununterbrochene Vergeudung der Staatsgelder, ein Aufeinanderfolgen von Paschas, die, aus den untersten Classen des Volkes hervorgegangen, bis zu den höchsten Würden des Reichs stiegen, dann in Ungnade fielen und verbannt, oder noch häufiger vergiftet, erdrosselt oder erdolcht wurden. Kostspielige, aber zuweilen ruhmvolle Kriege in Persien, in Georgien und in den der Pforte zinspflichtigen

Staaten beschäftigten die europäische und asiatische Türkei während der Regierung Murad's III. Das osmanische Reich dehnte seine Grenzen auf der asiatischen Seite aus und Ungarn seufzte noch einmal unter den Verwüstungszügen der Osmanen. Der tapferste der Heerführer Murad's war unbedingt Osman Pascha, der Eroberer von Daghestan und mehrerer Städte Persiens. Bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel empfing ihn der Sultan in einem schönen Kiosk auf dem rechten Ufer des Bosporus und lud ihn ein, über seine Feldzüge zu berichten. Begeistert von der Erzählung seines Feldherrn, sagte Murad III. zu ihm: „Du hast Recht gethan, Osman, und sollst die Früchte davon ernten! Möge Dein Antlitz leuchten in beiden Welten! Möge Gott, welcher hilft und rächt, Dir stets günstig sein! Möge der Sieg Dich überall hin begleiten, wohin Du Deine Schritte wendest, und mögest Du im Paradiese dereinst sitzen neben Deinem Namensgenossen Osman, dem Kalifen, dem Sohne Aaffan's, und auf dieser Welt während Deines langen Lebens an Ehre und Macht zunehmen!" Und der Padischah nahm eine mit einer Diamantenagraffe an seinem Turban befestigte Reiherfeder herunter, heftete sie mit eigener Hand an Osman's Turban und steckte ihm einen reichgeschmückten Dolch, den er selbst seit seiner Kindheit getragen, in den Gürtel. Osman empfing das Reichssiegel, was ihn zur Großwessirwürde erhob. Wie viele Türken jener Zeit, trank dieser Günstling übermäßig Wein und berauschte sich oft. Wenn der Rausch vorüber war, ließ sich Osman reines Wasser zu der vom osmanischen Gesetz vorgeschriebenen Abwaschung bringen und flehte, indem er mit der Stirn die Erde berührte und viele Thränen vergoß, Allah und seinen Propheten um Verzeihung wegen seiner Uebertretung des heiligen Gesetzes an.

In seinem Harem hatte Murad III. oft bis 800 Odalisken. Sein ausschweifendes Leben untergrub seine Gesundheit und stumpfte seinen Geist ab. Er war Vater von hundertundzwei Kindern. Siebenundzwanzig Prinzessinnen und zwanzig Prinzen waren noch am Leben, als er am 16. Januar 1595 starb. Die Prinzessinnen vermählten sich mit Großen des Reichs. Neunzehn der Prinzen starben durch die Schnur am Tage nach dem Tode Murad's, der seine Thronbesteigung im Jahre 1574 durch den Mord seiner fünf Brüder bezeichnet hatte.

Statthalter von Bosnien an. Dieser mit ebenso viel Tapferkeit als Geschicklichkeit geführte Feldzug war von dem vollkommensten Erfolg gekrönt. Bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel erhielt der siegreiche Feldherr von dem Sultan die glänzendsten Beweise der Zufriedenheit.

Durch die Demüthigung des Stolzes der immer zur Empörung gegen den Sultan geneigten Janitscharen, durch das Beispiel einer den Tod überdauernden edlen Treue gegen Osman II., endlich durch seine glorreichen Siege jenseits des Dniestr, hatte der ehemalige Statthalter von Erzerum dem Sultan Murad IV. die wichtigsten Dienste geleistet; aber sie schützten ihn nicht vor dem Loose, welches der grausame Padischah fast allen seinen Wessiren und Paschas aufsparte. Die Rache läßt auf sich warten, aber sie altert nicht, hatte Murad IV. über Abasa geäußert, der nach der Ermordung Osman's II. dem Diwan anfangs seine Unterwerfung verweigert hatte. 1634 beschuldigt, in einer auf die heiligen Orte in Jerusalem bezüglichen Sache, die er als Wessir zu verhandeln hatte, von den Armeniern Geld genommen zu haben, wurde Abasa vom Sultan zum Tode verurtheilt. Als der Bostandschi dem Besieger der Polen das von Murad IV. eigenhändig unterzeichnete Todesurtheil übergab, drückte Abasa das Pergament ehrerbietig an seine Lippen und sagte mit heldenmüthiger Resignation: „Der Wille meines Padischah geschehe!" Er sprach darauf ein kurzes Gebet und bot seinen Hals dem Scimetar dar, mit den Worten: „Ich übergebe meine Seele Gott und meinen Körper dem Henker!" Sein Kopf rollte dem Bostandschi vor die Füße, der dreimal den Namen Allah's anrief. So starb Abasa, den die Gefahren des Schlachtfeldes verschont hatten; er war eines der ersten Opfer der Tyrannei des grausamsten aller Sultane, den man mit Recht den Nero der Osmanen nennt.

Als Murad IV. fünfzehn Jahr alt geworden war, entzog er seiner Mutter die Leitung der Staatsangelegenheiten, schüttelte das Joch seiner Wessire ab und hielt allein die Zügel der Regierung in der Hand. Er zeigte von dieser Zeit an einen festen Charakter und eine blutige Grausamkeit, die nur mit seinem Leben aufhörten. Von lebhaftem und durchdringendem Geiste und von einer außerordentlichen Körperkraft, faßte Murad die verwickeltsten Angelegenheiten rasch, behandelte sie mit vollendeter Politik, zeichnete sich in allen körperlichen Uebungen aus, war ein vor-

trefflicher Reiter und übertraf Jeden, wenn es galt, den Dscherid auf dem Atmeidan in Konstantinopel zu werfen, wo diese kriegerischen Spiele, welche an unsere Turniere erinnern, heute noch geübt werden. Mit zwanzig Jahren hatte Murad einen Wuchs über die Mittelgröße und von guten Verhältnissen. In Allem zeigte er eine vorzeitige Reife. Sein Gesicht, von einem vollkommenen Oval, drückte Majestät aus, aber die energisch gezeichneten Züge desselben, seine olivengelbe Farbe, der schwarze und dichte Bart, die schwarzen und drohenden Augen gaben ihm einen harten und wilden Ausdruck. Er sprach mit Gewandtheit, liebte das Studium der Jurisprudenz und unterwarf die Bewerber um die Richterstelle selbst einer Prüfung. Als Richter befolgte Murad IV. übrigens kein anderes Gesetz, als das seiner eigenen Willkür.

Seit langer Zeit waren die osmanischen Waffen von den Persern gedemüthigt worden; seit langer Zeit hatten die Janitscharen, die Wessire, die Paschas der Provinzen die kaiserliche Autorität misachtet und ihre Kühnheit so weit getrieben, einen Sultan abzusetzen und sogar zu ermorden. Murad IV. hatte geschworen, die beleidigte Majestät der Sultane zu rächen, die Kräfte des Reichs in dem Blute der Schiiten und der rebellischen Osmanen neu zu stärken; er wollte gefürchtet und nicht geliebt sein. Herr in seinem Reiche, wie in seinem Serail, verlangte er, daß die Männer sich unter seiner Hand beugten, wie schwache Frauen.

Im März 1625 verließ Murad IV. mit einem gewaltigen Heere Konstantinopel, um an den Grenzen Persiens den Schiiten die Plätze wieder abzunehmen, welche sie früher den Türken entrissen hatten. Er bezeichnete seinen Weg durch die asiatischen Provinzen seines Reichs durch zahlreiche und blutige Hinrichtungen. Um in seiner Armee eine strenge Disciplin wieder herzustellen und nach Vorwänden suchend, die Janitscharen zu treffen, erließ der Sultan bei seinem Aufbruch von Stambul einen Befehl, wonach jeder Soldat, der ohne Erlaubniß die Reihen verließe, auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden sollte. Galati Tschelebi, ein durch seine Tapferkeit und seine Anmaßung berühmter Janitschar, übertrat zuerst den kaiserlichen Befehl und der Sultan ließ ihn sogleich enthaupten. Dieses Beispiel von Strenge verbreitete Entsetzen unter den Janitscharen, welche ohne Murren dem schrecklichen Padischah gehorchten.

Nach dieser Hinrichtung sah Murad, als er durch einen Wald ritt, einen wüthenden Eber auf sich losgestürzt kommen und streckte ihn mit einem Schlage seines Streitkolbens zu Boden. In demselben Augenblicke packte er seinen Wessir Mustapha Pascha beim Gürtel, hielt ihn einige Minuten lang frei in der Luft und warf ihn dann ein oder zwei Schritte von sich weg. „Der Arm Gottes ist mit Dir!" riefen die Soldaten begeistert, „langes Leben dem tapfern Padischah!" Sie wären ihm jetzt bis ans Ende der Welt gefolgt, denn die physische Kraft ist den Türken von jeher als das Bild der Macht erschienen.

Hassan Pascha, Statthalter von Magnesia, war bei dem Sultan des Mangels an Muth bei einem Aufstand angeklagt worden. Hassan stieß mit einer reich ausgerüsteten Schaar in Galatien zu der kaiserlichen Armee. „Verfluchter!" schrie ihm Murad entgegen, als er ihn kommen sah, „Du wagst also triumphirend mit Deinen Truppen zu kommen, während Du nicht einmal ein halb Dutzend Empörer hast besiegen können? Man schlage dem Feigling den Kopf ab!" Der Befehl ward auf der Stelle ausgeführt.

Eine große Anzahl Türken verloren auf dieselbe Weise auf Befehl des unbarmherzigen Sultans ihr Leben. Den Tabak, der jetzt einen Hauptgenuß der Orientalen ausmacht und dessen Gebrauch sich so allgemein in Europa verbreitet hat, hatte Murad IV. den Osmanen verboten. Der Sultan ließ eine Menge Moslemin pfählen, welche beschuldigt waren, den Tschibuk (die Pfeife) geraucht zu haben. Murad IV. ertheilte eigenhändig das Zeichen zur Vollstreckung der von ihm verhängten Todesurtheile, indem er die zwei ersten Finger der rechten Hand ausstreckte und wieder zumachte.

Obgleich der junge Sultan eine gute Tafel und die Freuden des Harems liebte und sich nach dem Beispiel Selim's II. dem reichlichen Genuß des Cyper- und Malvasierweins ergab, so begnügte er sich doch im Felde, trotz der Anstrengungen des Kriegs, mit dem Wasser des ersten besten Baches, mit der einfachen Nahrung des gemeinen Soldaten. Während seines ersten Feldzuges in Persien kannte er kein anderes Kopfkissen, als den Sattel seines Pferdes und keine andere Decke, als die Schabracke dieses edlen Thieres, dessen stolzen Gang und dessen schöne Haut, glänzender als das Gefieder des Raben, die türkischen Dichter besungen ha-

ben. Keine Gefahr scheuend, duldete der Sultan jede Entbehrung, spielte mit dem Leben der Menschen und wollte, daß sein Name im Innern seines Reiches, wie in den Ohren seiner Feinde gleich einem Donner gehört werde. Ein solcher Charakter gefiel übrigens der osmanischen Barbarei. Tapferkeit mit Despotismus verbunden, die unermüdlich und überall traf und nie nachgab, erzwang Achtung und Bewunderung; in den Staub gebeugte Stirnen wagten sich nicht zu erheben und die Knechtschaft konnte es sich bequem machen, wenn wir so sagen dürfen. Die Moslemin sehen Gott mehr mit Furcht, als mit Liebe an und glauben in einem schrecklichen und allmächtigen Sultan wahrhaftig seinen Schatten auf Erden zu erblicken.

Keine Stadt, keine Festung, Nichts widerstand dem wüthenden Anfall des von Murad IV. an der persischen Grenze befehligten Heeres. Er äscherte Tebriz ein und ließ die Einwohner niedermetzeln. Vor und während der Belagerung von Eriwan richtete der junge Sultan an seine Feldherren und Soldaten Worte, in welchen sich sein ganzer Charakter ausspricht. Er führte die Vorhut seines Heeres. Als sie sich der Stadt Eriwan näherten, sprach der vor dem Kaiser hergehende Führer zu ihm: „Ruhmreicher Padischah, hier sind wir vor der feindlichen Stadt; aber der vom Winde emporgewirbelte Staub verhindert uns, die Mauern zu sehen. Wir wollen hier warten, bis die Hauptmacht uns eingeholt hat." „Feigling", entgegnete ihm Murad, indem er ihn bei der Kehle packte, „was fürchtest Du? Kann ein Mensch vor der Stunde sterben, die ihm von Schicksal bestimmt ist?"

Alle Truppen waren eingetroffen und der Sultan befahl, das Feuer zu beginnen. „Zeige heute, was Du ausrichten kannst, Sohn der Schlachten," sagte er zu Dschanbulasade, einem der türkischen Anführer; „möge Deine Seele heut von Erz sein! Fahre fort, das Weffirat zu verdienen!" Dann wendete er sich zu einem anderen Führer: „Mustapha Pascha", sprach er, „trage Sorge, daß meine junge Reiterei nicht einen Zoll zurückweicht! Zeige Dich! Heute ist der Tag zu großen Thaten! — Höre, Aga der Janitscharen", setzte er zu diesem Häuptling gewendet hinzu, „die nächtliche Runde in Stambul und das Durchprügeln von Betrunkenen sind keine Heldenthaten! Hier ist der Ort, wo sich das Herz der Tapfern zeigt! Krieg und Eroberung! Vorwärts, meine Janitscharen, wohin der Ruhm Euch ruft!" — „Werdet nicht müde, meine



Wölfe!" rief er während der Schlacht seinen Soldaten zu, „meine Falken, entfaltet Eure Schwingen, die Stunde des Sieges hat geschlagen!"

Eriwan ergab sich den Türken im Monat August 1635 nach zweiwöchentlicher Belagerung. Murad IV. ließ Koffer voll Gold und Silber vor sich öffnen, und gab davon jedem Krieger nach der Zahl der Perserköpfe, die er vor den Füßen des Sultans niederlegte. In derselben Nacht, wo zur Feier dieses Sieges ganz Stambul erleuchtet war, wurden auf Befehl Murad's IV. die beiden Brüder desselben, Bajazet und Suleiman, ermordet.

Murad IV. zog am 26. December 1635 wieder triumphirend in Konstantinopel ein. Umgeben von seinen Feldherren, bedeckt mit glänzenden Waffen, ritt der Sultan an der Spitze seiner Truppen, vollständig gerüstet, bedeckt mit einem goldenen Helme, umschlungen von einem leichten weißen Turban und geziert mit einem durch eine Diamantenagraffe befestigten Reiherbusch vom glänzendsten Schwarz.

Drei Jahre später trat der Sultan einen neuen Feldzug nach den Ufern des Tigris an und sein Marsch durch Kleinasien war, wie 1635, durch eine lange Blutspur von Scutari bis Bagdad bezeichnet. Schon während der Minderjährigkeit Murad's IV. hatten zwei Wessire, Hafiz Pascha und Chosrew Pascha, die beide auf Befehl des Sultans das Leben verloren, zahlreiche Armeen vor diese Stadt geführt, die sie vergebens angriffen. Mehr als 150,000 Türken blieben in diesen Kriegszügen und Murad IV. schwur, zum Manne geworden, ihren Tod in dem Blute der Schiiten zu rächen und diesen die Stadt der Kalifen wieder zu entreißen, die eine der schönsten Eroberungen Suleiman's des Prächtigen gewesen war. Seit dem Verlust dieser Stadt sah sich das türkische Reich beständig von den Persern beunruhigt, denen die Erhaltung eines Platzes, der so oft schon die Fortschritte der Türken von dieser Seite gehemmt hatte, ebenfalls von großer Wichtigkeit war.

Die reiche und prächtige Stadt Bagdad, auch Haus des Heils oder Stadt der Heiligen, wegen der vielen dort befindlichen Gräber von Heiligen, genannt, erhebt sich auf dem östlichen Ufer des Tigris, des reißendsten Flusses Asiens. Zu Zeiten Murad's IV. war Bagdad von gewaltigen Mauern und 111 mit Zinnen versehenen Thürmen umgeben, und hatte einen Umfang von ungefähr zwei Stunden. Es war das vornehmste

Bollwerk des persischen Reichs, der Haupthandelsmarkt von Kleinasien, Persien und Ostindien. Die Bevölkerung, die heute noch 80,000 Seelen zählt, betrug 1638 mehr als 100,000 Seelen. Seine Woll- und Seidenfabriken sind jetzt nicht mehr so zahlreich als früher, aber sein Handel ist immer noch beträchtlich.

Als Murad IV. mit seinem auf 200,000 Mann geschätzten Heere vor Bagdad ankam, war die Stadt nur von 80,000 Persern vertheidigt, wovon die Hälfte aus Einwohnern, welche die Waffen tragen konnten, bestand. Der Angriff der Osmanen begann am 15. November 1638. Wie vor Eriwan, gab Murad das Zeichen zum Beginn des Kampfes, indem er mit eigener Hand die Lunte der ersten Kanone anzündete, und die osmanische Artillerie donnerte gegen die Stadt mit einer Heftigkeit und einer Ausdauer, welche die Belagerten weder Tag noch Nacht zu Athem kommen ließ. Die Perser vertheidigten sich wie Verzweifelte; häufige Ausfälle trugen Verwirrung und Tod unter die Osmanen. Erbittert über einige Schlappen, die seine Armee erlitten hatte, machte Murad IV. seinem Großwessir Tajar Pascha lebhafte Vorwürfe über die Langsamkeit, mit der er zur Anordnung eines allgemeinen Sturmes schritt. „Wollte Gott, mein Padischah", gab ihm dieser zur Antwort, „es würde Dir so leicht, Bagdad einzunehmen, wie es Deinem Sclaven Tajar leicht ist, für Deine Sache zu sterben!" Am 24. December findet der allgemeine Sturmangriff statt, und Tajar stirbt als Held auf der Bresche. Als Murad IV. den Tod seines Wessirs vernahm, rief er aus: „Ach, Tajar! Dein Leben war kostbarer als hundert Festungen, wie Bagdad; möge Dir Gott das ewige Licht seiner Barmherzigkeit gewähren!"

Am 25. December 1638, auf den Tag einhundertsechszehn Jahre nach der Eroberung von Rhodus durch Suleiman den Prächtigen, zogen die Türken als Sieger in das von den Leichen seiner Vertheidiger angefüllte Bagdad ein; seine Mauern, seine Thürme und seine schönsten Denkmale waren von der Artillerie Murad's IV. zerstört. Obgleich die Bewohner dem Sultan eine Capitulation angeboten hatten und dieser sie bewilligt hatte, so befahl der Grausame doch eine allgemeine Niedermetzelung der wehrlosen Bevölkerung, die ihn auf den Knien um Erbarmen anflehte. „Mehr als 30,000 Köpfe von Persern, die nicht zu leben verstanden", sagt bei dieser Gelegenheit mit kalter Ruhe ein türkischer Geschichtschrei-

der, der zugleich Augenzeuge war, „fielen von der Schärfe des Schwertes vor den Augen und auf Befehl des Sultans."

Der Schah von Persien, Ssofi Behardir, erschien nicht bei der Belagerung von Bagdad. Murad schrieb ihm nach dem Siege folgenden Brief: „Wo bist Du nur? Warum zeigst Du Dich nicht auf dem Schlachtfeld? Denen, welche sich die Herrschaft anmaßen, geziemt es nicht, sich versteckt zu halten. Wer das Pferd fürchtet, darf es nicht besteigen, noch den Scimetar umgürten." In demselben Tone sprach ehedem Selim I. zu Schah Ismail. Ssofi Behardir gab auf diese anmaßende Herausforderung Murad's keine Antwort. Im Gegentheil beeilte er sich, einen Friedensvertrag abzuschließen, dessen Bedingungen der siegreiche Sultan vorschrieb. Seit jener Zeit hat Bagdad stets zur Türkei gehört. Im Monat Juni 1639 kehrte Murad IV. zum zweiten Male als Sieger nach Konstantinopel zurück. Er ritt auf einem in Eisen geharnischten Pferde, in der Hand hielt er seinen Streitkolben, die Schulter bedeckte ein Tigerfell. Die Bevölkerung Stambul's warf sich vor dem schrecklichen Padischah auf die Erde.

Er starb am 9. Februar 1640, achtundzwanzig Jahre alt. Die Ausschweifungen des Harems und der übermäßige Genuß des Weines hatte seine kräftige Constitution zu Grunde gerichtet und den Tod des jungen Sultans beschleunigt. Als Regent glich er einem blutigen Meteor, das einen beständigen Schrecken verbreitet, nicht so sehr unter den Völkern seines Reichs, die oft nicht einmal den Namen des regierenden Sultans kannten, so sehr war ihnen alles politische Leben fremd, sondern vielmehr unter allen Staatsbeamten, vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Als der Padischah von der Erde verschwand, mußte ihnen der Himmel reiner und ihr Leben sicherer erscheinen.

Man kann nur mit Grauen die lange Liste der Opfer lesen, welche der Durst Murad's IV. nach Rache und Blut verlangt hat. Dieses Verzeichniß der Getödteten umfaßt nicht weniger als 100,000 Namen, unter welchen wir drei Brüder des Sultans und seinen Oheim Mustapha finden: den armen Blödsinnigen, den man nach seiner zweiten Absetzung in einen Thurm des Serails verwiesen hatte. Ein Bruder von Murad IV. war noch übrig: Ibrahim, der nach ihm regierte. Zwei Stunden vor seinem Tode verlangte der Sultan den Kopf dieses Bruders, des letzten

männlichen Sprossen des Geschlechts Osman's, denn Murad starb, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Die Sultana Walide, welche das Reich während der Minderjährigkeit Murad's regierte, hatte heimlich das Leben ihres Sohnes Ibrahim gerettet. Im Delirium des Todeskampfes schien Murad das ganze Reich mit sich ins Grab nehmen und, einem neuen Simson gleich, sich unter den Trümmern des von seinen Vorfahren errichteten Staatsgebäudes begraben zu wollen.

Man kann aber diesem Fürsten große Eigenschaften nicht absprechen. Er war einer der merkwürdigsten Sultane, die in Stambul geherrscht haben. Er war der tapferste Krieger und der geschickteste Führer seiner siegreichen Schaaren. Er lehrte die osmanischen Waffen, wieder in Schlachten zu siegen, gab dem Reiche seine alten Grenzen in Asien wieder, erdrückte den Aufstand der Janitscharen, schaffte schreiende Misbräuche in der Verwaltung der Provinzen ab, und füllte durch strenge Sparsamkeit und durch Confiscation der Schätze, deren sich die Paschas widerrechtlich bemächtigt hatten, den Staatsschatz, den die Sorglosigkeit seiner drei letzten Vorgänger und die Habsucht der drei letzten Wessire fast geleert hatten. Er reorganisirte die Finanzen und das Heer, vermehrte die Flotte, stattete die Arsenale Konstantinopels neu aus, begünstigte den Handel, und beschützte die Landwirthschaft. Er war selbst Dichter; die Musik war eine seiner Leidenschaften, was jedoch nicht die Wildheit seines Charakters milderte. Dennoch verschonte er bei Niedermetzelung der Perser in Bagdad den Musiker Schakuli, dessen Talent berühmt war. Als Schakuli vor Murad erschien, sprach er: „Nicht um mich selbst flehe ich Dich um mein Leben an, sondern wegen der Kunst, die mit mir ins Grab steigt." Der Sultan nahm Schakuli mit nach Konstantinopel, und von dieser Zeit an wurde die persische Musik in dem Serail und in der Hauptstadt des türkischen Reichs eingeführt.

Nicht blos die Türken traf die schreckliche Tyrannei Murad's IV., die Griechen und die Europäer von Pera und Galata hatten ebenfalls darunter zu leiden. Der Sultan ließ zwei Dragomane der französischen Gesandtschaft pfählen, weil sie muthvoll durch die Verträge garantirte Rechte und Freiheiten vertheidigt hatten. Vergebens verlangte Herr de Marchville, der französische Gesandte, der übrigens nicht die nöthige Gewandtheit bei dieser Veranlassung zeigte, Genugthuung vom Divan. Der

Sultan zwang den Vertreter Ludwig XIII., Konstantinopel zu verlassen, und behielt den Grafen von Cesy, den Marchville hatte ersetzen sollen. Gegen den englischen Gesandten, Sir Peter Wych, trieb man die Beleidigung so weit, daß man ihn zwang, seinen Ritterdegen abzulegen. Die Türken confiscirten alle Waffen der Franken, und achteten bei ihren Nachsuchungen nicht einmal die Wohnungen der Vertreter der europäischen Staaten. Ein reicher venetianischer Kaufmann wurde zum Galgen verurtheilt, weil er von dem Dache seines Hauses ein Fernrohr nach dem Serail des Großherrn gerichtet hatte. Confiscation und Einkerkerung brachten eine Unzahl Christen ins Elend und zur Verzweiflung. Weder Frankreich noch England und Venedig rächten diese Beschimpfungen; freilich war gerade zu jener Zeit Frankreich, von Bürgerkriegen zerfleischt, in welchen seine vornehmsten Adeligen, wie der Marschall von Marillac, Heinrich von Montmorency, Herzoge und Pairs, auf dem Schaffot starben, außer Stande, seine Waffen gegen Konstantinopel zu wenden. England war in einem ähnlichen Falle, denn schon gährte dort die Revolution, welche mit der Hinrichtung Karl's I. enden sollte, und die Republik Venedig, deren schon seit langer Zeit von den Türken angegriffene Macht sich von Tag zu Tag verringerte, war nicht im Stande, dem osmanischen Reiche den Krieg zu erklären.

Cyrillus, der griechische Patriarch von Konstantinopel, wurde mit Gewalt abgesetzt, mit der Kette am Hals nach dem Schlosse der sieben Thürme geschleppt, und hingerichtet, und Karfila, sein Nachfolger in der Patriarchenwürde, mußte dem kaiserlichen Schatz 50,000 Thaler für sein Einsetzungsdiplom zahlen. Die Griechen von Jerusalem, Bethlehem und Nazareth vertrieben 1636 die von Frankreich beschützten Franciskaner aus den heiligen Orten, die sie seit Jahrhunderten besaßen. Allerdings gab zwei Jahre später der Divan durch feierlichen Firman den lateinischen Vätern die heiligen Orte zurück, aus denen man sie ungerechter Weise verjagt hatte; aber kurze Zeit vor dem Tode Murad's IV. erlangten die Schismatiker durch Bestechung einen andern Firman, der sie wieder in den Besitz der Kirchen und Kapellen setzte, auf die sie kein Anrecht hatten. Ueberhaupt hat die türkische Regierung in dieser Frage der heiligen Orte, über welche die Griechen und Katholiken Palästinas beständig uneinig geblieben sind, nie ehrlich gehandelt. Ohne es sehr genau zu

nehmen, hat sie zu verschiedenen Zeiten der einen oder der andern der rivalisirenden Kirchen Berats (Einsetzungsdiplome) gewährt, je nach dem es in ihre Politik paßte. Da die Türkei Rücksichten auf einen Staat zu nehmen hat, dessen mächtiger Einfluß am Bosporus jeden Tag größer wird, und da dieser Staat der geborne Beschützer der schismatischen Christen der Levante ist, so sieht sich der Divan gegenwärtig veranlaßt, den um das heilige Grab wohnenden Griechen den Vorzug zu geben.

Achtes Kapitel.

Ibrahim I. — Herrschaft der Frauen des Harems. — Seine Verschwendung. — Aufstand gegen den Sultan. — Seine Absetzung und Hinrichtung. — Der siebenjährige Mohamed IV. Sultan. — Seine Großmutter Kösemu regiert. — Verschwörung gegen Sie. — Der Verschnittene Suleiman. — Erdrosselung der Sultana. — Was aus den Schätzen der Großen nach ihrem Tode wird (1648—1651).

Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen hatte Murad IV. frühzeitig ins Grab gestürzt, ohne jedoch die Kraft seines Geistes zu lähmen, welcher bis zur Stunde seines Todes sich gleich blieb. Nur kräftige geistige Naturen besitzen den Vorzug, manchmal siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, der zwischen dem Geist und dem durch niedrige Leidenschaften erschöpften Körper entsteht. Eine schwache geistige Organisation kann diesen Kampf nicht aushalten; ihre bleichen Strahlen verlöschen schnell, und das Stoffliche bleibt Herr des Schlachtfeldes. Ein trauriges Beispiel davon sehen wir in Ibrahim I. Er war nicht blödsinnig, wie Mustapha I. Aber die wollüstigen Freuden des Harems, in die er sich mit Wuth stürzte, richteten seine Fähigkeiten zu Grunde. Ibrahim war der Heliogabal unter den Kaisern der Türken, wie Murad IV. der Nero war. Von Kindheit auf in einem Kerker des Serails eingeschlossen, in welchen Murad IV. ihn verwiesen hatte, litt Ibrahim an einem nervösen Zittern, einer Folge der Angst, welche die beständig erneuerten Todesdrohungen seines Bruders ihm eingeflößt hatten. Als die Sultana Walide, seine Mutter und die Wessire vor ihm erschienen, um ihm seine Erhebung auf

den Thron zu melden, glaubte der arme Gefangene in ihnen nicht Befreier, sondern Henker zu sehen. Blos der Anblick der Leiche Murad's IV., die er sich ins Gefängniß bringen ließ, beschwichtigte seine Angst, und überzeugte ihn von der Wahrheit dessen, was man ihm gesagt hatte.

Ibrahim, damals ungefähr zwanzig Jahr alt, verließ sein Gefängniß nur, um sich in die wahnwitzigsten Ausschweifungen zu stürzen. Gegen das Gesetz des Propheten, der selbst den Sultanen nur vier Frauen zu heirathen gestattet, nahm Ibrahim acht, und die Zahl seiner Sclavinnen oder Concubinen war so groß, wie die seiner Handpferde: fünfzehnhundert! Der Koran hat den Männern auf der Erde und im Paradies drei Glückseligkeiten vorbehalten: das Gebet, die Wohlgerüche und die Frauen; Ibrahim vermehrte sie mit einer vierten, dem Zobelpelzwerk. Während des Winters waren die Kleider des Fürsten, seine Divans, sein Bett, seine Gemächer mit dem kostbarsten und wärmsten Pelzwerk bedeckt, wie im Sommer überall im Serail die Seide rauschte. Seine Wuth, die schönsten Sclavinnen zu besitzen, steigerte den Preis derselben so hoch, daß nur der Sultan reich genug war, um in seinem Harem die Schönheiten Cirkassiens, Georgiens und der Grenzländer Armeniens zu besitzen. Uebrigens durfte auch kein Pascha und kein Wessir Sclavinnen ohne die Erlaubniß des unersättlichen Padischah kaufen. Während Ibrahim's Regierung verfügten die Frauen des Serails über Stellen und Einkünfte des Reichs, wie es unter Sardanapal gewesen war, der sie zu Fürstinnen machte.

Unter den acht mehr oder weniger legitimen Frauen des Großherrn hatte sich die eine durch eigenhändig vom Sultan unterschriebene Urkunden den Ertrag der Steuern des schönen Paschaliks von Damaskus vorbehalten. So lebten die alten Gebräuche von Persien und Aegypten, wo die Gemahlinnen der Herrscher die Einkünfte gewisser Städte und Dörfer genossen, im Serail von Stambul wieder auf. Die Vorgänger Ibrahim's I. hatten diese Sitte wieder eingeführt; aber der Bruder Murad's IV. betrieb diese ausschweifende Freigebigkeit in bis dahin unbekannten Verhältnissen. Selbst jetzt hat dieser Gebrauch noch nicht ganz aufgehört. Die Steuern der Stadt und des Gebiets von Kassaba in Jonien, einige Stunden von Smyrna, gehörten 1837, wo der Verfasser sich dort befand, einer der Sultaninnen von Stambul.

Der Sultan ließ für eine seiner Favoritinnen eine Araba (Wagen) bauen, der ganz mit Edelsteinen bedeckt war, und von schwarzen Stieren gezogen wurde, deren Geschirr von Gold und Silber strahlte. Zwei andere Favoritinnen erhielten jede eine Krone von Diamanten. Ibrahim bezahlte 40,000 Piaster für den Bau eines Kaik's, in welchen er in den Sommernächten mit einigen seiner Odalisken auf dem Bosporus spazieren fuhr. Die dritte Khasseki, oder Favoritin, hatte eine solche Macht über den Sultan, daß sie ihn überredete, sich, gleich den Pharaonen, den Bart mit Diamanten und feinen Perlen zu schmücken und sich so dem Volke zu zeigen. Die Sitte verlangt, daß die Moslemin sich den Kopf scheeren, mit Ausnahme einer kleinen Locke auf dem Scheitel, weil, nach der Tradition, der Todesengel an dieser Locke den wahren Gläubigen nach dem Paradies bringt. Ibrahim ließ sich das Haar wachsen; seine Frauen und seine Eunuchen salbten sein Haupt mit den süßesten Wohlgerüchen. Die Geschichte berichtet nicht, daß Ibrahim sich, wie mehrere seiner Vorgänger, der Unmäßigkeit im Wein ergeben hätte; er liebte aber ausgesuchte Speisen, Zuckerwerk, Eissorbets, glänzenden Luxus und konnte nur noch unter seinen Odalisken leben, deren unzüchtige Tänze und sanftklingende Gesänge und Mandolinen der verzückten Einbildungskraft des Padischah als ein getreues Bild der himmlischen Freuden erschienen, welche Mohamed den finnlichen Moslemin verspricht.

Bald wurde der Sultan abergläubisch, habsüchtig und grausam; er nahm zu Zauberkünsten seine Zuflucht, um seine durch Ausschweifungen vernichtete Gesundheit wiederherzustellen; er verkaufte gegen baares Geld die Stellen von Kadis, Statthaltern von Provinzen, überhaupt alle Stellen, welche die Habgier der Türken, die sich auf Kosten der Justiz bereichern wollten, reizen konnten; er ließ einige Personen erdrosseln, gegen die er Argwohn schöpfte; die verdammungswürdigste dieser Verurtheilungen war die des Kapudan Pascha Jussuf, des ausgezeichnetsten Mannes im türkischen Reiche und des Sultans Schwiegersohn, der erst vor Kurzem die Stadt Canea auf der Insel Candia eingenommen hatte. Ibrahim sprach über Jussuf das Todesurtheil aus, weil dieser eine Bemerkung über einen einfältigen Befehl gewagt hatte, den ihm der Sultan wegen eines neuen Kriegszugs nach Candia gab. In dem Gefängniß der zur Verbannung oder zum Tod bestimmten Wessire eingesperrt, erfuhr der

Admiral, daß seine Gemahlin ihm einen Sohn geboren hatte. Er flehte vergeblich um Gnade im Namen seines Erstgeborenen und der jungen Mutter, der Tochter des Sultans. „Ich mag nichts mehr von dem Verfluchten hören!" rief Ibrahim, als sich der Bostandschi-Baschi und Musa Pascha mit der Bittschrift des Verurtheilten vor ihm niederwarfen; „Tschausch-Baschi," setzte der Sultan hinzu, indem er sich an diesen Obersten der Tschause wendete, „bringe mir auf der Stelle den Kopf Jussu'fs, oder ich tödte Dich!" Einen Augenblick darauf war der Admiral erdrosselt und man brachte seine Leiche dem Padischah. „Wie Schade," sagte er, indem er den Todten mit einem beleidigenden Lächeln betrachtete; „er hatte so schöne Wangen!" Wie Tiberius, war Ibrahim weiter nichts, als mit Blut zusammengekneteter Koth.

Aber die Stunde der Rache sollte bald schlagen. So viele Schandthaten und Grausamkeiten brachten die Körperschaft der Ulemas (der Rechts- und Schriftgelehrten) in Bewegung und die Janitscharen fingen an zu murren. Der Großwessir Achmed Pascha, ein ebenso niederträchtiger Mensch, als Ibrahim selbst, und der Genosse seiner Verbrechen, versuchte dem Sturm, der ihn ebensogut wie den Sultan bedrohte, zuvorzukommen, und faßte den Plan, die Oda (das Janitscharenregiment) zu vertilgen. Diese eilen zu den Waffen, versammeln sich in ihrer Moschee, Oda Dschamie, schleppen die Ulemas und Mollahs (andere Rechtsgelehrte) dorthin, und die Versammlung beschließt nach langer Berathung die Absetzung des Wessirs Achmed und des Sultans.

Mohamed **IV.**, ein siebenjähriger Prinz und ältester Sohn Ibrahim's **I.**, wird an der Stelle seines Vaters zum Sultan ausgerufen, und die Aufständischen fordern die Sultana Mahpeiker auf, über das Leben ihres Enkels zu wachen, wenn sie selbst ihren Kopf retten will.

Aus eigener Machtvollkommenheit erheben die Ulemas und die Janitscharen Mohamed Pascha, einen alten Diener von vier Sultanen, der in der Zurückgezogenheit eines Derwischklosters lebte, zum Wessir. Von der Ernennung Mohamed Pascha's benachrichtigt, bestätigt sie Ibrahim, und bittet um Gnade für sich. Diese Schwäche des Kaisers war allein schon so gut, wie eine Abdankung. denn das Recht, die Wessire zu ernennen, kommt ausschließlich dem Sultan zu. Die Janitscharen schicken Abgeordnete an Ibrahim, um die Auslieferung Achmed Pascha's zu verlan-

gen. „Wie!“ entgegnete der Sultan, „ich soll Euch Achmed ausliefern, der mein Schwiegersohn ist?“ Man erwidert ihm, daß Jussuf Pascha ebenfalls sein Schwiegersohn gewesen, und daß er doch nicht angestanden habe, ihn ermorden zu lassen. Der Großstallmeister des Palasts fordert im Namen des Sultans die Empörer auf, auseinanderzugehen und droht, im Weigerungsfalle die Bostandschis und die Idschoglans (Hofpagen) gegen sie marschiren zu lassen. „Aga!“ giebt der Anführer der Janitscharen dem Abgesandten des Sultans zur Antwort, „der Padischah hat das Reich durch Raubgier und Tyrannei verloren. Die Frauen regieren als Herrscherinnen. Der Schatz reicht nicht mehr zu, ihre Launen zu befriedigen. Die Unterthanen sind zu Grunde gerichtet, der Staat ehrlos geworden. Was gesprochen ist, ist gesprochen. Es lebe Mohamed **IV.**!“ Und die Versammlung läßt die Gewölbe der Moschee von dem tausendfach wiederholten Rufe: „Es lebe Mohamed **IV.**!“ widerhallen.

Die Janitscharen stürzen in den Palast Achmed Pascha's und finden ihn nicht. Sie entdecken ihn endlich zuletzt in einem Heuschober, vor einem der äußersten Thore von Stambul, ergreifen und erdrosseln ihn; seine Schätze werden zum Besten des Staats confiscirt. Die Ulemas, der Großwessir Mohamed und der Janitscharen-Aga erscheinen an der Spitze zahlreicher Truppen vor dem Serail, und die Bostandschis (die Hüter der kaiserlichen Gärten) und die Idschoglans setzen ihnen keinen Widerstand entgegen. Die Großwürdenträger des Reichs treten in den Saal, wo sich der Sultan befindet. „Verräther!“ herrscht ihnen Ibrahim zu, „was wollt Ihr von mir? Bin ich nicht Euer Padischah?“ — Nein!“ entgegnet Abdulasis-Effendi, Großrichter von Rumelien, „nein! Du bist nicht Padischah, weil Du nicht dem edlen Beispiele Deiner berühmten Ahnen folgst; weil Du die Gerechtigkeit und den Glauben mit Füßen trittst; weil Du das Reich zu Grunde gerichtet hast, und Deine Zeit mit Spielen und Wollüsten vergeudest! Zu lange schon ist die Stimme des Muezzim der Aga Sophia von dem fröhlichen Schall der Flöten, der Cymbeln, der Pfeifen und der Drommetten Deines Serails übertönt worden! Dieses Aergerniß muß aufhören! Deine Herrschaft ist zu Ende! Was gesprochen ist, ist gesprochen!“ Man schleppt den Sultan in das Gefängniß, wo er seine erste Jugend verlebte. „Das war mir auf der Stirn geschrieben,“ seufzte er; „Gott hat es gewollt!“

Aber die Häupter der Empörer wollten den Tod des Sultans und um ihn vor den Augen des türkischen Volks und des Heeres zu rechtfertigen, legten sie dem Obermufti folgende Fragen vor: „Ist es erlaubt, einen Padischah, der, anstatt die Würde des Gesetzes und des Säbels Denen zu verleihen, welche sie verdienen, sie für Geld hingiebt, abzusetzen und zu tödten?“ — „Ja,“ entgegnet der oberste Richter, gestützt auf die Worte des Korans: „Wenn zwei Kalifen da sind, so tödtet einen.“ Nun gab es wirklich in diesem Augenblick zwei Sultane: Ibrahim, der trotz seiner Absetzung seine Fesseln brechen, den Thron wieder besteigen und seine Feinde bestrafen konnte, und den von den Empörern als Kaiser ausgerufenen jungen Mohamed IV. Am 18. August 1648 erscheinen der Janitscharen Aga, der Wessir Mohamed und der Obermufti abermals im Serail und kündigen dem Sultan sein Todesurtheil an. „Fluchwürdige Räuber,“ spricht Ibrahim zu ihnen; „Ihr wollt also mein Leben? Hieher, Idschoglans, Bostandschis!“ Aber die Bostandschis und die Idschoglans bleiben taub bei dem Hilferuf des Kaisers. „Wie!“ ruft der Sultan voller Verzweiflung aus; „also hat keiner von Denen, die mein Brot gegessen haben, Erbarmen mit mir und will mich beschützen?“

Der Sultan bricht in dem Augenblick, wo die Henker Hand an ihn legen, in Verwünschungen gegen die Ulemas und die Janitscharen aus; er wehrt sich wie ein Löwe in ihren Armen und ruft die Rache des Himmels auf das Volk von Stambul herab, welches die Sultane hinschlachten läßt, ohne sie zu vertheidigen. Die tödtliche Schnur umschlingt den Hals des Padischah, der bald nur noch ein Leichnam ist. Ein Verschnittener des Serails, Namens Abdurrhaman, erdrosselt ihn. Blutströme stürzen Ibrahim aus Nase, Mund und Ohren und beflecken den kaiserlichen Talar. Abdurrhaman hebt das Kleid als ein Ruhmeszeichen seines Verbrechens auf. Man belohnte ihn mit der Statthalterschaft von Egypten, von wo er wegen seiner Bedrückungen fliehen mußte. Wegen der Ermordung des Sultans seines Herrn, und wegen Unterschleifs 1654 zum Tode verurtheilt, wurde er in demselben Serail erwürgt, wo er Ibrahim sechs Jahre früher ermordet hatte.

Ibrahim war der dritte Padischah, der eines gewaltsamen Todes starb. Das Gift Selim's I. machte dem Leben Bajazet's II. ein Ende, und die Schnur Daud Pascha's brachte Osman II. den Tod. Aber Ibra-

him war der erste Sultan, der unter rechtlichen Formen abgesetzt und ermordet wurde.

Nicht die grausamsten oder ausschweifendsten Sultane wurden von den Osmanen vom Throne gestürzt und zur Hinrichtung geschleppt, sondern Diejenigen, welche nicht durch die Ueberlegenheit ihres Geistes mit einer Ruthe von Eisen herrschten, und die nicht in den Augen der Welt den Ruhm des Halbmondes gefürchtet machten. Murad IV. war ein viel grausamerer Tyrann, als Ibrahim, und seine Ausschweifungen waren so arg, daß sie sein Leben verkürzten; aber Murad IV. war ein Mann von großer geistiger Kraft und ein tapferer Feldherr; er trug den Sandschak-Sherif (die Fahne des Propheten) hoch und mit fester Hand; er gewann Schlachten, nahm Städte ein, eroberte Provinzen, und das ganze Reich zitterte unter seinem Fuße. Bei alledem darf man nicht vergessen, daß Murad IV. nur ein Mensch war, ein einzelner Mensch, und daß er keine Verfassung hinterließ, welche die Schwäche seines Nachfolgers hätte schützen können. Keine Garantie deckte und noch heute deckt keine die Sultane von Stambul. Sie sind selbst das Gesetz und die Macht, oder auch die Unordnung und die Schwäche des Staats. Die türkische Monarchie stützte sich hauptsächlich zu Zeiten der Janitscharen auf die schwächste Institution, die es im Staate giebt, auf den Willen eines Einzigen und einer zügellosen Soldateska. Nichts konnte Ibrahim gegen die gesetzlichen Anmaßungen der Ulemas, oder gegen die Wuth der Oda schützen, und weit entfernt davon, Einspruch zu erheben, oder die Vertheidigung des gestürzten Beherrschers zu übernehmen, sah das Volk Konstantinopels der Absetzung und der Hinrichtung des Sultans ruhig zu, und stellte sich auf die Seite der siegenden Empörer, wie man den Mantel nach dem Winde dreht. Wie viele Beispiele von der Ohnmacht des Despotismus im Kampfe gegen die Empörung findet man in der Geschichte der Reiche! Die revolutionären Uebergriffe haben auch nicht immer die im Grundgesetz ausgesprochene Unverletzlichkeit des Fürsten geehrt. Aber diese Grundgesetze sorgen wenigstens dafür, daß ein Fürst nicht der Willkür der Parteien, und ein Volk nicht der Willkür eines Fürsten ausgesetzt ist.

Mahpeiker oder Kösemu, die Sultana Walide, welche das Steuer des Staates schon während der Minderjährigkeit Murad's IV. in der Hand gehabt hatte, und die seit dem Tode dieses Fürsten in einer Art Verban-

nung im alten Serail lebte, übernahm nach der Ermordung Ibrahim's I. mit dem alten Wessir Mohamed wieder die Regierung des Reiches. Beschuldigt, eine große für den Kapudan Pascha, dessen Flotte im April 1649 auf der Höhe des alten Phocäa von den Venetianern besiegt wurde, bestimmte Geldsumme unterschlagen zu haben, starb Mohamed auf Befehl des jungen Sultans, oder vielmehr der Sultana, durch die Schnur. In dem Hause des Wessirs fand man nach seinem Tode mehrere Millionen Piaster, die er während seiner Verwaltung erpreßt hatte. Diese Summen wurden wieder zu dem Staatsschatz geschlagen. Das Siegel des Reichs vertraute man Achmed Pascha an, der wegen seiner seltenen Schönheit den Beinamen Melek (Engel) führte. Er war ein rechtschaffener und uneigennütziger Mann, aber seine geringen Fähigkeiten setzten ihn außer Stand, die Bürde eines Reichs zu tragen, denn das Wort Wessir bedeutet wörtlich Lastträger. Melek stellte im Divan einen Antrag, welcher das Erstaunen und das Gelächter seiner Collegen erregte: er verlangte, daß jeder der acht Minister ein Jahr lang zum Besten des durch die Thorheiten Ibrahim's I. zu Grunde gerichteten Staats auf seinen Gehalt verzichten sollte. Ein solcher Vorschlag konnte keinen Anklang bei Männern finden, die ihre hohen Aemter als Gewerbe und Waare betrachteten. Die Sullys sind in der Türkei ebenso selten, wie anderwärts. Melek behielt, wie seine Collegen, seinen vollen Gehalt.

Um das Deficit im Schatze zu decken, strich der Divan auf einmal zwei Milliarden Piaster, bestimmt zu Pensionen für alte Militairs, Witwen und Waisen, und zur Unterhaltung einer großen Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten. Vergebens widersetzte sich die Sultana Kösemu dieser ungerechten Maßregel. „Fürchtet Ihr nicht," sagte sie nach ihrer Ausführung, „daß die Thränen und Flüche der so beraubten Unglücklichen den Zorn des Himmels auf das Reich herabziehen?" „Beruhigt Euch," entgegnete ihr der Haupturheber der Maßregel, „die Verwünschungen der Bettler und der frommen Leute sind ebenso ohnmächtig, wie ihre Gebete. Ich nehme ihre harmlosen Flüche auf mich. Nicht durch die Gebete der Mollahs und der Derwische gewinnt man Schlachten und nimmt man Städte ein, sondern durch geschickte Feldherren und tapfere Soldaten." Wie man sieht, besitzt auch das türkische Reich, dieses Vaterland der wahren Gläubigen, seine Skeptiker, obgleich sie unter den Osmanen selten sind.

Man verdreifachte die Staatsabgaben und verschlechterte die Münze, was zu allen Zeiten eine Wunde der türkischen Regierung gewesen ist; der wirkliche Werth der Münze belief sich kaum auf ein Drittel ihres Nennwerthes. Diese unpolitische Maßregel reizte die kaufmännische Bevölkerung Konstantinopels zum Aufstand. Mit lautem Geschrei stürzte sie nach dem Serail und verlangte Gerechtigkeit. Die Janitscharen trieben das Volk mit dem Säbel auseinander; es floß Blut und die Sachen blieben, wie sie gewesen waren. Die Paschas und Wessire aber führten, während überall Noth und Elend herrschte, das fröhlichste Leben. Nie wurde der Tafelluxus, der seit Suleiman dem Prächtigen unter den Türken Konstantinopels mehr und mehr Sitte wurde, weiter getrieben, als während der Minderjährigkeit Mohamed's IV. Mohamed Pascha, Defterdar (Großschatzmeister), besaß silbernes Geschirr und goldgestickte Tischtücher, deren Werth, einem gleichzeitigen Geschichtschreiber nach, genügt hätte, 2000 Familien das Leben zu erhalten. Der Defterdar hatte vierzig Köche in seinem Dienst. Wenn dieser türkische Lucullus reiste, gingen zwanzig Köche ihm in das vorher bestimmte Quartier voraus und die zwanzig anderen verließen seine Person nicht. Die Sultana Kösemu und ihr Enkel waren von edlen Gesinnungen erfüllt; aber was konnte eine einzelne Frau und ein Kind einer solchen Verwirrung gegenüber ausrichten?

Während das Reich an solcher Verwirrung tödtlich krank war, gingen die Haremsintriguen, die stets mit blutigen Katastrophen endigten, ihren Lauf fort. Zur Zeit Suleiman's des Prächtigen machten sich zwei Sultanas, die berühmte Roxelane und die Mutter des Prinzen, der später als Selim II. den Thron bestieg, das Herz des Eroberers von Rhodus streitig und diese Rivalität führte zu Mordthaten im Hause des Sultans, die der Leser noch nicht vergessen haben wird. Nach dem Tode Ibrahim's II. hatten sich zwei andere Sultanas, Kösemu und Tarchan, eine junge und schöne Griechin, ehedem Sclavin und jetzt als Mutter Muhamed's IV. ebenfalls Walide, tödtlichen Haß geschworen, nicht wie ehemals Roxelane und ihre Nebenbuhlerin, um die Leidenschaften eines Herrn zu beherrschen, denn es gab damals keinen im Serail, sondern aus ehrgeizigem Streben nach politischer Macht. Es hatten sich zwei Parteien gebildet: die eine, die sich ganz auf den Serail beschränkte, bestand aus den vornehmsten Beamten des kaiserlichen Hauses und den Ver-



schnittenen und unterstützten die junge Sultana; die andere, an deren Spitze die Anführer der Janitscharen standen, war für die alte Walide. Jede der beiden Parteien bereitete im Geheimen einen Staatsstreich vor; der Sieg mußte der thätigsten, der schlauesten und der kühnsten gehören. An der Spitze der Anhänger Tarchan's stand der Verschnittene Suleiman, ein elender und niederträchtiger Mensch, aber geschickter Verschwörer, und fähig, vor keinem Verbrechen zurückzuschrecken. Die Seele der Partei Kösemu's war Begtasch, der Aga der Janitscharen, ein ehrgeiziger Mann, dem die alte Sultana das Großwessirat versprochen hatte.

In der Nacht vom 1. zum 2. September 1651 ließ der Verschnittene Suleiman 120 Sulfluбaltadschis (weiße Verschnittene) schwören, Kösemu und ihren ganzen Anhang zu vertilgen. Auf den Haß der Idschoglans gegen die Janitscharen, die ihnen das Avancement im Heere erschwerten, rechnend, schlug Suleiman wiederholt an die Thüren ihrer Zimmer und rief ihnen zu: „Auf, zu den Waffen! die Janitscharen erstürmen den Serail, um Euch zu ermorden! Im Einverständniß mit Mahpeiker, die Gott verfluchen möge, wollen sie unsern jungen Padischah erdrosseln und dann Begtasch auf den Thron setzen, und dem Aga die alte Walide zur Frau geben."

Die Idschoglans, die Pflanzschule der Offiziere, an Zahl nach mehr als 800, greifen zu den Waffen, stürzen in die Höfe und an die Thore des Serails und ermorden einen ihrer Anführer, der sie ermahnt, die Ruhe nicht zu stören, und wieder nach Hause zu gehen. Suleiman aber benutzt die im Palast herrschende Verwirrung, um der alten Sultana das Leben zu nehmen. Der Verschnittene und seine Begleiter schlagen die zu den Gemächern Kösemu's führenden Thüren ein und dringen mit fürchterlichen Geschrei hinein. „Ich bin die Sultana Walide, tödtet mich!" ruft eine vom Kopf bis zu den Füßen verschleierte Frau, indem sie den Mördern entgegentritt. Es ist nur eine Sclavin Kösemu's, die edelmüthig mit ihrem Leben das ihrer Herrin retten will. Aber die arme Sclavin wird erkannt, mit Faustschlägen weggestoßen und die Verschnittenen suchen ihr Opfer, das sie in einem Schrank versteckt finden. Sie werfen die Sultana auf die Erde, treten sie mit Füßen und erdrosseln sie mit einer Vorhangschnur.

Kösemu, die Gemahlin Achmed's I. und die Mutter dreier Sultane, Osman's II., Murad's IV. und Ibrahim's I., war die erste Frau des Serails von Stambul, die aus politischen Gründen ermordet wurde; allerdings war sie auch die erste, welche die Regierung des Reiches offen in die Hand nahm. Man hat sie beschuldigt, jedoch ohne allen Beweis und sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit, ihrem Enkel Mohamed IV. nach dem Leben gestrebt zu haben, um ihm den jungen Suleiman, den zweiten Sohn Ibrahim's I., zum Nachfolger zu geben. Allerdings, die Traditionen des Verbrechens pflanzen sich am Hofe von Stambul fort; die Hinopferung junger türkischer Prinzen kostete dort wenig und der Sultana standen tausend heimliche Mittel zu Gebote, wenn sie Mohamed IV. hätte verschwinden lassen wollen. Eine unbestreitbare Thatsache ist es, daß Kösemu und Begtasch sich Tarchan's und ihres Anhangs von hohen Beamten unfehlbar durch Mord entledigt haben würden, wenn Suleiman nicht zur rechten Zeit die alte Walide erwürgt hätte.

Die Erinnerung an diese Frau lebt in Stambul noch fort; zwei Moscheen und eine schöne Karawanserai, die sie erbauen ließ, tragen ihren Namen. Einen Theil ihres Einkommens von dem Steuerertrag dreier Provinzen verwendete sie zu mildthätigen Zwecken. Aber wenn man in den türkischen Geschichtschreibern das Verzeichniß der Schätze Kösemu's liest, so fragt man sich, ob ihr Privatvermögen nicht auf Kosten des Staatsschatzes angewachsen sei. Zwanzig Kisten voll schöner venetianischer Ducaten, beinahe 3000 ostindische Shawls, Kästen von massivem Gold mit Diamanten gefüllt und eine Unzahl kostbarer Sachen, fand man nach dem Mord des 2. September 1651 in dem Schlafgemach der Sultana.

Am 3. September früh versammelte Begtasch, auf die Nachricht von dem Tode Kösemu's, seine Janitscharen in der Oda-Dschamie und forderte sie auf, den Tod der Fürstin zu rächen. Der Aga wurde durch die Worte unterbrochen: „Bist Du der Erbe der alten Walide?“ Ein ungeheures Gelächter folgt dieser ironischen Frage und Begtasch verläßt ganz verwirrt die Moschee, ohne daß er die Miliz hat bewegen können, zur Bestrafung des Verschnittenen Suleiman und seiner Mitschuldigen die Waffen zu ergreifen. Nicht lange darauf bezahlt der Aga seinen Widerstand gegen die junge Tarchan und ihre Partei mit seinem Kopfe. Das Ver-

mögen der Großwürdenträger des osmanischen Reichs lernte man erst nach ihrem Tode kennen. Begtasch hatte sich in seinem Hause einen Versteck bauen lassen, aus dem man nach langem Nachsuchen zwei Kessel voll Kleinodien und Goldstücke ausgrub. Alle Schätze der in Ungnade gefallenen, oder auf Befehl des Sultans hingerichteten Paschas flossen in die Staatskasse. Sie waren Bächen von Gold zu vergleichen, die, einige Zeit lang in ihrem natürlichen Laufe gestört, zuletzt doch noch in den kaiserlichen Kesne flossen, den die türkischen Geschichtschreiber zuweilen den Ocean der Schätze genannt haben.

Neuntes Kapitel.

Das Reich vom Verschnittenen Suleiman beherrscht. — Der Großwessir Tarchundschi und dessen tragisches Ende. — Seesieg der Venetianer. — Der Großwessir Köprili. — Charakter und Geschichte dieses außerordentlichen Mannes. — Seine Wirksamkeit für das Reich. — Schimpfliche Behandlung der Gesandten. — Tod Köprili's (1651—1661).

Man wird sich erinnern, daß diejenigen, welche das Todesurtheil über Ibrahim I. aussprachen, Abdurrhaman die Statthalterschaft von Egypten übertrugen, um diesen Verschnittenen für die Erdrosselung des Sultans zu belohnen. Suleiman, der die Mutter dieses Kaisers ermordete, empfing jetzt, als Lohn für sein Verbrechen, den Titel Kislar Aga (Oberhaupt der weißen Verschnittenen), einen Titel, der ihm zugleich das Amt eines Oberaufsehers im Serail übertrug. Aber seine Herrschaft beschränkte sich nicht auf den Palast, er dehnte sie nach Außen aus und Konstantinopel sah 1651 einen gemeinen Eunuchen über ein unermeßliches Reich verfügen und mit Allem schachern. Er verkaufte die Staatsämter und ernannte seinen Narren zum Großstallmeister, obgleich diese Stelle für gewöhnlich Männer von einiger Bedeutung bekleideten. Um in seiner Hand leichter eine unumschränkte Herrschaft zu concentriren, berief Suleiman Gurdschi Pascha, einen kindisch gewordenen Greis von fünfundneunzig Jahren, zum Großwessir. Die Unfähigkeit des alten Ministers und die Schlechtigkeit des Verschnittenen stürzten, zusammenwirkend, das Reich vollends

in den Abgrund der Schmach und des Verderbens. Raub und Anarchie waren überall und ein fester Wille, um dem Uebel abzuhelfen, nirgends. Erdbeben verwüsteten Syrien und Kleinasien und zerstörten mehr als hundert Städte und Dörfer. In Gusel-Hissar, oder Aidin, einer der reichsten, lebhaftesten und volkreichsten Städte Anatoliens, kamen 3000 Personen unter den Trümmern um. Schwarze Quellen sprangen plötzlich an verschiedenen Orten empor, „als ob die Erde," sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „über die Verbrechen der Bewohner geschaudert und ihre Wunden sich in Folge der Schlechtigkeit der Menschen geöffnet hätten."

Entsetzt über so viele Unglücksfälle, die auch sie für Zeichen des himmlischen Zorns hielt, schüttelte die junge Sultana Tarchan, die Mitschuldige Suleiman's bei dem Morde Kösemu's, das Joch des Verschnittenen ab, und dachte daran, den unfähigen Wessir abzusetzen. Tarchan wohnte den Berathungen der Minister hinter einer vergitterten Oeffnung bei, die einer der ersten Nachfolger Mohamed's II. im Berathungssaal hatte anbringen lassen und die man sehr bezeichnend das Auge des Reichs nannte. Da Gurdschi auf die Bemerkungen der im Divan vereinigten Paschas über seine Verwaltung Nichts zu erwidern wußte, so versuchte er sich durch sein hohes Alter zu rechtfertigen. „Vater," sagte da ungeduldig die Sultana, „es handelt sich hier nicht um einen grauen, oder einen schwarzen Bart, sondern um ein gesundes Urtheil und richtige Ansichten." Sie verließ den Saal. Eine Stunde darauf erhielt Gurdschi einen von dem jungen Mohamed IV. unterzeichneten Hatti-Scherif, der nur die Worte enthielt: „Mein Wessir, gieb das Siegel zurück."

Das Reichssiegel trug der Wessir um den Hals; Mesud, Kadiasker oder Großrichter der Armee von Anatolien, riß es ihm ab, indem er sagte: „Geh schlafen, altes Vieh!"

Mesud, dessen brutale Offenheit in Stambul sprichwörtlich war, trug viel zum Sturze Gurdschi's bei, und er ernannte auch zu seinem Nachfolger einen energischen und rechtschaffenen, aber grausamen Mann, Tarchundschi Achmed Pascha, mit dem Beinamen: der Unbestechliche, der Unerbittliche. Er war Statthalter von Egypten gewesen. Beschuldigt, seine Statthalterschaft schlecht verwaltet zu haben, hatte man ihn in das Schloß der sieben Thürme eingesperrt, das die Großwürdenträger des Reichs für gewöhnlich nur als Leiche verlassen. Er befand sich noch

dort, als er zum Großwessir ernannt wurde. Mesud suchte ihn selbst auf und sagte zu ihm, als er in sein Gefängniß trat: „Komm, mein Wolf, vertausche Deinen Kerker mit dem Wessirpalast! So gehen die Angelegenheiten dieser Welt! Heute Glück, morgen Elend! Das Gute und das Böse reichen sich die Hand, obgleich sie nicht Brüder sind! Gott allein weiß das Beste!"

Der Kadiasker führte Tarchundschi zum Sultan, der ihn mit dem üblichen Ceremoniel auf einem goldenen Throne empfing. Mohamed IV. war damals elf Jahr alt. Man hatte ihm folgende Worte auswendig lernen lassen, die er an Tarchundschi mit dem Tone eines Sultans richtete, der schon weiß, wie man zu seinen Sclaven spricht: „Bedenke wohl, mein Lala (Meister), daß nicht alle Großwessire ihre Fehler bloß mit ihrer Absetzung büßen; wenn Du schlecht regierst, so lasse ich dir den Kopf abschlagen!" Tarchundschi berührte mit der Stirn den Fußboden, küßte Mohamed IV. die Füße und gab zur Antwort: „Mein Padischah, mein Kopf gehört Dir, aber ich nehme das Siegel nur unter der Bedingung an, daß ich Dein unermeßliches Reich ohne Jemandes Einmischung, und wie ich es verstehe, regieren darf." Der Kaiser nahm diese Bedingungen an und unterzeichnete sie mit eigener Hand.

Der neue Minister kehrte nun in seinen Palast zurück, wo er die Besuche und Glückwünsche der obersten Beamten annahm. „Gott," sprach er zu ihnen, „hat mich Unwürdigen zu diesem hohen Amte berufen, aber ich schwöre, die Ordnung im Reiche wieder herzustellen, oder an der Arbeit zu sterben! Die Tage der Bestechung sind vorüber! Laßt Euch das gesagt sein! Ihr aber," sagte er alsdann zu den Palastbeamten, „Ihr Agas vom kaiserlichen Steigbügel, Ihr seid Glückssoldaten und Wüstlinge geworden; ich will Euch in Euren Aemtern lassen, aber nehmt Euch in Acht!" und er entließ sie.

Seine erste Regierungshandlung war die Absetzung Suleiman's und seine Verbannung nach Egypten, ohne ihn zum Tode zu verurtheilen, was alle Welt in Erstaunen setzte. Nichts macht die Erniedrigung, in die so oft die despotischen Regierungen Asiens versunken sind, begreiflicher, als das oft keinen Nebenbuhler duldende politische Uebergewicht dieser elenden Wesen. Tarchundschi widerrief alle Ernennungen Suleiman's. Aber der junge Sultan, oder vielmehr seine Mutter, brachen schon ihr

Versprechen, den Wessir ganz frei handeln zu lassen und befahlen ihm, keinen Beamten vor Ablauf der gesetzlichen Dauer seines Amtes abzusetzen. „Gott weiß jetzt, was mein Loos sein wird!“ sagte Tarchundschi, als er diesen Hatti-Scherif Mohamed's IV. empfing.

Jede Regierungshandlung Tarchundschi's ist ein Sittenzug des türkischen Volks und lehrt uns zugleich die Lage des türkischen Reichs zu jener Zeit kennen. Während der Nacht nach seiner Erhebung zum ersten Minister ließ Tarchundschi mehrere Verbrecher in einem Gefängniß erdrosseln. Auf seinen Befehl kleidete man die Leichen in prachtvolle Gewänder und stellte sie dann auf dem Atmaidan aus, wo das Volk sie sehen konnte. Diese blutige Komödie sollte zwei Zwecke erfüllen: erstens wollte er das Volk von Stambul, das sich seit langer Zeit über die Unterschleife der ersten Würdenträger beklagt hatte, glauben machen, daß diese Würdenträger bestraft wären und daß man auf die unparteiische und strenge Justiz Tarchundschi's zählen könne; zweitens wollte er aller Welt und mit dem ersten Tage seines Amtsantritts Schrecken einflößen. Keine Stimme erhob sich, um den Betrug des neuen Wessirs zu enthüllen; im Gegentheil dankten die Bewohner Stambuls dem Himmel, daß er ihnen endlich einen Erretter geschickt habe.

Tarchundschi verdreifachte die Abgaben, die schon auf den Häusern der Christen und Mohamedaner Konstantinopels lasteten; er forderte von allen Staatsämtern eine Steuer und unermeßliche Auflagen drückten die Bewohner der Provinzen zu Boden. Auf diese Weise vermehrte der Wessir in kurzer Zeit den kaiserlichen Schatz um 700,000 Piaster; aber diese fiscalischen Maßregeln, welche das arme Volk ins Elend stürzten und die Reichen zur Unzufriedenheit reizten, heilten nicht die finanziellen Wunden der Regierung. Eine auf Befehl Tarchundschi's 1653 entworfene Uebersicht zeigt, daß 1640 die Einnahmen die Ausgaben um vieles überstiegen und daß 1653 die Einnahmen des Schatzes sich auf zwei Milliarden vierhundert Millionen Asper beliefen, während die Ausgaben diese Summe um zwanzig Millionen überstiegen. Das war das finanzielle Ergebniß der achtjährigen Regierung Ibrahim's I.

Die oft nothwendige Strenge Tarchundschi's mußte ihm viele Feinde machen. Der unversöhnlichste derselben war der Kapudan Pascha Derwisch, ein ehrgeiziger Mann mit einem unermeßlichen Vermögen, der

Frucht seiner Erpressungen in Bagdad, Brusa und Silistria, wo er Statthalter gewesen war. Seit langer Zeit strebte er nach der Großwessirwürde, und konnte es Tarchundschi nicht verzeihen, daß er ihm zuvorgekommen war. Derwisch suchte nur nach einem Vorwand, den ersten Minister zu stürzen, um seinen Platz einzunehmen und Tarchundschi, dem die Absichten des Kapudan Pascha nicht unbekannt waren, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er ihm seine Verachtung und seinen Haß fühlen lassen konnte.

Im Monat März 1653 verlangte Derwisch Pascha vom Wessir eine bedeutende Summe Geld zum Unterhalt der Flotte. „Der von den treulosen Beamten zu Grunde gerichtete Staat," gab ihm der Wessir zur Antwort, „erlaubt mir nicht, Dir einen einzigen Piaster zu geben. Du bist reich genug, um selbst die verlangte Summe zu decken. Thue Deine Pflicht, wie ich die meinige thue." Auf das Tiefste verletzt, ging Derwisch zum Sultan und erklärte ihm, daß er nicht länger den Befehl über die Flotte behalten könne, da ihm Tarchundschi das Geld zur Bezahlung der Matrosen und der Erbauung neuer Schiffe verweigere. Mit heuchlerischem Gesicht erklärte der Kapudan Pascha dem Großherrn, daß ihm seine Pflicht als getreuer Sclave des Reichs und der geheiligten Person des Sultans nöthige, eine Enthüllung von unendlicher Wichtigkeit zu machen; der Großwessir verschwöre sich nämlich gegen das Leben Mohamed's IV., und habe den Plan gefaßt, den jungen Suleiman, den Bruder des Kaisers, auf den Thron zu setzen. Andere Feinde Tarchundschi's und vielleicht auch die Sultana Walide stimmten in die Verleumdungen Derwisch's ein, und überredeten den Fürsten, daß sein Leben und sein Thron in Gefahr seien.

Vor Wuth außer sich, befahl Mohamed IV. dem Wessir, vor ihm zu erscheinen. „Dieser Befehl ist ein Todesurtheil," sagte Tarchundschi, als er den Hatti-Scherif empfing; „ich hätte bedenken sollen," setzte er hinzu, „daß ich mich dem Untergang weihte, indem ich Allen Widerstand leistete, und für das Wohl des Staates arbeitete. Ich ernte die Frucht, die ich gesäet habe!" Er verrichtet seine Waschungen, bereitet sich als guter Moslem zum Tode und begiebt sich nach dem Palast, wo Mohamed IV. seiner wartete. Der Sultan, umgeben von Paschas und Bostandschis, überhäuft ihn mit Vorwürfen wegen seiner angeblichen Verschwörung. „Mein Padischah," sagt der Wessir, „Du bist nur von Verräthern umgeben. Du

willst mein Leben, armes Kind! Nimm es! Aber ich sterbe mit Unrecht. Am jüngsten Tage werden meine beiden Hände schwer auf Dein Haupt fallen!"

Bei diesen Worten giebt Mohamed IV. dem Bostandschi Pascha ein Zeichen und der Wessir wird vor den Augen des jungen Sultans, den man mit den Verbrechen vertraut machte, erdrosselt. So gingen in Stambul durch das Spiel der Ränke die aufrichtig dem am Rande des Unterganges stehenden Reiche ergebenen Männer unter. Tarchundschi verdiente bis zu seinem Lebensende den Beinamen des Unbestechlichen. Nach seinem Tode fand man in seinem Hause nur einige wenige Geldstücke. Diese strenge Rechtlichkeit verdient in einer Zeit, wo die Großwürdenträger der Türkei in Bestechlichkeit und Raubgier mit einander wetteiferten, ganz besonders hervorgehoben zu werden. Derwisch, der Nachfolger Tarchundschi's im Wessirat, hinterließ bei seinem Tode 95,000 Ducaten und 400,000 Piaster, die, wie gewöhnlich, den Staatsschatz vermehrten. Als de la Haye, Gesandter Ludwig's XIV. in Konstantinopel, diesem Großwessir anzeigte, daß Turenne den von dem Prinzen Condé befehligten Frondeurs Arras abgenommen habe, gab er zur Antwort: „Was geht es meinem ruhmreichen Padischah an, ob die Hunde die Schweine, oder ob die Schweine die Hunde fressen?" So war damals die osmanische Höflichkeit in ihren Beziehungen zu den christlichen Mächten.

Zu Anfang des Jahres 1656 kamen Schaaren von Bauern aus Anatolien und Thrazien, die auf das Aeußerste von ihren Paschas bedrückt wurden, nach Stambul, um zu den Füßen des Thrones ihre Beschwerden gegen die Statthalter der Provinzen niederzulegen. Die Spahis und die Janitscharen machten gemeinschaftliche Sache mit den Landbewohnern, gaben ihnen Waffen und zogen mit ihnen vor die Thore des Serails, wo sie auf den Spitzen ihrer Säbel und ihrer Flinten ein Verzeichniß der Würdenträger, deren Tod sie verlangten, zeigten. Der Sultan zitterte in seinem Palast, und opferte den Empörern dreißig Köpfe. Die Janitscharen hingen dieselben in den Zweigen einer hundertjährigen Platane auf, welche mitten auf dem Atmeidan stand.

In diesem verhängnißvollen Jahre 1656 schienen alle Unfälle auf einmal das türkische Reich zu treffen. Am 16. Juli trug der venetianische Admiral Mocenigo, an der Spitze einer Flotte von sechzig Segeln, am

Eingange der Dardanellen einen glänzenden Sieg über die vom Kapudan Pascha befehligte türkische Flotte davon. Siebzig türkische Schiffe wurden von den Venetianern weggenommen, oder in den Grund gebohrt. Seit der Schlacht von Lepanto hatten die Türken keine so große Niederlage erlitten. Eine sofortige Folge des Sieges Mocenigo's war die Einnahme von Lemnos und Tenedos. Ein Jahr darauf wollte die venetianische Flotte abermals die Dardanellen blokiren, wurde aber diesmal von den Türken geschlagen, welche die beiden Inseln Lemnos und Tenedos wieder zurückeroberten.

Dieser Erfolg der türkischen Waffen bezeichnet den Eintritt eines außerordentlichen Mannes in die Staatsgeschäfte. Mohamed Köprili oder Kjuperli war jetzt Wessir. Sohn eines armen Bauern in den Gebirgen Albaniens, dieses an kraftvollen und tüchtigen Männern so reichen Vaterlands Scanderbeg's, war Köprili nach Konstantinopel gekommen, um dort das tägliche Brot zu suchen, das ihm in der väterlichen Hütte fehlte. Anfangs Küchenjunge im Serail, wurde er Oberkoch, dann Großstallmeister und endlich Statthalter mehrerer Provinzen. Er war fünfundsiebzig Jahre, als er als Nachfolger des Derwisch Pascha das Großwessirat übernahm. Er konnte weder lesen noch schreiben, besaß aber einen ausgezeichneten Verstand, eine eiserne Natur, einen kalten Charakter, war ein großer Heuchler, und hatte in seinem Alter noch die ganze Frische der Jugend. Ein ebenso geschickter General, als tapferer Soldat, ein vollendeter Staatsmann nach dem Muster Macchiavelli's, den er jedoch nicht kannte, war Köprili ein so großer Meister in der Kunst, sich zu verstellen, daß Niemand wußte, ob die Empfindungen, welche er aussprach, wahr oder falsch waren. Er stellte als Grundsatz auf, daß den Besitzern der höchsten Macht der Zorn oder die Heftigkeit unnütz und selbst gefährlich sei, und daß man seine Opfer hintergehen müsse, um sie um so sicherer zu vernichten.

Das war der Mann, der durch langjährige Verbrechen, durch eine merkwürdige Consequenz und einen unerschütterlichen Muth dem schwachgewordenen Riesen, den die gewaltigen Hände Mohamed's II., Selim's I. und Suleiman's des Prächtigen in den Augen der bestürzten und erstaunten Welt so hoch gestellt hatten, neues Leben einflößte. Köprili erstickte in dem Blute von 30,000 von seinen Henkern getödteten Opfern die Hydra der Empörung, welche seit dem Tode des gefürchteten Murad's IV.

so keck und unbestraft ihr Haupt erhoben hatte. Er nahm sich diesen Fürsten zum Muster, befolgte sein entsetzlich tyrannisches System, und gab es nur mit dem Leben auf. Kaum hatte Köprili die Macht in Händen, so besiegte er schon die venetianische Flotte im Hellespont, und erbaute dort die beiden jetzt noch vorhandenen Schlösser, die er die Schlüssel der Dardanellen nannte.

Racoczy, der der Pforte zinspflichtige Fürst von Siebenbürgen, wollte sich die Schwäche des Reichs und die darin seit der Regierung Ibrahim's I. herrschende Anarchie zu Nutze machen, und erklärte sich für unabhängig. Köprili vernichtete die Truppen Racoczy's und setzte anstatt seiner einen andern Fürsten ein, welcher der Türkei 40,000 Ducaten, anstatt, wie der bisherige, 15,000 Ducaten Tribut bezahlte. Die Kosaken verwüsteten die Grenzprovinzen des osmanischen Reichs; der unermüdliche Wessir warf sie über den Dniepr zurück. Dreißig Paschas Kleinasiens hatten gegen die Herrschaft Köprili's die Waffen ergriffen; er ließ sie in einem arglistigen Hinterhalt in Aleppo niedermetzeln. Jeden Tag trafen in Konstantinopel ganze Wagenladungen von Köpfen ein, die man an den verschiedenen Thoren des Serails ausstellte, und die zu betrachten das Volk der Hauptstadt, Köprili laut lobend, herbeiströmte. Der Kriegsruhm berauschte die Phantasie des türkischen Volks. Er war seine gewohnte Nahrung gewesen, und es verzieh leicht dem Manne, welcher den Reichsfeind besiegte, die größten Verbrechen.

Köprili bewerkstelligte in der Verwaltung der Provinzen, der Hauptstadt und der Armee nützliche Reformen. Er vermehrte die Flotte und brachte Ordnung in die Finanzen. Aber der Schreckliche konnte nichts thun, ohne Blut zu vergießen. Er verurtheilte Jeden, der, nicht etwa eines Verbrechens schuldig erkannt war, sondern blos im Verdacht stand, seinen Plänen in den Weg treten zu können, oder vor den tyrannischen Geboten des Großwessirs nicht sclavisch das Haupt zu beugen, zum Tode. Seine eiserne Hand drückte gleich schwer auf die Türken und auf die Christen, und es ist Grund zu dem Glauben vorhanden, daß in Folge seiner verhaßten Tyrannei die Griechen schon damals an einen Aufstand dachten. Wenigstens fiel Köprili folgender Brief des Patriarchen von Konstantinopel an den christlichen Woiwoden der Walachei in die Hände: „Vielgeliebter Bruder, unsern Gruß! Der Islam naht seinem Ende; der Glaube

Christi wird bald überall unbeschränkt herrschen. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo alle Länder in den Händen der Kinder des Evangeliums und die Herren des Kreuzes und der Glocken die Herren des Reichs sein werden." Vor den Großwessir gefordert, und von ihm über den Sinn dieses Briefes gefragt, gab der Patriarch zur Antwort, daß es seine Gewohnheit sei, alle Jahre ähnliche Rundschreiben an die Gläubigen zu erlassen, und sie zur Barmherzigkeit, zur Frömmigkeit und zur christlichen Liebe zu ermahnen, und daß der aufgefangene Brief keine andere Bedeutung habe. Köprili sah den Patriarchen mit kaltem Lächeln an; dann befahl er einem Bostandschi, ihn an einem der Thore Konstantinopels aufzuhängen, und der Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt. Der Wessir suchte in der alten Stadt Konstantinopel vergebens nach Mitschuldigen des Märtyrers.

Die rasche Aufeinanderfolge der Wessire hatte Herrn de la Haye, den französischen Gesandten, vergessen machen, Köprili, wie es Sitte war, bei seinem Amtsantritt (1656) zu beglückwünschen. Herr de la Haye stattete dem neuen Minister erst etwas später seinen officiellen Besuch ab. Diese Vernachlässigung von Seiten des französischen Gesandten verletzte den Wessir und ließ einen tiefen Groll in ihm zurück. Er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sich zu rächen, und diese Gelegenheit fand sich 1658, kurze Zeit nach der Hinrichtung des griechischen Patriarchen. Köprili hatte über Konstantinopel und das ganze Reich ein ungeheures Netz von Spionen ausgebreitet. Die Spione des Wessirs kannten sich nicht einmal untereinander; sie waren überall und Niemand wußte, wo sie waren. Von einem dieser Spione benachrichtigt, daß Herr de la Haye von Venedig Briefe in Chiffern erhalten habe, ließ Köprili, der sich gerade in Adrianopel befand, den Gesandten, unter dem Vorwande, ihm eine wichtige Mittheilung machen zu wollen, zu sich kommen. Da Herr de la Haye wegen Krankheit sein Haus nicht verlassen konnte, schickte er seinen Sohn, Herrn de Vantelet, nach Adrianopel. Der Wessir forderte ihn herrisch auf, zu sagen, was die Briefe, welche die Gesandtschaft empfangen, zu bedeuten hätten. Herr de Vantelet gab zur Antwort, daß er es nicht wisse, daß aber jedenfalls der französische Gesandte nur dem König, seinem Herrn, Rechenschaft abzulegen brauche. Die stolze Haltung des jungen Franzosen reizte den stummen Zorn Köprili's, und Herr de Vantelet

wurde in den Kerker geworfen, nachdem er die Bastonade erhalten hatte. Auf diese Nachricht reist Herr de la Haye, schwach und krank wie er war, nach Adrianopel, um Gerechtigkeit zu verlangen; aber als einzige Antwort läßt ihn der Wessir mit seinem Sohne einsperren.

Voller Entrüstung über diese Beschimpfungen schickte Ludwig XIV. seinen Gesandten in Berlin, Blondel, mit einem Briefe, in welchem der König von Frankreich vom Sultan Genugthuung verlangt, nach Konstantinopel. In der Audienz, welche Köprili Blondel giebt, ergießt sich der Wessir in bittern Vorwürfen gegen Herrn de la Haye, den er beschuldigt, in geheimem Briefwechsel mit den Venetianern, den Feinden des Reichs, zu stehen, und weigert sich, den Abgeordneten Ludwig's XIV. dem Sultan vorzustellen, unter dem Vorwand, daß diese Ehre blos ständigen Gesandten, aber nicht einfachen Geschäftsträgern zukomme. Blondel verließ Konstantinopel, ohne Köprili den für Mohamed IV. bestimmten Brief zu übergeben, und Herr de la Haye und sein Sohn konnten nur durch Geld ihre Freiheit wieder gewinnen.

Fast alle Vertreter christlicher Mächte hatten am osmanischen Hofe unter Mohamed IV. Beschimpfungen zu erdulden. 1667 wäre Radziejowsky, Palatin von Lithauen, der polnische Internuntius, von den Günstlingen des Padischah, die ihm vorwarfen, sich vor seiner Hoheit nicht tief genug verbeugt zu haben, fast geprügelt worden. Der österreichische Dolmetscher Marco, der Radziejowsky als Dragoman diente, erhielt vor den Augen des Sultans hundert Stockschläge, weil er die von dem Palatin überbrachten Depeschen zu langsam übersetzt hatte. 1668 sah sich ein russischer Gesandter, der dem Sultan sein Beglaubigungsschreiben übergeben wollte, beim Genick gepackt und mit der Stirn gegen die Erde gestoßen, weil er den Kämmerlingen, welche ihm, nach der von Bajazet II. eingeführten Sitte, während der Audienz die beiden Arme halten wollten, einigen Widerstand geleistet hatte. Auf Befehl des Sultans wurde der russische Gesandte, sein Secretär und sein Dolmetscher mit Faustschlägen aus dem Thronsaal getrieben.

Diese Rohheiten fielen mitten im siebzehnten Jahrhundert vor, wo am Hofe von Versailles der höchste Grad höfischer Feinheit und Civilisation herrschte. Damals hatten die Türken noch nichts von ihrer Barbarei und von ihrem wilden Haß gegen den christlichen Namen verloren.

Und diesen barbarischen Stolz haben sie, trotz der harten Lehren, die ihnen Europa gegeben hat, immer noch beihalten.

Köprili starb am 1. November 1661, achtzig Jahre alt. Mohamed IV. besuchte ihn an seinem Sterbebett. Indem sich der alte Minister für die ihm erwiesene hohe Ehre, die bis dahin in Stambul ohne Beispiel war, bedankte, ertheilte er seinem jungen Herrn folgende Rathschläge: „Mein Padischah, höre zum letzten Mal das Wort Deines getreuen Sclaven: Laß Dich nie von den Frauen beherrschen; vertraue nie das Siegel des Reichs einem nach Schätzen gierigen Menschen an; fülle durch alle möglichen Mittel die Staatskasse; halte Dein Heer und Deine Person in steter Bewegung." Und er verschied. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie Mohamed IV. die Rathschläge seines sterbenden Wessirs befolgte.

Köprili hatte während seines Lebens in Konstantinopel eine große Turbeh bauen lassen, in der Getreide aufgespeichert war, um es nach seinem Tode unter die Armen der Hauptstadt zu vertheilen; sein Wille wurde vollzogen. Dieser Gedanke des Wessirs hat etwas Antikes und Religiöses zu gleicher Zeit. Das Almosen, dieser geheimnißvolle Schlüssel, welcher die Pforten des Himmels öffnet, nahm hier eine eigenthümlich eindrucksvolle Form an, welche zu der glühenden Einbildungskraft des osmanischen Volkes sprach. Die Segnungen und Gebete der Armen, die nach der Sprache der Orientalen schneller zu Gott emporsteigen, als der Wind den Weltraum durcheilt, begleiteten die Seele Köprili's über das Grab hinaus, und konnten bei der göttlichen Barmherzigkeit sich für ihn verwenden. Aber diese wohlthätige Handlung hat die Erinnerung an das unter Mohamed vergossene Blut nicht verlöschen können, und die Geschichte hat dem erbarmungslosen Wessir den wohlverdienten Namen Köprili der Grausame gegeben. Die Nachkommen dieses außerordentlichen Mannes werden würdigere und schönere Beinamen bekommen.

Zehntes Kapitel.

Achmed Köprili folgt seinem Vater im Großwessirat. — Unfähigkeit Mohamed's IV. — Köprili's Feldzug in Ungarn — Schlacht von St. Gotthard. — Krieg gegen Candia. — Einnahme dieser Stadt. — Herr von Nointel, der französische Gesandte in Konstantinopel. — Erneuerung der alten Capitulationen zwischen Frankreich und der Pforte. — Haltung Ludwig's XIV. in dieser Frage (1661—1671).

Bisjetzt war es ohne Beispiel gewesen, daß der Sohn eines Großwessirs seinem Vater in dieser hohen Würde folgte. Mohamed Köprili war nicht nur ein tapferer Feldherr und ein Minister voller Scharfblick, sondern auch der Stifter eines berühmten Hauses. Dieser Mann, der, ohne Bildung, mit unbestreitbarer politischer Fähigkeit, obgleich mit großer Tyrannei, ein innerlich zerrissenes Reich regiert und die Ordnung wieder hergestellt hatte, wo die Anarchie herrschte, beklagte seine Unwissenheit, und bedauerte, daß ihm die Bildung fehlte, die man nur durch Studien erlangt. Deshalb sorgte er auch angelegentlich dafür, daß sein Sohn Achmed geschickte Lehrer erhielt. Wie Mohamed, mit einem seltenen Geiste begabt und den Ermahnungen des Vaters und seiner Lehrer gehorsam, studirte der junge Achmed mit Eifer die Religion, die Gesetze des Reichs, die osmanische Geschichte, Geographie, Rechnenkunst, Astronomie und machte rasche Fortschritte in den Wissenschaften. Er trat schon frühzeitig in die Körperschaft der Ulemas oder Rechtsgelehrten, und machte sich durch sein Wissen und die Klarheit seiner Auslegungen des Korans und der Sunnate, oder des Buchs der Traditionen, bemerklich.

Aber Mohamed, der in seinem Sohne einen Fortsetzer seiner Pläne haben wollte, ließ ihn nicht lange unter den Rechtsgelehrten; er führte ihn in die politische Verwaltungslaufbahn ein, damit er Menschen zu regieren lerne. Er vertraute ihm nacheinander die Paschaliks von Erzerum und von Damaskus an. Mohamed IV. ernannte ihn einen Monat vor dem Tode des alten Wessirs zum Kaimakam von Stambul, und 1661 zum ersten Minister. Achmed war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Bei dieser so großen Jugend verdankte er seine hohe Stellung seinen Talenten und dem Namen, den er trug. Bei größerer Tiefe des Geistes, als

sein Vater und ebenso großer Energie des Charakters, zeigte er sich nicht grausam, wie Mohamed; er vergoß nicht, wie dieser, Ströme von Blut, um seine Macht zu befestigen und sich darin zu erhalten; er sprach auch bei Antritt seines Amtes Todesurtheile aus; aber diese Todesurtheile, die einzigen, welche die Geschichte ihm vorzuwerfen hat, bezweckten nur, Schrecken unter den Aufrührern zu verbreiten, damit sie sich gewöhnten, vor dem Sohne wie vor dem Vater zu zittern, und nicht wagten, ihre kühnen Aufstandsversuche zu erneuern.

Die türkische Regierung behielt immer noch das Schreckenssystem bei; aber die Geschichte muß den Minister loben, der es nur einen Augenblick befolgte, und ein unblutiges System an dessen Stelle setzte, welches nicht die Möglichkeit ausschloß, das Ansehen der Regierung aufrechtzuerhalten, ohne Zuflucht zu der Schlinge und dem Dolch der Stummen, der Bostandschis und der Tschauschen nehmen zu müssen. Darin stand Achmed über seinem Vater, denn es ist das eigentliche Kennzeichen wahrer Staatsmänner, sich nicht immer auf die Gewalt zu stützen, um die Staaten zu regieren. Achmed war von Natur von fröhlichem Charakter und leutseligem Wesen. Er zwang sich, mit gewissen Bewegungen der Augen und der Lippen streng und finster zu erscheinen. „Wer kein freundliches Gesicht zeigt", äußert ein italienischer Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts über Achmed Köprili, „sucht sich innerlich umzugestalten". Es ist nicht zu leugnen, daß der junge Wessir sich manchmal Zwang anthat, wenn er Blut vergoß, und die Gewohnheit, sich nicht so zu zeigen, wie er wirklich war, gut, bieder und zum Verzeihen geneigt, hat diese reiche Natur etwas beeinträchtigt. Achmed sprach wenig und seine Rede war kurz; aber er dachte und handelte viel. Drei Männer, alle Drei seine Schwäger, die sein überlegener Geist beherrschte, unterstützten ihn: Kara Mustapha, Kaimakam von Stambul; Kaplan, Großadmiral, und der Pascha Mohamed. Mit diesen drei einflußreichen Personen und den drei Armeen von Asien, Europa und Afrika, hielt Achmed Köprili das ganze türkische Reich in Ordnung.

Nachdem wir den Wessir geschildert haben, der bestimmt ist, funfzehn Jahre die Zügel der Macht zu halten, wollen wir auch ein Bild von Mohamed IV. geben, den wir in den zwei letzten Kapiteln als Kind gesehen haben. Der Sultan war zwanzig Jahre, als Achmed Köprili zum

Wesssirat erhoben wurde. Er war zu dieser Zeit, was er sein ganzes Leben war: als Oberhaupt des Reichs eine Null. Drei Leidenschaften beherrschten ihn: der Luxus, die Jagd und die Frauen. Die Pferde, welche er bestieg, die Kleider, welche er trug, seine Zimmer und seine Ruhebetten glänzten von Gold und Edelsteinen. Die Jagdpartien, welche während seiner langen Regierung nicht aufhörten, kosteten dem Staate unberechnenbare Summen, und richteten eine große Anzahl der Bewohner des flachen Landes in den Umgebungen von Adrianopel zu Grunde.

Eine der begünstigten Sultanas aus Candia, eine Frau von wunderbarer Schönheit und herrischem Charakter, bemächtigte sich des Geistes des Sultans, und beherrschte ihn vollständig. Sie gebar ihm einen Sohn, und seine Freude darüber war so groß, daß er der schönen Candiotin einen Theil der Kroneinkünfte schenkte, und ihr dazu noch die reichen Besitzungen gab, welche einer vor wenig Monaten gestorbenen Tochter Achmed's I. gehört hatten. Seine Liebe für die schöne Griechin und ihren Sohn gab ihm den verbrecherischen Gedanken ein, seine beiden Brüder und einen Prinzen, den ihm eine andere Chasseki (Günstlingin) geboren hatte, zu ermorden. Der Sultana Tarchan, von der wir bereits gesprochen haben, gelang es nicht ohne Mühe, Mohamed von diesem Plane abzubringen.

Die Stadt Konstantinopel war ihm verhaßt. Er verließ sie, um in Adrianopel zu residiren, der zweiten Stadt des Reichs, wo er einen prächtigen Palast bauen ließ. „Was soll ich in Stambul?" sagte er einmal zu den Ministern, die ihn aufforderten, sich in der Stadt zu zeigen. „Hat der Aufenthalt in Stambul nicht meinem Vater das Leben gekostet? Sind meine Vorgänger nicht beständig Gefangene von Rebellen gewesen? Lieber, als wieder nach Konstantinopel gehen, will ich es selbst in Brand stecken, und würde mit Freuden das Serail und die Stadt eingeäschert sehen."

Dieser Padischah, der sein Leben im Harem, oder mit den Hasen, den Rebhühnern und den wilden Thieren des Gebirges verbrachte, und der in seinen Urkunden fortfuhr, sich die Titel: Beherrscher Europas und Asiens, Herr des weißen und des schwarzen Meeres, glorreicher unüberwindlicher Fürst der Menschen, beizulegen, zwang seinen Historiographen Abdi, Thatsachen, wie folgende, in die Annalen des Reichs einzutragen: Der Padischah hat auf der Jagd auf dem Gipfel des Thessalischen Ge-

birges zwei Wölfe getödtet; er ist mit dem Pferd über eine Felsspalte gesetzt, durch die man in einen tiefen Abgrund zwischen zwei Felsen blickte und mehrere Personen seines Gefolges sind erfroren. Als der Sultan ihre Leichen sah, sprach er: „Diese Leute haben schlecht von mir gesprochen; sie haben ihre Züchtigung im voraus empfangen!" Seine Hoheit hat eine Kuh gesehen die eben kalbte; er hat den Besitzer dieser Kuh zum Islam bekehrt und ihn auf der Stelle zum Kapidschi (Hüter des Serails) ernannt.

Abdi reichte einmal dem Sultan auf einem goldenen Teller die für die Hände des Herrn parfümirte Seife dar, er berührte sie nur mit den Fingerspitzen, und sagte zum Geschichtschreiber: „Ich habe diese Seife nur berührt, um Dir eine Freude zu machen; geh und richte es so ein, daß dieses Zeichen meines Wohlwollens eine Stelle in Deinem Buche finde."

„Was hast Du heute geschrieben?" frug er ein andermal.

„Nichts, Herr, denn noch hat kein denkwürdiges Ereigniß diesen Tag bezeichnet."

Der Sultan warf ihm einen Dscherd an den Kopf und sagte: „Nun, hast Du jetzt nichts zu schreiben?" und der arme Abdi verzeichnete auf der Stelle diese gefährliche Laune Mohamed's IV. in den Annalen des Reichs.

Der Sultan hatte in seinem Gefolge auch einen Astrologen, Achmed Effendi, den er stets um die Stunde befragte, wo er zur Jagd aufbrechen sollte. Dieser Astrolog bildete sich zu gleicher Zeit ein, wahrsagen zu können und rühmte sich, durch Hilfe cabalistischer Berechnungen verborgene Gegenstände zu entdecken. Um diese wunderbare Gabe einmal auf die Probe zu stellen, steckte der Sultan einem Idschoglan einen Spiegel in die rechte Hand, ließ Achmed Effendi rufen und frug ihn, was der Idschoglan in der Hand halte. Der Astrolog, der sich durch einen Blick mit dem Idschoglan verständigt hatte, stellte geheimnißvolle Berechnungen an, und erklärte endlich mit echt orientalischer Würde, daß der versteckte Gegenstand Glas sei. Mohamed IV., verwundert über den Scharfsinn seines Astrologen, machte ihm große Lobsprüche und reiche Geschenke.

So war der Charakter des Sultans, der vielleicht das Reich ganz zu Grunde gerichtet hätte, wenn Männer, wie Mohamed Köprili und sein Sohn, nicht das Steuer des Staats in ihre kräftigen Hände genommen hätten.

„Halte Dein Heer und Deine Person in steter Bewegung,“ hatte der alte Köprili sterbend zu Mohamed gesagt. Der junge Padischah befolgte nur die zweite Hälfte dieses Rathschlages, indem er sich leidenschaftlich der Jagd ergab. Achmed Köprili befolgte die erste Hälfte. Die in Konstantinopel und in allen andern wichtigen Städten als Garnison befindlichen Janitscharen und Spahis waren beständig zur Empörung geneigt, und die Unthätigkeit schwächte ihren kriegerischen Muth. In Zeiten des Friedens von Außen war es in jener Zeit unmöglich, mit einer stehenden Armee von 200,000 Mann, ohne die zahlreichen Lehnsmannen zu rechnen, die sich auf das erste Zeichen zum Aufstand, aber auch eben so bereitwillig, um gegen den Feind zu ziehen, erhoben, die Ruhe im Reiche zu erhalten. Der Krieg war des Lebenselement der Türkei in jener Zeit, und nur durch den Krieg konnte man die innere Ruhe in dieser großen Monarchie sichern. Das begriff Achmed Köprili und suchte nach Veranlassungen, zu den Waffen zu greifen.

Im Jahre 1662 war der Kaiser von Oesterreich, Leopold, mit bewaffneter Hand in das der Pforte zinspflichtige Siebenbürgen eingedrungen, und hatte sich einiger fester Plätze, unter andern Serimwars, bemächtigt. Im Monat Juli 1663 brach der Großwessir, nachdem er aus der Hand des Sultans den Sandschak-Sherif, oder die Fahne des Propheten, einen Ehrenkaftan und einen reich mit Edelsteinen besetzten Säbel empfangen hatte, mit einer glänzenden Armee nach Ungarn auf. Dieser Krieg, in dem sich Sieg und Niederlage mischten, dessen Ergebniß aber zuletzt die Eroberung von Neuhäusl, Ujwar und Serimwar durch die Türken war, ist nur als ein Vorspiel zu der berühmten Schlacht von St. Gotthard, einem Kloster an der Raab, zu betrachten.

Die Türken stießen auf dieser berühmten Ebene auf die Oesterreicher und Ungarn, mit denen sich 6000 Franzosen, unter den Befehlen des Grafen Coligni und des Marquis de la Feuillade, von den Türken Fulade, der Stählerne, genannt, vereinigt hatten. Diese Franzosen waren fast alle junge Leute aus den vornehmsten Familien des Reichs. Sie hatten ihre Güter und den Hof von Versailles verlassen, um sich gegen die Ungläubigen auszuzeichnen. Der berühmte Montecuccoli, österreichischer Feldmarschall, hatte den Oberbefehl über die Verbündeten. Unter ihm zeichnete sich in erster Reihe der General der Reiterei, Johann von Sporck,

aus, der seinen Namen nicht schreiben konnte, der aber wegen seines unbezähmbaren Muthes der Ajax der Christen hieß. Entblößten Hauptes fiel Sporck vor der Schlacht auf die Knie und betete mit erhobenen Händen und lauter Stimme: „Allmächtiger Generalissimus dort Oben, willst Du uns, Deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, und Du sollst einen Spaß sehen!"

Der General setzte alsdann den Helm auf's Haupt, zog den Degen, stieg auf's Pferd, und ließ auf ein Zeichen von Montecuccoli zum Angriff blasen. Während des ungestümen Anstürmens der Verbündeten sagte der Großwessir laut, als er die gepuderten und parfümirten Franzosen mit ihren bunten Uniformen sah: „Wer sind diese Mädchen?" Diesen übermüthigen Worten begegneten die Gefährten Coligni's und de la Feuillade's mit dem schrecklichen Rufe: „Vorwärts! vorwärts! tödtet! tödtet!" (Allons! allons! tue! tue!) und eine Kleingewehrsalve sendet den Tod in die feindlichen Reihen.

Die ganze christliche Artillerie beschießt unterdessen das auf dem andern Ufer der Raab sich ausbreitende Lager der Türken. Die Oesterreicher, die Ungarn, die Franzosen schwimmen unter dem Kartätschen- und Gewehrfeuer der Osmanen über den Fluß. Mehr als 15,000 Moslemin verlieren ihr Leben in der Schlacht, oder in den Wellen. Das Heer der Ungläubigen weicht; ein panischer Schrecken bemächtigt sich der Reiterei Köprili's, und sie ergreifen die Flucht, trotz des Großwessirs, der den Kampf fortsetzen will. Die Christen bleiben Herren des Schlachtfeldes. Funfzehn Kanonen, vierzig Fahnen und unermeßliche Reichthümer in baarem Geld und Waffen sind der Preis des Sieges (1. August 1664).

Am Tage nach dem Siege von St. Gotthard stimmte Montecuccoli zu Pferde und den Degen in der Hand, umgeben von seinen Bataillonen, das „Herr Gott, Dich loben wir" an, und die ganze Armee stimmte mit ein. „Und nun wollen wir auch Maria danken," rief dann der Feldmarschall, und die Soldaten priesen voller Begeisterung den Namen der Mutter Gottes. Noch heute steht eine damals erbaute Kapelle zur Erinnerung an den ruhmvollen Tag auf dem Schlachtfelde von St. Gotthard.

Leider wußten die Christen den Sieg von St. Gotthard so wenig zu benutzen, wie fast hundert Jahre früher die Schlacht von Lepanto. Zwischen den Anführern der siegreichen Armee brachen Misverständnisse

aus, und der Kaiser von Oesterreich sah sich veranlaßt, mit den Türken den Friedensvertrag vom 27. September 1664 abzuschließen, durch welchen die Pforte die zwei Festungen Serimwar und Ujwar, zwei Schlüssel des Königreichs Ungarn, zurückerhielt. Aber die moralische Wirkung des Sieges vom 1. August war sehr groß. Der Sandschak-Sherif hatte eine neue Schmach erlitten, und der Sieg der Christen hatte wieder einmal das Vordringen des Islam an der Donau aufgehalten.

Diese Niederlage verwundete Köprili tief, nahm ihm aber nicht den Muth. „Geduld!" sagte er zu seinen Unterbefehlshabern, als er nach Adrianopel zurückkehrte, „Geduld, wir werden uns rächen! Ich werde Candia den Venetianern entreißen, oder mit den Waffen in der Hand auf dieser Insel sterben, welche die Giauern schon zu lange besessen haben." Achmed verfolgte in der That diese schöne Eroberung mit einer Ausdauer und einem Muthe, wie sie in der Geschichte selten sind. Eine in's Einzelne gehende und vollständige Schilderung des candiotischen Krieges, der fünfundzwanzig Jahre dauerte, würde einen ganzen Band füllen und die uns vorgezeichneten Grenzen zwingen uns, uns auf das Nothwendigste zu beschränken. Wir müssen jedoch etwas in der Geschichte zurückgehen, wenn wir den Kampf um die schöne Insel im Zusammenhange schildern wollen. Nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204 fiel Kreta oder Candia dem Markgrafen von Montferrat, König von Salonichi, zu, der es an die Venetianer verkaufte. Diese Republik hatte es unter den kriegerischsten Padischahs von Stambul behalten; sie sollte es unter der Regierung von zwei Sultanen ohne Fähigkeit und Muth, Ibrahim's I. und Mohamed's IV., auf immer verlieren. Aber für solche Fürsten schlugen sich die Janitscharen nicht; sie schlugen sich für das Reich und auch der Beute wegen, denn in ihren Augen war die Plünderung eine wesentliche Bedingung des Kriegs.

1644 caperte eine maltesische Flotille ein nach Egypten bestimmtes türkisches Schiff, und nahm in einem der Häfen Kreta's frischen Proviant ein. Der über diesen Seeraub entrüstete Divan wagte sich nicht, an den Rittern zu rächen, deren Tapferkeit er fürchtete, und ließ, unter dem Vorwande, daß die Venetianer den Schiffen des Ordens eine Zuflucht gegeben hätten, seinen ganzen Zorn auf Candia fallen. Ein türkisches Geschwader von 300 Schiffen jeder Größe und mit einer Be-

mannung von 150,000 Mann unter Jussuf Pascha belagert Kanea, die wichtigste Stadt der Insel, obgleich nicht die Hauptstadt, und bemächtigt sich derselben nach 47 Tagen fortdauernder Kämpfe (17. August 1645). Seit dieser Zeit bis 1666 nahmen die Türken allmälig alle Punkte der Insel ein, trotz des hartnäckigen Widerstandes der Venetianer, die zuletzt blos noch die Stadt Candia besaßen.

Diese von den Sarazenen erbaute und von den Venetianern neu gegründete Stadt erhebt sich an einer schönen, von fruchtbaren und anmuthigen Hügeln durchzogenen Ebene. Starke Wälle, tiefe Gräben, und auf der Nordseite das Meer, das beständig am Fuße seiner Wälle rauscht, umgeben sie. Zu Anfang des Jahres 1767 begann Achmed Köprili, den wir nach seiner Niederlage bei St. Gotthard in Adrianopel verließen, nach langen Vorbereitungen, unter dem Feuer der venetianischen Kanonen, die Belagerung von Candia. Die Türken griffen mit wildem Muthe an, und die an Zahl viel geringern Christen fochten als Helden. Schon dauerte dieser so ungleich gewordene Riesenkampf zwei Jahre, und die von den Anstrengungen erschöpften Venetianer, die nur noch 6000 Waffenfähige zählten, boten dem Großwessir eine große Summe Geld, wenn er sich zurückziehen und den Belagerten blos die Stadt Candia lassen wollte. „Wir sind keine Krämer," gab Köprili stolz zur Antwort; „wir brauchen kein Geld; wir wollen Candia haben und wir werden es bekommen!"

Täglich erhielt der Führer der türkischen Armee Verstärkungen und Aufmunterungen. „Ich werde Dich schauen, mein Großwessir Lala!" schrieb Mohamed IV. an Köprili, 1. Juni 1669; „Kämpfer Gottes, möge in dieser und in jener Welt Euer Gesicht glänzen. Möchtet Ihr doch in diesem Jahre Candia erobern, weshalb ich Euch zu verdoppelter Anstrengung auffordere!" Obgleich der Sultan, dieser unermüdliche Jäger, sich kein einziges Mal vor Candia zeigte, wo seine Soldaten für den Islam kämpften und starben, so entflammten doch seine Briefe an Köprili, die dieser dem Heer vorlas, den kriegerischen Muth der Türken; denn die Stimme eines Padischah's ließ sich nie vergebens in ihren Reihen hören, wenn sie die Christen bekriegten.

Den tiefsten Eindruck machte die Belagerung von Candia in Frankreich. Von den langen Leiden der Venetianer gerührt, und von Bewunderung für ihren Muth durchdrungen, wollte Ludwig XIV. sie unter-

stützen; er rüstete eine Flotte aus, die 6000 Krieger, die Blüthe des französischen Adels, bestiegen, und vertraute den Oberbefehl über dieselbe dem Herzog von Noailles und Franz Vendome, Herzog von Beaufort, an, in dessen Adern das Blut Heinrich's IV. floß. Von andern berühmten Namen fand man unter diesen Hilfstruppen einen Grafen von St. Paul, einen Crequi, einen Beauvau, einen Fenelon, einen Verwandten des berühmten Erzbischofs von Cambrai, einen Dampierre, einen Castelane, den jungen Sevignée und Andere. Mit der den türkischen Geschichtschreibern, wenn sie von den Christen sprechen, eigenthümlichen Höflichkeit, sagt einer derselben von dieser adeligen Schaar: „um diese Zeit trafen in Candia 6000 übelgesinnte Schweine ein."

Rührend ist der Brief, den der Herzog von Beaufort bei seiner Abreise nach Candia an seine alte Mutter schrieb: „Ich reise mit der größten Freude von der Welt ab," schrieb er, „um mich dahin zu begeben, wo mich die Religion und der Dienst meines Herrn rufen. Ihre Gebete, denen ich alles Glück in meinem Leben verdanke, werden mir bei einer Veranlassung nicht fehlen, der Sie ganz Beifall schenken müssen, weil sie heilig ist! Ihr Sie zärtlich liebender Sohn."

Das französische Geschwader, über das man auf offenem Meere dem den Admiralstitel führenden Herzog von Beaufort den Oberbefehl anvertraute, lief mit fliegenden Fahnen und angezündeten Lunten am 19. Juni 1669 im Hafen von Candia ein. Die von seiner Ankunft überraschten Türken setzten der Landung kein Hinderniß entgegen.

Die Gebete der Herzogin von Vendome konnten ihrem Sohne nicht das Leben retten! Fünf Tage nach der Ankunft der Franzosen machte der Herzog von Beaufort an der Spitze von 1200 Mann einen Ausfall, und griff die Osmanen in ihren Laufgräben an. Die Christen verrichteten Wunder der Tapferkeit; aber bald von einer weit überlegenen Anzahl Türken umringt, fallen sie fast Mann für Mann. „Freunde!" sagt der Herzog von Beaufort zu seinen noch kämpfenden Soldaten, „Freunde! flieht nicht vor den Ungläubigen! sterbt als Tapfere!" Er verschwand mit dem Schwert in der Hand im Schlachtgewühl. Die Venetianer suchten drei Tage lang vergebens nach seiner Leiche, und schickten daher im Namen der Republik Herolde in's türkische Lager, um die Auslieferung des Herzogs zu bitten. „Wenn der Herzog von Beaufort noch am Leben ist,"

sagten sie zu Köprili, „so geben wir für ihn so viel Lösegeld, als Ihr fordert; wenn er todt ist, so bezahlen wir Euch seine Leiche mit ihrem Gewichte in Gold.“ Der Wessir empfing die Abgesandten ehrenvoll, aber man suchte die Leiche vergebens.

Einige von Clemens IX. abgeschickte maltesische und päpstliche Galeeren mit höchstens 2000 Mann brachten den Belagerten neue Verstärkung. Sie schöpften wieder Hoffnung. Die Türken hätten vielleicht die Belagerung aufgegeben, wenn der Herzog von Noailles und der Generalcapitain Morosini, der Befehlshaber auf Candia, sich nicht veruneinigt hätten. Die Venetianer glaubten einen Augenblick, die Franzosen wären ihnen nur zu Hilfe gekommen, um sich dann selbst Kreta's zu bemächtigen, und dieses Mistrauen verletzte die Franzosen. Ludwig XIV. war jedoch von diesen Zwistigkeiten noch nicht unterrichtet, als er seine Flotte abrief. Den Grund dieses Entschlusses hat man nie erfahren. Mit den Franzosen verließen auch die Schiffe der Malteser und des Papstes die Insel. „Sie gingen zur Hölle,“ sagt der türkische Reichshistoriograph, „zum Zufluchtsort der Verzweiflung ein.“

Die venetianische Besatzung war nur noch 3000 bis 3500 Mann stark, während die Belagerer aus Anatolien, Rumelien, Egypten und von den Küsten der Berberei täglich Verstärkungen erhielten. Die Venetianer konnten den Kampf nicht länger fortsetzen. Sie baten um Gnade, und der Wessir gewährte sie ihnen. Am 27. September 1669, zehn Uhr Morgens, überreichte man ihm die Schlüssel der Stadt auf einem silbernen Teller, und er schenkte den Ueberbringern tausend Ducaten. Er forderte von den Venetianern die vollständige Räumung Candia's und gab ihnen selbst Schiffe, um die Ueberwundenen nach ihrer Heimath am adriatischen Meere zu bringen. Mit Thränen verließen Alle die schöne Insel, welche die Venetianer 465 Jahre besessen hatten. Sie verloren während der Belagerung 30,000 Mann, machten 96 Ausfälle, warfen 4819 Bomben, verschossen 276,743 Kanonenkugeln und verbrauchten achtzigtausendvierhundertneunundvierzig Centner Blei in Kugeln von allen Kalibern. Die Türken hatten sechsundfünfzig Mal gestürmt, unternahmen fünfundfünfzig unterirdische Angriffe, verschossen 5370 Fässer Pulver, ließen 3516 Minen springen, und verloren, außer 3000 Officieren aller Grade, 125,000 Soldaten, ohne die nicht zu berechnenden Verluste an Menschen und Geld

zu zählen, die ihnen Kreta in den dreiundzwanzig Jahren vor der Eroberung von Candia kostete.

Der Sieg der türkischen Waffen in Candia erregte in der ganzen Türkei den größten Jubel. Feste, Illuminationen, öffentliche Gebete feierten ihn von einem Ende des Reichs zum andern. Der Name Achmed Köprili's, dieses dreiunddreißigjährigen Wessirs, welcher die Waffen des Islam mit so großem Ruhme schmückte, war auf Aller Lippen, und als er bei seiner Rückkehr in Konstantinopel einzog, empfing ihn das Volk mit dem lebhaftesten Jubel. Diese Begeisterung der Türken dauerte noch fort, als am 2. October 1670 Nointel, der Nachfolger de la Haye's als französischer Gesandter in Konstantinopel, mit vier Kriegsschiffen, unter dem Befehl des Admirals D'Asremont, an der Spitze des Serails erschien. Die letzten Ereignisse hatten die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Hofe von Versailles und dem Diwan etwas erkalten lassen. Um die französische Flagge keiner Beleidigung auszusetzen, schickte Nointel eine Deputation an den Kaimakam mit der Anfrage, ob man ihm die gewöhnliche Begrüßung von hundert Kanonenschüssen erwidern werde. Die vorher mit dem Großwessir besprochene Antwort des Statthalters von Stambul lautete verneinend, und die französischen Batterien blieben stumm.

Man wollte durch List den Gruß erlangen, den Nointel mit Recht verweigert hatte. Die Sultana Walide schickte in ihrem eigenen Namen den Kislar-Aga, um Nointel und den Admiral D'Asremont zu begrüßen. „Edle Herren," sagte ihnen das Oberhaupt der Eunuchen, „unsere gnädige Sultana Tarchan, die Mutter Mohamed IV., unseres unüberwindlichen Padischah's, hat die französische Höflichkeit rühmen hören. Meine Herrin wird morgen über den Bosporus fahren, um sich mit ihrem Gefolge nach ihrem Palast von Scutari zu begeben. Sie hofft, daß Ihr sie begrüßen werdet. Der Gesandte und der Admiral gaben dem Kislar-Aga zur Antwort, daß sie der Sultana alle Ehren, welche ihr als Frau und als Fürstin gebührten, bezeigen würden, daß aber diese Ehrenbezeigungen nur ihr allein gälten. Am 5. October fuhr Tarchan, begleitet von verschleierten Odalisken, in ihren zierlichen Feluken, über den Bosporus. Die französische Höflichkeit verfehlte nicht, sich zu zeigen. Weiße Wimpel, blaue mit goldenen Lilien gestickte Flaggen wehten im Winde. Die Trommeln wurden gerührt. Die Matrosen bemannten die

Raen, und hundert Kanonenschüsse begrüßten beim Vorüberfahren die Sultana von Stambul.

Etwas später hielt Nointel seinen feierlichen Einzug in Konstantinopel und in den Gesandtschaftspalast in Pera. In der Audienz, welche der Gesandte bei Köprili hatte, forderte Nointel, im Namen des Königs, seines Herrn, die Erneuerung der zwischen Franz I. und Suleiman dem Prächtigen abgeschlossenen Capitulationen. Außerdem verlangte er, erstlich, daß der französische Gesandte in Konstantinopel zu allen Zeiten ohne die Erlaubniß der Pforte die Häfen der Levante, wo sich französische Kaufleute aufhielten, besuchen könnte, ein Vorrecht, das die Pforte bis jetzt verweigert hatte; zweitens, daß die türkischen Zölle auf französische Waaren um drei Prozent vermindert würden, wie es schon in den französischen Häfen mit den Zöllen von aus der Türkei kommenden Waaren der Fall war; drittens, daß der französische Handel mit Ostindien über das rothe Meer ganz frei sei; viertens, daß der König von Frankreich als einziger Schutzherr der Katholiken im Orient anerkannt werde; fünftens, daß im ganzen türkischen Reich Kirchen ohne vorherige Erlaubniß der Pforte neu erbaut und ausgebessert werden dürften; sechstens, daß die in Pera und Galata wohnhaften Franzosen in ihren Häusern Wein keltern und an die Christen verkaufen dürften; siebentens, daß die nach Jerusalem wallfahrenden Katholiken nirgends in der Türkei beunruhigt werden dürften; achtens, daß die heiligen Orte in Palästina wieder den Lateinern übergeben würden, da die Franzosen sie während der Kreuzzüge erobert hätten; neuntens endlich, daß die Türkei in ihren Häfen nur Schiffe unter französischer Flagge zulassen solle, jedoch mit Ausnahme der englischen, holländischen und genuesischen Schiffe.

Dies waren die hauptsächlichsten Forderungen Frankreichs. Der Divan erhob ein lautes Geschrei, als er sie von Nointel aufzählen hörte, und wollte Anfangs nichts davon wissen. Der Gesandte schickte nun den Ritter D'Arvieux, seinen Legationsattachée, nach Frankreich, um Herrn von Lionne, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von der Weigerung der Pforte Nachricht zu geben. Der König befahl Herrn von Nointel, sofort nach Frankreich zurückzukehren, wenn die türkische Regierung auf ihrer Weigerung beharre, und der Gesandte theilte dem Großwessir den Entschluß Ludwig's XIV. mit. Nach vorheriger Berathung mit dem

Sultan und allen Ministern versprach Achmed Köprili, daß die Forderungen des Königs von Frankreich bewilligt werden sollten. Dennoch wurden die Capitulationen erst im Monat Januar 1673 unterzeichnet, aber in der Art, wie Frankreich verlangte.

Nach der Schlichtung dieser wichtigen Frage zeigte sich Herr von Nointel gegen den Großwessir außerordentlich höflich und erwähnte der alten Freundschaft zwischen Frankreich und der Türkei. „Gewiß sind die Franzosen unsere ältesten Freunde," gab ihm Köprili zur Antwort; „aber wir finden sie immer mit unsern Feinden zusammen." Es war einige Wahrheit in diesen geistreichen Worten und sie wurden von dem König von Frankreich, dem sie berichtet wurden, sehr belacht.

Elftes Kapitel.

Aufstand der ukrainischen Kosaken gegen Polen. — Krieg mit Polen und Vertrag von Bucsacs. — Johann Sobieski. — Tod Achmed Köprili's. — Aufstand Tököli's. — Der Großwessir Kara Mustapha. — Seine Eroberungspläne. — Zweite Belagerung Wiens. — Entsetzung Wiens durch Sobiesky. — Benehmen des Kaisers. — Tod Kara Mustapha's.

Die vollständige Eroberung der Insel Candia flößte dem fanatischen Stolz der Osmanen neues Leben ein. Wie zu Zeiten Mohamed's **II.**, Selim's **I.**, Suleiman's und Murad's **IV.**, bemächtigte sich kriegerische Begeisterung aller Gemüther. Man betrachtete Achmed Köprili als den Mann, den das Schicksal zu neuen Siegen bestimmt hätte. Der Großwessir theilte den allgemeinen Aufschwung, und träumte von neuen Eroberungen. Er wendete seinen Blick nach den Gegenden, welche von dem Dniestr, dem Bug und der Weichsel bespült werden. Eine Gelegenheit zum Kriege gegen die Christen fand sich bald. Die Kosaken der Ukraine, mit ihrem Hetmann Doroscenko an der Spitze, hatten sich gegen Polen, von dem sie abhängig waren und das sie bedrückte, empört. Zu Anfang des Jahres 1672 bat Doroscenko zuerst den der Pforte zinspflichtigen Chan der Krim und dann die Pforte selbst um Unterstützung. Köprili hörte bereitwillig die Bitten Doroscenko's an, und ernannte ihn zum

Sandschak-Bey, oder Statthalter der Ukraine, als ob es sich um eine türkische Provinz handele. Durch diese Ernennung wurde die Ukraine zu einem Paschalik des Reichs gemacht. Polen richtete wegen dieser Sache an den Divan die lebhaftesten Einsprüche. Die Republik behauptete mit Grund, daß die Ukraine einer ihrer Erbstaaten, daß Doroscenko weiter nichts als ein aufrührerischer Vasall sei, und daß durch seine Ernennung zum Sandschak-Bey die türkische Regierung den 1621 zwischen Polen und Osman II. abgeschlossenen Frieden verletze.

Auf diese Einwendungen schrieb Achmed Köprili folgenden merkwürdigen Brief an den Kanzler der Republik Polen: „Die Kosaken, ein freies Volk, hätten sich den Polen unterworfen; aber außer Stande, länger die Grausamkeit, die Ungerechtigkeit und die Raubluft ihrer Bedrücker zu ertragen, hätten sie zu den Waffen gegriffen, sich unter den Schutz des Chan der Krim gestellt, und durch seine Unterstützung Fahnen und Roßschweife (die Insignien eines türkischen Statthalters von Provinzen) erlangt. Wie kann nun der König von Polen noch behaupten, die Ukraine sei eine der erblichen Provinzen, welche einen Theil seines Reichs ausmachten? Uebrigens, wenn die Bewohner eines Landes, um sich zu befreien, die Hilfe eines mächtigen Padischah anriefen, sei es dann wohl klug, sie bis in eine solche Schutzstätte zu verfolgen? Im Uebrigen werde jeder mit einigem Beobachtungsgeist Begabte sagen können, wer den Frieden gebrochen habe, wenn man den größten und ruhmreichsten der Padischah's, die Zuflucht der ganzen Welt, die Bedrückten, welche sich unter seinen Schutz stellten, befreien und gegen ihre Feinde unterstützen sähe. Wenn man, um das dem Ausbruch nahe Feuer der Zwietracht zu löschen, einen Gesandten nach Stambul schicken wolle, so solle er willkommen sein. Aber wolle man die Lösung des Streites dem scharfen Richter, dem Schwerte, überlassen, so würde der Gott, durch dessen Hilfe der Islam seit tausend Jahren über seine Feinde triumphire, den Ausgang entscheiden. Jedenfalls werde den achten Ssafer tausenddreiundachtzig (5. Juni 1672) der großmächtigste Padischah, mit Ruhm umgeben, Adrianopel verlassen, und mit Heeren so zahlreich wie die Sterne, diese Himmelspracht, an der Grenze erscheinen."

Wirklich brachen am 5. Juni 1672, wie es Köprili dem polnischen Kanzler gemeldet hatte, Mohamed IV. und der Großwessir, an der Spitze

von 150,000 Mann, von Adrianopel auf. Das osmanische Heer überstieg den Balkan, ging über die Donau und den Dniestr, und lagerte im Monat August 1672 zum ersten Mal auf polnischem Gebiet. Die Türken bemächtigten sich der Städte Kaminiec, Lemberg und Lublin, drangen bis in das Herz Polens vor, verheerten Alles mit Feuer und Schwert, schleppten 30,000 Christen in die Sclaverei und der Halbmond Mohamed's ersetzte auf allen Kirchthürmen das christliche Kreuz. Am 12. September 1672 unterzeichnete der schwache Michael Koribut, König von Polen, in Bucsacs einen Friedensvertrag mit der Pforte, durch welchen Podolien und die Ukraine an die Türkei fielen. Außerdem verpflichtete sich Polen, dem Sultan einen jährlichen Tribut von 200,000 Ducaten und 80,000 Thaler für Kriegskosten zu bezahlen. Herolde riefen alsdann im kaiserlichen Lager die Begnadigung aus, welche der Padischah dem Könige der Polen zu gewähren geruht!

Der feige Michael Koribut blieb ruhig in seinem Palast in Warschau.

So große Demüthigungen verlangten Rache. Johann Sobiesky, damals Großmarschall von Polen, war bestimmt, sie zu nehmen. Er weinte vor Zorn, als er den niederträchtigen Vertrag von Bucsacs, wie er ihn selbst nannte, erfuhr. Aber um giltig zu sein, bedurfte dieser Vertrag nach der Landesverfassung der Zustimmung des Reichstags. Sobiesky bewog ihn, den Frieden für ungiltig zu erklären. „Zu mir, Polen!" sagte er dann; „zu mir Alle, die Herz haben! Rächt das beleidigte Vaterland, in das die Barbaren eingebrochen sind! Folgt mir, und Gott wird das Uebrige thun!" „Die Türken sind zu mächtig," sagte ein Reichstagsmitglied; „wir werden ihnen nicht widerstehen können!" „Was! Haben wir nicht Eisen und Muth?" gab Sobiesky voll Entrüstung zur Antwort. „Ist es es nicht besser, ruhmvoll zu unterliegen, als ehrlos zu leben? Im Namen Polens, im Namen der Ehre, verlange ich den Krieg gegen die Türken."

Dieser patriotische Ruf hallte wie ein Donnerschlag von einem Ende Polens bis zum andern wider. An der Spitze von 30,000 Mann, gleich ihm entschlossen, zu siegen oder zu sterben, vertrieb Sobiesky die Türken aus Lublin, aus Lemberg und mehrern andern Städten. Auf schwimmenden Eisschollen überschreitet er den Dniestr, schlägt die Tataren, und nimmt ihnen 20,000 Gefangene ab.

Mohamed IV. und Köprili kehrten nach Adrianopel zurück, nachdem sie in den in Podolien und der Ukraine eroberten Plätzen Garnisonen zurückgelassen hatten.

Ein Jahr später zieht Achmed Köprili wieder in's Feld, und greift Sobiesky auf der Ebene von Chocim an, wo vor 52 Jahren die Polen die Truppen Osman's II. geschlagen hatten. Sobiesky erschlägt dem Großwessir 40,000 Mann, und dieser zieht sich darauf nach Adrianopel zurück (11. November 1673). In dem Gewühl des Kampfes hatte der polnische Feldherr dem Seraskier Hussein Pascha eine grüne Fahne entrissen. „Die ist für den Papst!" rief Sobiesky, indem er das eroberte Banner schwang. Er schickte die Trophäe später nach Rom, wo sie heute noch in der St. Peterskirche zu sehen ist. Nach Michael Koribut's Tode 1674 wurde der Besieger der Türken zum König von Polen erwählt; niemals ist eine Königskrone würdiger verdient worden.

Im Monat Juli 1674 beginnen die Osmanen den Krieg von Neuem. Da der Großwessir nicht selbst an die Spitze der Armee treten konnte, vertraute er die Führung seinem Schwager, Kara Mustapha, einem grausamen und wenig fähigen Mann, an. Unterstützt von Doroscenko und seinen Kosaken, nahm der türkische General die Stadt Human diesseits des Dniestr mit Sturm und ließ die Einwohner niedermetzeln. Schändung, Raub, Mord und Brand bezeichnen in diesem zweiten Feldzug die Fortschritte der Türken. Sobiesky war gerade mit der Züchtigung der Kosaken beschäftigt, die ziemlich tief in Polen eingedrungen waren. Die ganze Ukraine fiel in seine Gewalt. In ein und derselben Stunde erfuhr der König das Blutbad von Human und den Marsch der Türken auf Lemberg, das er vor zwei Jahren befreit hatte.

Sobiesky eilte Lemberg zu Hilfe, wo sich seine geliebte Gattin befand, die er stets seine liebe Mariette nannte. Die Türken hatten eben die Stadt eingeschlossen, als der König von Polen mit seinem Heere auf der Ebene vor Lemberg erschien. Drei Kanonenschüsse meldeten den Christen in Lemberg die Ankunft der Befreier. Vor dem Hauptaltar der Jesuitenkirche liegt die Königin Maria auf den Knieen, und betet vor dem Gekreuzigten: „Jesus, mein Gott, schütze Polen!" Sobiesky stürzt sich mit seinen Truppen auf die Ungläubigen, und richtet ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Die Schlacht dauert sechs Stunden hinter-

einander. Tausende von türkischen Leichen bedecken den Boden. Die türkische Armee, von allen Seiten gedrängt, zerstreut sich und ergreift die Flucht. „Sieg!" rufen die Christen. Lemberg öffnet dem siegreichen Heere seine Thore. Die Königin Maria stürzt ihrem Gemahl in die Arme, und benetzt die Hand des Helden mit Freudenthränen. „Gott hat Alles gethan, meine liebe Mariette!" sagte Sobiesky zu ihr. „Ja, Gott und Deine Tapferkeit!" giebt ihm die glückliche Marie, mit Recht stolz auf einen solchen Gemahl, zur Antwort.

Der Sieg von Lemberg hallte durch ganz Europa wider und leuchtet in einem um so lebhaftern Glanze, als die türkischen Geschichtschreiber für nöthig befunden haben, ihn lieber gar nicht zu erwähnen. Durch den Gewinn dieser Schlacht (30. August 1675) rettete Sobiesky sein Reich vor der osmanischen Herrschaft.

Aber trotz des Sieges mußte das zu sehr geschwächte und von Europa ohne alle Unterstützung gelassene Polen den Frieden suchen. Der Großwessir erklärte, er werde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis der Vertrag von Bucsacs in allen seinen Bedingungen erneuert sei. Wie man sich erinnern wird, machte dieser Vertrag Polen der Pforte zinsbar, verpflichtete es, die Kriegskosten zu bezahlen und dem osmanischen Reich Podolien und die Ukraine abzutreten. Sobiesky, der diesen schmachvollen Vertrag schon mit seinem Schwert zerrissen hatte, erklärte Köprili mit großer Entschiedenheit, daß er um diesen Preis den Krieg nicht enden werde, und daß, so lange ihm ein Tropfen Blut in den Adern fließe, Polen weder der Pforte, noch einem andern Staat unterthan werden solle. Der Großwessir machte jetzt vernünftigere Anträge; er verlangte blos die Abtretung Podoliens an die Pforte, und die eines Theils der Ukraine an Doroscenko, der sich zur Zahlung eines Tributs an den Sultan verpflichtete. Auch das war noch ein nachtheiliger Frieden für Polen, aber er war nothwendig, und Sobiesky ergab sich darein, ihn am 27. October 1676 zu unterzeichnen.

Das waren die Ergebnisse dieses Krieges: ein großer Ruhm Sobiesky's, der Polen von dem türkischen Joche rettete, und für die Türkei ein neuer Zuwachs von zwei Provinzen zu ihrem in Europa schon so ausgedehnten Reiche.

Achmed Köprili starb in einem Maierhofe auf dem Wege nach Adrianopel, drei Tage nach der Unterzeichnung des Friedens mit Polen.

Der Großwessir war kaum 41 Jahr alt. Sein vorzeitiger Tod versetzte den ganzen Staat in Trauer, und war ein großer Verlust für das osmanische Reich, das, dieses ausgezeichneten Staatsmannes beraubt, von einem Unglück nach dem andern befallen werden sollte. Ein Imam aus einem benachbarten Dorfe stand neben dem Sterbebette des Wessirs. Er hielt ihm den Koran hin, und ermahnte ihn, von der Erde als Rechtgläubiger zu scheiden. Köprili legte die Hand auf das Buch des Gesetzes, und sprach: „Prophet, ich werde jetzt bald wissen, ob Du die Wahrheit gesprochen hast; aber ob es die Wahrheit ist oder nicht, ich sterbe mit ruhigem Gewissen. Ich habe meinen Mitmenschen alles Gute, was ich konnte, gethan, und das Schlechte stets gemieden. Ich vertraue auf Gott!" „Allah! Allah! Beherrscher der Welten," sagte der Imam; „habe Erbarmen mit Achmed Köprili, einem Deiner besten Kinder!"

Der Leichnam des Wessirs wurde nach Konstantinopel gebracht, und in dem Mausoleum seines Vaters bestattet. Während der fünfzehnjährigen Verwaltung Achmed Köprili's hörten die Staatsämter auf, eine Waare zu sein, und die Gerechtigkeit gelangte wieder zur Herrschaft. Obgleich Achmed die Türkei durch die Erwerbung von Candia und Podolien vergrößert hat, so kann man ihn doch nicht unter die großen osmanischen Feldherren zählen. Seine Niederlagen bei St. Gotthard und Chocim, Niederlagen, welche die Einnahme von Candia die Janitscharen nicht vergessen machen konnte, veranlaßten die Armee zu dem Glauben, daß Achmed Köprili nicht zum Feldherrn geboren sei. Aber er zeigte sich stets überlegen in der Verwaltung und als Diplomat, und man gab ihm den Beinamen des Politikers, wie sein Vater der Grausame geheißen hatte.

Kara Mustapha, der Schlächter von Human, war sein Nachfolger im Großwessirat.

Wir müssen noch ein Wort über Doroscenko, welcher der erste Anlaß zum Kriege mit Polen war, hinzufügen. Zwischen die Türkei, die ihn schon die Schwere ihres Jochs fühlen ließ, und Polen, das seine usurpirte Macht vernichten wollte, gestellt, warf sich der Hetman der Kosaken in die sich ihm öffnenden Arme Rußlands. Feodor III., einer der Czaren, die mit so viel Gewandtheit und Ausdauer die russische Politik verfolgen,

deren einziges Ziel die Verkleinerung der Türkei zum Vortheil des moskowitischen Reichs ist, saß damals auf dem russischen Throne. Die Pforte, welche vor vier Monaten die Empörung Doroscenko's als berechtigt anerkannt hatte, schrie über Ungerechtigkeit und Usurpation, als sie die Abtrünnigkeit des Hetman's und den Schutz, welchen der Czar ihm gewährte, erfuhr. Den Russen, oder den Moscos, wie die Türken sie nannten, wurde der heilige Krieg erklärt, und der Divan ernannte George Chmielnicky, den Sohn eines alten Hetman's der Ukraine, zum Oberhaupt der Kosaken. 30,000 Russen und 20,000 Kosaken oder Kalmücken fielen in diese Provinz ein und erwarteten den Feind in der Festung Cehryn. In drei aufeinanderfolgenden Feldzügen (1677, 1678 und 1679) schlugen die Russen die Türken und machten ihrer Herrschaft jenseits des Dniestr ein Ende. Am 11. Februar 1681 schloß Feodor III. mit der Pforte einen Frieden, dessen Bedingungen er vorschrieb. Nach demselben behielt die Türkei nur einige unbedeutende Besitzungen jenseits des Dniestrs, und das schwarze Meer öffnete sich von nun an der Schifffahrt der Russen.

Das waren die ersten von der russischen Regierung angeknüpften und zu einem glücklichen Ende geführten Unterhandlungen mit der Pforte. Seit jener Zeit sind alle Verträge zwischen diesen beiden Mächten zum Vortheil Rußlands ausgeschlagen, und Gott allein weiß, welche Grenze die Herrschaft der Czaren in der europäischen Türkei finden wird.

In Ungarn, das jetzt fast ganz wieder in Oesterreichs Besitz gelangt war, fand ein neuer Aufstand gegen den Kaiser statt, welcher die Christenheit der größten Gefahr aussetzte. Der Anstifter desselben war der junge Graf Emmerich Tököli, der übrigens in keiner Weise mit dem sein Vaterland den Türken für Geld verkaufenden Zapolya zu vergleichen ist; denn Emmerich Tököli war rechtschaffen, tapfer und mit glänzenden Eigenschaften ausgestattet. Der Kaiser Leopold hatte die Freiheiten der Ungarn fast ganz vernichtet und blutige Hinrichtungen, veranlaßt durch die Fortschritte des Protestantismus im Lande, hatten den Haß gegen Oesterreich neu entflammt. Der ungarische Adel eilte zu den Waffen, um für die Freiheit des Vaterlandes zu streiten. Stephan Tököli, der Vater Emmerich's, die Grafen Zriny, Frangipani, Nadasty und Andere mußten den Aufstand mit ihren Köpfen bezahlen (1671).

Emmerich schwur, sie zu rächen und wiegelte den Theil Ungarns, welcher der Pforte nicht unterworfen war, gegen Oesterreich auf. Um seine Fahne, auf der er sich den Kämpfer für Gott und Vaterland nannte, sammelten sich die katholischen und protestantischen Ungarn, welche den Namen der Malcontenten annahmen. Tököli widerstand drei Jahre der österreichischen Armee und schlug sie zuweilen; aber zuletzt auf's Aeußerste gebracht, stellte er sich unter den Schutz der Türkei.

Am 10. August 1683 ernannte Mohamed IV. ihn zum König von Oberungarn, und erklärte ihn für seinen Vasallen. „Alle, welche auf der Schwelle unserer erhabenen Pforte ihre Stirn im Staube reiben," sagte der Sultan in der Einsetzungsurkunde, „genießen einer vollkommenen Sicherheit und haben von ihren Feinden nichts zu fürchten."

So sehen wir den stolzen Tököli einem Padischah als unterthäniger Sclave die Füße küssen und, um seinen Aufstand zu beschützen, zu den natürlichen Feinden seines Vaterlandes seine Zuflucht nehmen! Tököli war verblendet genug, zu glauben, daß er das Joch der Türken abschütteln könne, nachdem er sich derselben bedient hätte, um seinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu verschaffen. Der Racheburst verzehrte seine feurige Seele. „Ich will die Henker meines Vaters und meiner Freunde in Blut ertränken," sagte er oft. Tököli war Protestant und obgleich er die katholischen Malcontenten mit in seinen Aufstand verwickelt hatte, nährte er doch in seinem Herzen einen tiefen Haß gegen die Papisten und sah in den Osmanen die geeignetsten Bundesgenossen zu ihrer Besiegung.

Ludwig XIV., der in Frankreich die Hugenotten verfolgte, weil sie seiner Politik nachtheilig waren, unterstützte zu derselben Zeit die Hugenotten Ungarns, weil sie ihm nützlich sein konnten. Der Hof von Versailles hatte sogar bei Tököli einen Geschäftsträger beglaubigt, Herrn von Ferriol, Marquis von Argental, später Gesandter in Konstantinopel, wo er verrückt ward. Der König von Frankreich begünstigte als Feind Oesterreichs soviel als möglich den Aufstand Tököli's, und munterte die Türken, seine Verbündeten, zum Kriege auf, wie schon unter Suleiman dem Prächtigen Franz I. die Pforte zum Krieg gegen Karl V. angetrieben hatte.

Der große Umschwung, den die europäische Politik seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts genommen, hatte die Stellung Frankreichs zum

Islam sehr geändert. Frankreich, das zu den Zeiten der Kreuzzüge dem Halbmond so schwere Schläge beigebracht, schien jetzt seine Waffen nur gegen die christlichen Nationen zu wenden, und suchte selbst unter den Mohamedanern Verbündete. Allerdings hatte man bei St. Gotthard und in Candia Franzosen in den Reihen der Deutschen und der Venetianer kämpfen sehen; aber diese Franzosen waren mehr freiwillige Kämpfer für das Kreuz, als von dem König abgeschickte Krieger, ausgenommen in Kreta, wo die Flotte des Herzogs von Beaufort auf Befehl Ludwig's XIV. erschien. Auch zogen die Franzosen auf der Insel des Minos nicht den Deutschen zu Hilfe, sondern den Venetianern.

Weit entfernt, Deutschland in seinen Kämpfen gegen die Türkei zu helfen, suchte Frankreich sie zu seinem Nutzen zu wenden. Um das schon so mächtige Haus Habsburg nicht noch größer werden zu lassen, hatte Franz I. Suleiman zum Kriege gereizt, und nach demselben Gedanken handelte Ludwig XIV. Schon Heinrich IV. hatte ihn gehabt, und nur der Tod vereitelte die Pläne des Königs gegen die Macht Oesterreichs. Der Ausgangspunkt der alten Freundschaft zwischen den Türken und Frankreich ist die Rivalität zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg. Prinz Eugen charakterisirt sie in seinen Memoiren mit folgenden Worten: „Bevor der allerchristlichste König fromm geworden war, unterstützte er die Christen gegen die Ungläubigen; als er sich bekehrt hatte, reizte er die Türken gegen den Kaiser auf und unterstützte die Rebellen in Ungarn. Ohne ihn (Ludwig XIV.) wären die Moslemin und die empörten Ungarn niemals bis vor die Thore Wiens gekommen."

Aber alle diplomatischen Bemühungen des Hofes von Versailles konnten nicht die Siege Deutschlands in dem großen Kriege, den wir kurz erzählen werden, verhindern.

Der zwischen Mohamed IV. und Kaiser Leopold I. nach der Schlacht von St. Gotthard abgeschlossene Friedensvertrag bestand noch in voller Kraft. Der Sultan verletzte ihn, indem er Tököli zur königlichen Würde erhob und ihm als Vasallen der Pforte die Regierung über den Oesterreich gehörenden Theil Ungarns übertrug. Der Wiener Hof machte bei dem Divan Vorstellungen. Man gab ihm zur Antwort, daß Tököli die Türkei um Schutz gebeten, und daß man ihm diesen Schutz gewährt habe;

daß Mohamed IV. es Leopold als eine Verletzung des Vertrags von 1664 anrechnen werde, wenn er Tököli nicht in Ruhe ließe und die in den ungarischen Städten befindlichen deutschen Besatzungen nicht sofort zurückberufe. Gleichzeitig mit dieser anmaßenden Antwort fielen 10,000 Osmanen, mit den Truppen Tököli's vereinigt, in die österreichischen Besitzungen in Ungarn ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert.

Der Großwessir Kara Mustapha, dessen Unfähigkeit ebenso groß, wie seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz war, erklärte, vor vollständigem Divan, Mohamed IV. im Namen des Korans: daß der vornehmste Beruf eines Padischah die Verbreitung der Religion des Propheten sei; daß kein Vertrag und keine Rücksicht ihn von dieser heiligen Pflicht entbinden könnten; daß die Ungarn sich nach dem türkischen Joche sehnten; daß Oesterreich, erschöpft von seinen letzten Kriegen mit Frankreich und mit Schweden, außer Stande sei, den osmanischen Heeren zu widerstehen; daß große zu erobernde Länder der Verbreitung des mohamedanischen Glaubens und dem Ruhme des Islams und des Sultans offen ständen; daß die hohe Pforte nie eine bessere Gelegenheit gehabt habe, die Grenzen des Reichs auszudehnen; daß sie über unermeßliche finanzielle Hilfsmittel und unbesiegbare Truppen verfüge; daß sie bereits vier christlichen Fürsten (von Ungarn, der Walachei, der Moldau und Siebenbürgen) die Krone aufs Haupt gesetzt habe, und daß endlich alle Länder, welche früher das römische Reich gebildet hätten, dem Scepter des Padischah unterworfen werden müßten.

So großartig war der Plan Kara Mustapha's. Aber der Großwessir verhehlte Mohamed IV., daß er ein zweites türkisches Reich gründen wollte, zu dessen Hauptstadt Wien und zu dessen erstem Sultan Kara Mustapha selbst bestimmt waren. Die wahre Bestimmung des ehrgeizigen Wessirs werden wir später erfahren. Mohamed IV. verlieh ihm den Titel eines Seraskiers und Serdars, die ihm die Würde des Oberbefehlshabers gaben, und ihn während des Krieges mit einer unumschränkten Macht bekleideten. Kara Mustapha hob ein Heer von 300,000 Mann aus, wie die gewöhnlichen Quellen berichten; Hammer und einige andere Geschichtschreiber geben jedoch nur 200,000 an. Wie dem immer sei, jedenfalls hatte die Pforte noch nie eine so schöne und zahlreiche Armee

auf die Beine gebracht; noch nie hatte die orientalische Pracht größern Glanz entfaltet. Die Gewänder der Paschas und sogar der gemeinen Soldaten, die Decken, Zäume, Steigbügel und Sättel der Pferde strahlten von Gold und Edelsteinen. Aber diese Schaaren, die unter einem Befehlhaber, welcher das Vertrauen der Truppen nicht besaß, ins Feld zogen, glänzten wohl, waren aber nicht zu fürchten. Die Paschas führten ihren Harem mit sich. Der Sultan, welcher die Armee bis Belgrad begleitete, hatte auch einen Theil des seinigen mitgenommen. Dreihundert mit prächtigen Decken überzogene und mit reich aufgezäumten Pferden bespannte Wagen waren mit Odalisken angefüllt, weshalb die über einen solchen Aufzug unzufriedenen Janitscharen sagten, daß die Frauenarmee fast ebenso zahlreich sei, wie die Männerarmee.

In einem in Belgrad gehaltenen Kriegsrath schlugen die türkischen Generale und Tököli selbst vor, sich erst gegen Wien zu wenden, nachdem man durch Wegnahme der vornehmsten österreichischen Plätze der Armee den Rücken gesichert hätte. Kara Mustapha verschmähte diesen Rath. Er sagte, man dürfe die kostbare Zeit nicht mit der Eroberung von bloßen Hütten vergeuden; Oesterreich sei ein ungeheurer Baum, von dem Wien der Stamm sei, und die Zweige dieses Baumes würden von selbst fallen, sowie man den Stamm gefällt habe. Er ließ den Hatti-Scherif, der ihm unbeschränkte Befugnisse ertheilte, auf einem Tisch ausstellen, und jede Stirn mußte sich vor dem Namen des Sultans beugen.

Die Armee setzte sich im April 1683 gegen Wien in Marsch.

Der Kaiser Leopold I. verließ bei der Annäherung des Feindes die Hauptstadt und begab sich mit seinem Hofe nach Linz. Die Rüstungen der Türkei hatten ihn veranlaßt, seit einigen Monaten sich um ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sobiesky zu bemühen. Dieses Bündniß, hart getadelt auf dem Warschauer Reichstag, der Oesterreich mit Recht vorwarf, daß es Polen während seines Krieges mit der Pforte verlassen habe, wurde vom Papst Innocenz XI. betrieben. Das Oberhaupt der katholischen Kirche stellte Sobiesky die Hoffnung einer Verbindung des damals elfjährigen Sohnes desselben, Jakob, mit einer Erzherzogin in Aussicht und versprach ihm, sein Möglichstes zu thun, um die polnische Krone in seinem Hause erblich zu machen.

Das auf Betrieb des Papstes zwischen Leopold und Sobiesky abgeschlossene Bündniß wurde erst am 31. März 1683 unterzeichnet. Das vom Herzog Karl von Lothringen befehligte österreichische Heer zählte kaum 40,000 Mann. Wien hatte eine Besatzung von 10,000 Mann unter dem Befehl des Grafen Stahremberg. Der Herzog von Lothringen versuchte vergeblich, den Marsch der Türken, als sie über die Raab gehen wollten, aufzuhalten. Die von den Osmanen zurückgedrängten Oesterreicher zogen sich nach der Donau gegen Wien zurück. Am 14. Juli 1683 schlugen die Türken ihre Zelte vor dieser Stadt auf, welche ihr Lager ganz umschloß. Kara Mustapha forderte sie auf, sich zu ergeben. Die Belagerten antworteten durch ein fürchterliches Geschützfeuer, das die Osmanen und die von ihrem Chan Selim Girai geführten Tataren kraftvoll erwiderten. Der Feind eröffnet die Laufgräben, die ziemlich nahe an die Stadt heranrücken und die Bomben zerstören in wenig Tagen zwanzig Klöster und mehrere Kirchen und Häuser. Der Stadttheil Leopoldsberg, die vor den Wällen liegenden Kirchen und Klöster und ein großer Theil der zahlreichen Vorstädte Wiens werden von den Türken in Brand gesteckt. Es war die Fortsetzung der Verwüstungen, deren sie sich auf dem Marsch nach der Hauptstadt Oesterreichs schuldig gemacht hatten; sie plünderten und steckten mehr als hundert Schlösser in Brand und machten 30,000 Gefangene von jedem Alter und jedem Geschlecht.

Alle Glocken Wiens blieben stumm, mit Ausnahme der großen Glocke vom St. Stephan, Angstern genannt. Auf Befehl des Graf Stahremberg giebt sie am 6. Juli das Zeichen zum Kampf. Der Schall der Glocke vermischt sich mit dem lauten Kriegsruf der ganzen Bevölkerung von Wien. Bürger und Studenten bilden eine Miliz und selbst Frauen bewaffnen sich. Die Bürger der Stadt schwören, zu siegen oder zu sterben, und zeigen denselben Muth und dieselbe Begeisterung, wie 1529, als sie die Schaaren Suleiman's des Prächtigen mit Glanz zurückschlugen. Man kannte weder Schlummer noch Ruhe mehr. Die Tage vergingen im Kampfe, die Nächte mit dem Ausbessern der Wälle und dem Begraben der Todten.

Diese schrecklichen Kämpfe dauerten bereits fünfundvierzig Tage. Schon hatten die Türken achtzehnmal gestürmt und die Belagerten vierundzwanzig Ausfälle gemacht. Die Hälfte der schwachen Besatzung

Wiens war todt oder kampfunfähig. Die Vertheidigungsmittel der Stadt waren erschöpft und Sobiesky kam nicht! Der Herzog von Lothringen konnte, ohne seine Truppen einer sichern Niederlage auszusetzen, die Türken nicht angreifen; er lagerte hinter dem Kahlenberge und wartete auf den König von Polen. Der Graf von Stahremberg schickte ihm in seiner Verzweiflung einen Zettel mit folgenden Worten: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, keine Zeit verlieren!"

Es ist nicht zu verkennen, daß Kara Mustapha bei seiner ungeheuren Uebermacht Wien einnehmen mußte, wenn er nicht versäumt hätte, die Höhen des Kahlenberges und Leopoldsbergs zu besetzen, über welche man allein der Stadt zu Hilfe ziehen konnte, und wenn der Großwessir in den Belagerungsarbeiten weniger Sorglosigkeit und Unfähigkeit an den Tag gelegt hätte. Dem Drängen seiner Armee, Wien durch einen allgemeinen Sturm zu nehmen, gab er nie nach. Die Halsstarrigkeit Kara Mustapha's wollte von diesem Sturm nichts wissen. Der Großwessir sagte seinen versammelten Unterbefehlshabern, daß die so sehnlich von den Belagerten erwarteten Verbündeten nicht kommen würden und daß, wenn sie kämen, sie zu ohnmächtig sein würden, den Osmanen zu widerstehen; er fügte hinzu, daß die Hauptstadt von Oesterreich im Begriff stehe, aus Mangel an Vertheidigern und Munition sich zu ergeben. Kara Mustapha verweigerte seinen Truppen nicht etwa die entscheidende Schlacht, um der Stadt die Greuel einer Erstürmung zu ersparen. Der Schlächter von Human scheute sich nicht, Blut zu vergießen; aber er wollte Wien nicht mit Sturm einnehmen, damit es nicht von seinem Heere geplündert werde; er wollte die Schätze, die er in der Stadt aufbewahrt glaubte, für sich und den Sultan behalten. Zu diesem Geiz kam noch die von ihm seit langem genährte Hoffnung, Wien zur Hauptstadt eines zweiten türkischen Reichs zu machen. Eine Stadt plündern, die er schon als seine Beute betrachtete, wäre Thorheit gewesen. „Verwüstet man sein eigenes Gebiet? Nein!" sagte der Großwessir zu einem seiner Vertrauten: „Die Reichthümer Wiens, seine Kirchen, die ich in Moscheen verwandeln werde, die Denkmäler, welche die mohamedanisch gewordene Stadt schmücken, sind mein und ich werde sie bekommen! Noch ein wenig Geduld und Alles wird zum größten Ruhme der Osmanen enden."

Diese Hoffnungen und Gedanken beschäftigten Kara Mustapha vor den Wällen Wiens. Sie waren den wilden Janitscharen nicht ganz unbekannt und diese brachen endlich in heftiges Murren gegen den Großwessir aus. Eines Tages, wo die Unthätigkeit und Apathie des Führers noch größer war, als gewöhnlich, riefen die Janitscharen, als sie christliche Soldaten auf dem Gipfel des Wien beherrschenden Kahlenbergs erblickten: „Kommt doch, Giauern! kommt doch, schon der Anblick Eurer Fahnen wird uns in die Flucht jagen! Wir sind nicht mehr die unüberwindlichen Kämpfer des Islam!“

Die Giauern kamen! Von den Höhen des Kahlenbergs aufsteigende Raketen verkündeten die Annäherung Sobiesky's und seiner 20,000 Polen und die Hoffnung kehrte wieder in die Herzen der Vertheidiger Wiens ein, die den Angriffen des Feindes nicht länger widerstehen konnten. Der König von Polen war auf einer dreifachen Brücke, welche der Herzog von Lothringen in wenigen Tagen bei Tuln, einer sechs Stunden oberhalb Wien gelegenen Stadt, hatte schlagen lassen, über die Donau gegangen. Sobiesky vereinigte sich mit dem Herzog von Lothringen und mit den Truppen der Kurfürsten von Bayern und Sachsen. Der Oberbefehl über die verbündeten Truppen, die sich nach einigen auf 80,000, nach anderen auf 70,000 Mann beliefen, wurde auf der Stelle Sobiesky übertragen.

Die Reiterei des Königs von Polen war gut beritten und ausgerüstet; aber seine Infanterie war in einem ziemlich schlechten Zustande und hatte schlechte Kleider und schlechtes Schuhwerk. Als deutsche Prinzen darüber ihr Erstaunen ausdrückten, antwortete ihnen Sobiesky: „Seht Euch diese Leute wohl an; sie sind unüberwindlich; sie haben geschworen, sich nur in die ihren Feinden abgenommene Beute zu kleiden. Bis jetzt,“ setzte der König mit einem Lächeln hinzu, „haben sich meine Soldaten nur türkisch angezogen.“

„Ich kenne diesen Menschen,“ bemerkte der König von Polen über Kara Mustapha, als er dessen prächtiges Zelt in der Mitte des türkischen Lagers erblickte; „ich kenne diesen Menschen, er ist unwissend und anmaßend; er hat die Brücke von Tuln nicht zerstört, als er es noch konnte; er hat eine sehr schlechte Stelle zu seinem Lager gewählt; wir schlagen ihn ganz gewiß!“

Das Erscheinen Sobiesky's erfüllte die christliche Armee mit Begeisterung. Der tausendfach wiederholte Ruf: „Es lebe König Johann!" begrüßte den polnischen König in allen Reihen; er entflammte den Muth der Soldaten, die voller Begier waren, sich unter einem solchen Führer auszuzeichnen und das Vertrauen erwachte überall wieder. Johann ging von einem Truppencorps zum andern und sprach ihnen allen in der Sprache ihres Vaterlandes, deutsch mit den Deutschen, italienisch mit den Italienern und französisch mit den Franzosen, Muth zu.

Nach Gott war Sobiesky die einzige Hoffnung der Bewohner Wiens und des christlichen Heeres. Die Worte: **Salvatorem expectamus**, die den König von Polen auf seinem Marsch nach der Hauptstadt Oesterreichs von den Triumphbögen begrüßt hatten, waren in Aller Herzen und in Aller Munde und der so sehnlich erwartete Retter war jetzt da, mit dem Schwerte in der Hand und bereit, das von dem Halbmond beleidigte Kreuz zu rächen.

Am 12. September 1683, mit Tagesanbruch, begab sich Sobiesky und die vornehmsten Führer seines Heeres in eine auf dem Leopoldsberg gelegene Kapelle. Ein Kapuziner, Marco d'Aviano, vom Papst Innocenz **XI.** abgesandt, um dem christlichen Heere den päpstlichen Segen zu überbringen, las die Messe und Sobiesky diente am Altare. Der König nahm das Abendmahl und betete mit Andacht. Man hörte ihn die Worte des Psalmisten aussprechen: **„Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam."**

Nach der Messe ließ Sobiesky seinen Sohn Jakob vor dem Altar niederknien und schlug ihn zum Ritter. Dann befahl er ihm, mit dem Schwerte in der Hand zu Pferde zu steigen und an seiner Seite zu bleiben.

Das Christenheer hatte die Höhen des Kahlenberges und des Leopoldsberges, jetzt mit ziemlich dichtem Niederholz bedeckt, besetzt. Von diesen Höhen herab übersahen die Gefährten des Königs von Polen die Stadt und das ganze Türkenlager. Zwischen dem Gipfel des Kahlenberges und den ersten Vorstädten von Wien dehnt sich ein von gut gangbaren Hohlwegen durchschnittener Raum aus; auf diesen Pfaden gelangte man von Wien auf die berühmte Höhe, wo sich jetzt das Camaldulenser Kloster befindet.

Nicht ohne große Schwierigkeiten stellte Sobiesky sein Heer auf diesen bewaldeten Bergen in Schlachtordnung. Er vertraute den rechten Flügel dem Großhetman Jablonowsky an, den linken Flügel dem Herzog von Lothringen; er selbst stellte sich in der Mitte auf, da wo sich jetzt das Camaldulenserkloster erhebt. Jablonowsky war auf Abhängen postirt, von wo er den ganzen westlichen Theil mit einem mörderischen Feuer bestreichen konnte; aber der Punkt, von wo das Geschütz am schrecklichsten wüthete, war der vom Herzog von Lothringen besetzte Leopoldsberg; von dort aus beherrschte es den ganzen östlichen Flügel der Belagerer und verbreitete dort Tod und Verderben; Sobiesky hatte den Mittelpunkt der Stadt vor sich und bestrich den auf der Nordseite Wiens gelegenen Theil des Lagers der Türken, sodaß dasselbe von drei Seiten beschossen wurde. Die Kanonade dauerte von zehn Uhr früh bis ein Uhr Nachmittags und diese drei Stunden genügten, um Tod und Verderben in den feindlichen Reihen zu verbreiten. Als diese fürchterliche Beschießung, welche die Türken nicht erwidern konnten, denn die Stellung des christlichen Heeres überhöhte ihr Lager vollständig, eine Weile gedauert hatte, sah Sobiesky lange Züge Kameele nach Ungarn zu abgehen; der Feind fing an, sich zurückzuziehen. Sobiesky befahl, die Moslemin mit blanken Waffen anzugreifen; die ganze Armee, der König voran, stürzte sich wie ein wilder Strom auf die Truppen Kara Mustapha's und ein schreckliches Gemetzel entstand zwischen den Christen und Türken. Bis fünf Uhr Abends dauerte der Kampf. Alsdann war die Niederlage der Türken vollständig; sie zerstreuten sich und ergriffen die Flucht. Um sieben Uhr Abends, am 12. September 1683, gab es vor den Wällen Wiens nur noch 10,000 Türken- oder Tatarenleichen und siegreiche Christen.

Sobiesky kam diesen Abend noch nicht in die Stadt; er brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, um den Feind, der vielleicht zurückkehren konnte, zu erwarten. Aber die Türken flohen und flohen für immer aus Deutschland, dessen Eroberung sie sich versprochen hatten. Sie ließen im Lager unermeßliche Schätze zurück. Führer und Soldaten des christlichen Heeres theilten sich in dieselben. Ein Brief Sobiesky's an die Königin Marie kann uns einen Begriff von den Reichthümern geben, welche die Türken vor den Mauern Wiens zurückließen. Er schreibt unter andern: „Du wirst mir nicht, mein Herz, sagen, was die tatarischen

Weiber zu ihren Männern sprechen, wenn diese ohne Beute zurückkommen: „„Du bist kein Krieger, weil Du mir nichts gebracht hast, denn nur wer sich vorwärts wagt, kann etwas erhaschen."" Was meine Beute betrifft, so ist es unmöglich, Alles zu beschreiben, aber die vorzüglichsten Stücke sind: Ein Gürtel von Diamanten, zwei diamantenbesetzte Uhren, vier oder fünf sehr reiche Messer, fünf Köcher mit Rubinen, Saphiren und Perlen, Decken, Teppiche und tausend Kleinigkeiten; die schönsten Zobel von der Welt. Die Soldaten haben viele diamantene Gürtel; ich weiß nicht, was die Türken damit machen wollten, denn sie tragen sie gewöhnlich nicht; vielleicht wollten sie damit die Wienerinnen schmücken, die in ihre Hände gefallen wären. Ich habe ein Kästchen von gediegenem Golde, in welchem drei Goldplättchen von der Dicke eines Pergaments, mit cabalistischen Figuren bedeckt. Es ist unmöglich, die Verfeinerung des Luxus zu beschreiben, welcher in den Zelten des Wessirs herrschte: Bäder, Gärtchen, Springbrunnen, Kaninchenhügel und sogar ein Papagei."

Der König von Polen überschickte die dem Feinde abgenommenen Fahnen dem Papste mit den in christlicher Demuth abgeänderten Worten Cäsars: „Ich kam, ich sah und Gott siegte!"

Am Tage nach der Schlacht, am 13. September 1683, hielt Sobiesky zu Pferde, an der Spitze der verbündeten Truppen, seinen Einzug in Wien; ein Pole trug vor dem König eine große Fahne aus Goldstoff, mit zwei Roßschweifen, die, als Zeichen des höchsten Befehls, vor dem Zelte des Großwessirs gestanden hatte. Diese Fahne war aber nicht, wie manche Schriftsteller irrthümlich berichten, der Sandschack-Sherif; die Fahne des Propheten hatten die Türken noch gerettet.

Der Einzug Sobiesky's in Wien war prächtig und rührend. Alle Glocken der Stadt, die seit achtundfunfzig Tagen geschwiegen hatten, läuteten, und die Wiener jauchzten Sobiesky zu, stürzten vor ihm auf die Knie, vergoßen Freudenthränen und begrüßten ihn als ihren Erretter. Vorzüglich die Frauen zeichneten sich durch ihre Begeisterung aus; sie küßten dem König von Polen Hände und Füße und hoben ihre kleinen Kinder in die Höhe, um ihnen den Helden zu zeigen. Sobiesky's Augen wurden thränennaß: „Gott hat Alles gethan, meine Freunde," sagte er zu dem ihn umdrängenden Volke; „wir wollen Gott für den Sieg danken!" Er ging mit der Menge in die Augustinerkirche, warf sich in der Loretto-

kapelle vor dem Altar nieder und stimmte selbst das: „Herr Gott, Dich loben wir", an. Und die Hymne des Gottes der Schlachten, von einem ganzen Volke gesungen, schien die Gewölbe der Basilika zu erschüttern. Der Metropolit stieg dann auf die Kanzel und hielt eine Predigt über die Befreiung Wiens. Er wählte als Text die Worte, welche Pius V. auf Don Juan von Oesterreich, den Sieger von Lepanto, angewendet hatte: „Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes!" Und aller Blicke richteten sich auf einmal auf Johann Sobiesky.

Als alle Gefahr vorüber war, kehrte der Kaiser wieder von Linz nach der Hauptstadt zurück. Wie Alle, welche in entscheidenden Krisen ihre Pflicht nicht gethan haben, zeigte Leopold eine verlegene Haltung, und auf seinen Zügen malte sich mehr Langeweile als Freude. Die Huldigungen, deren Gegenstand Sobiesky bei seinem Einzug in Wien gewesen, schienen ihn zu verdrießen: man hätte glauben können, er sei eifersüchtig auf den Ruhm des Helden. „Bei seiner Rückkehr," sagt ein französischer Geschichtschreiber, „empfing der Kaiser den König von Polen ziemlich kalt, wahrscheinlich, weil er ihm zuviel schuldete."

Leopold frug den Herzog von Lothringen, wie er, der Kaiser, Sobiesky, der nur Wahlkönig war, empfangen solle. „Mit offenen Armen, Sire," lautete die Antwort; „er hat das Reich gerettet!" Die Zusammenkunft der beiden Monarchen fand auf der Stelle, wo die Zelte der Osmanen gestanden hatten, zu Pferde statt. Leopold richtete kalt und verlegen einige Worte des Lobes und des Dankes an den Besieger der Türken. „Es freut mich sehr, mein Bruder," entgegnete Sobiesky, „Euch diesen kleinen Dienst geleistet zu haben!" Und er ritt fort.

Aber die Heldenlaufbahn Sobiesky's war noch nicht beendet. Die Türken, welche er von Wien verjagt hatte, hatten den Boden Oesterreichs noch nicht geräumt. Kräftig unterstützt von dem tapfern Herzog von Lothringen, verfolgte sie der König von Polen und erreichte sie bei Parkany, einer auf dem linken Donauufer, Gran gegenüber, liegenden Stadt. Hier griff er sie an, tödtete ihnen 10,000 Mann, nahm ihnen 1200 Gefangene, darunter sechs Paschas, ab, und die Osmanen flüchteten in Unordnung auf das rechte Ufer des Flusses (9. October 1683). Elf Tage später nahm Sobiesky Gran ein. Diese Stadt, welche seit Suleiman dem Prächtigen einer der vorgeschobenen Posten des Islam in Europa gewe-

en war, wurde eines der Bollwerke der Christenheit gegen die Osmanen. In der Schlacht von Szeesen, am 11. November 1683, schlug Sobiesky die Türken vollständig. Kara Mustapha floh nach Belgrad, und der König von Polen kehrte, reich an unsterblichem Ruhm, in seine Staaten zurück.

Heftiges Gemurre erhob sich von allen Seiten gegen Kara Mustapha, den die öffentliche Stimme beschuldigte, seine Schuldigkeit nicht gethan zu haben. Die Janitscharen verlangten seinen Tod. Zu diesem Geschrei kam noch persönliches Rachegefühl, welches den Großwessir vollends ins Verderben stürzte. Ibrahim Pascha, Statthalter von Ofen, hatte dem Seraskier Vorwürfe über seine Sorglosigkeit im Lager vor Wien gemacht. Nach seiner Ankunft in Raab versuchte der Wessir, die Verluste des Feldzuges auf Ibrahim zu schieben, beschuldigte ihn, zuerst vor den Christen geflohen zu sein und ließ ihn hinrichten. Aber Ibrahim hinterließ eine Witwe, eine Frau von heftigem und leidenschaftlichem Charakter. Sie verlangte von Mohamed IV. Gerechtigkeit, und der Sultan unterzeichnete das Todesurtheil des Großwessirs, der am 25. December 1683 in Belgrad erdrosselt wurde. So starb einer der unfähigsten und prachtliebendsten Minister des türkischen Reichs. Er hatte in seinem Harem mehr als 1500 Odalisken, ebensoviele Sclavinnen zu ihrer Bedienung und 700 schwarze Eunuchen, um sie zu bewachen. Seine Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel wurden nach Tausenden gezählt. In seinen Koffern fand man 450,000 Piaster, die Frucht seiner Erpressungen, ohne die in seinem Zelte vor Wien zurückgelassenen Schätze zu rechnen, die Sobiesky veranlaßten, zu sagen, daß der Großwessir ihn zu seinem Erben eingesetzt habe. Durch ein seltsames Spiel des Zufalls befinden sich der Schädel und das Schweißtuch Kara Mustapha's, der Wien zum Sitz eines zweiten türkischen Reichs machen wollte, gegenwärtig in dem bürgerlichen Zeughaus dieser Stadt. Diese letzten Reste eines stolzen Paschas nahmen die Oesterreicher 1688, nach der Eroberung Belgrads, aus seinem Grabe, und schickten sie an Collonic, den Erzbischof von Wien, welcher sie der Kaiserstadt verehrte.

Die Befreiung Wiens im Jahre 1683 ist eines der wichtigsten Ereignisse der neueren Geschichte. Die Türken waren damals, wenn sie auch nicht mehr dieselbe Energie, wie im funfzehnten Jahrhundert, besaßen,

doch noch furchtbar genug. Sie hatten einen großen Theil Asiens und Afrikas, Thracien, ganz Griechenland, Ungarn, die Bulgarei, Siebenbürgen, die Walachei, die Moldau und Serbien in Besitz; einmal Herren von Wien, stand ihnen ein gefährliches Thor in das Abendland offen, und das schon im achten Jahrhundert erlebte Schauspiel, wo die Araber die christliche Civilisation zu vernichten drohten, hätte sich erneuern können. Zum Glück rettete der tapfere Degen Sobiesky's die Christenheit vor dieser großen Gefahr.

Zwölftes Kapitel.

Bündniß Oesterreichs, Polens und Venedigs gegen die Türken. — Der Herzog von Lothringen. — Siege der Deutschen in Ungarn. — Unfälle der Polen. — Die Venetianer in Dalmatien und in Morea. — Absetzung Mohamed's IV. — Thronbesteigung Suleiman's II.

Die Niederlage der Osmanen vor Wien war der Anfang heftiger Angriffe auf die Türkei. Zwei Gedanken veranlaßten den Krieg, der mit dem berühmten Vertrag von Carlowitz enden sollte. Man frug sich erst, ob die Türken, neuen Muth aus dem Verlangen nach Rache schöpfend, nicht neue Heere gegen Deutschland schicken würden; dann prüfte man, ob die eben erlittenen Verluste das türkische Reich nicht geschwächt hätten, und ob der Augenblick nicht gekommen sei, die Türken ganz aus Europa zu vertreiben. In beiden Fällen war der Krieg nothwendig. Innocenz XI. feuerte die christlichen Mächte an, wie ein Jahrhundert vorher Pius V. durch seine Kreuzpredigten den Sieg von Lepanto vorbereitet hatte. Es war der vierzehnte Kreuzzug, den die Päpste gegen den Mohamedanismus predigten.

Oesterreich, Polen und Venedig, die drei Staaten, denen das Zurückdrängen der Türken am meisten am Herzen liegen mußte, schenkten allein den Aufforderungen des Papstes Gehör. Man beschloß, die Türkei auf mehreren Punkten zugleich anzugreifen: in Ungarn durch Oesterreich; in Podolien und in der Moldau durch Polen; in Dalmatien und im Peloponnes durch Venedig. Der Bailo von Venedig erklärte in Konstantinopel

im Namen der drei Mächte dem Divan den Krieg; dieser nahm die Herausforderung stolz an und machte sich bereit, dem Unwetter die Stirn zu bieten. Wir wollen die Wechselfälle dieses Krieges in flüchtigen Zügen skizziren und mit Oesterreich beginnen.

Der tapfere Herzog von Lothringen, der Waffengefährte Sobiesky's, überschritt die Donau bei Gran und bemächtigte sich nach fünftägiger Belagerung am 16. Juni 1684 Wissegrad's. Elf Tage später schlug er die Türken bei Waitzen und nahm diese Stadt ein. Alsdann zieht er gegen Pesth, welches die Osmanen verlassen und in Brand stecken. Er eilt nach Hamsabeg, wo Suleiman Pascha mit 150.000 Mann lagert. Die Christen bringen dort den Türken eine Niederlage bei und nehmen ihnen zwölf Fahnen ab (24. Juli). An demselben Tage vernichtete Graf Leslie die Truppen des Paschas von Bosnien und nahm die wichtige Stadt Werowitz in Croatien ein, die nun in den Händen der Christen blieb, nachdem die Türken dieselbe hundertunddreißig Jahre besessen hatten. Eine große Anzahl befestigter Schlösser in Bosnien theilte dieses Loos. Ofen belagerte der Herzog von Lothringen vergeblich zwei Monate lang. Er zog sich am 13. September 1684 nach beträchtlichen Verlusten zurück. Die Türken vertheidigten sich in Ofen wie die Löwen. Siawusch Pascha war einer der Befehlshaber in der Festung. „Er und die Seinen“, sagte der türkische Geschichtschreiber, „hingen ihre wohlgeschärften Säbel an dem Gewölbe des Himmels auf, und die Engel, welche den Thron Allah's stützten, riefen Bravo.“

Im Monat Juli 1685 erschienen die Deutschen wieder im Feld. Sie theilten sich in drei Armeecorps. Das erste, unter dem Herzog von Lothringen, zählt 50,000 Mann und dringt in Mittelungarn ein. Das zweite, 30,000 Mann stark, unter dem Grafen Leslie, deckt die Grenzen von Croatien und Steyermark; das dritte, 25,000 Mann stark, unter dem Feldmarschall Schultz, dringt gegen Oberungarn vor. „Es ist kein Glück mehr gegen die Giauern zu hoffen!“ sagte Hassan Bey, der Statthalter von Neuhäusel, als er diese großen Zurüstungen erfuhr und große Thränen rollten über seine Wangen. Das war ein alter türkischer General, dessen Namen Schrecken unter den Christen verbreitete.

Hassan Bey starb mit den prophetischen Worten auf den Lippen: „Nein, es ist nichts mehr gegen die Giauern zu hoffen! Allah! Allah!

habe Erbarmen mit den Moslemin." Der alte Hassan hatte sein Land richtig beurtheilt. Die Zeit der Triumphe war für das osmanische Reich vorüber.

Der Herzog von Lothringen nahm nach zweiundreißig Tagen mörderischer Kämpfe am 19. August 1685 Neuhäusel mit Sturm ein. Aber das größte Ereigniß dieses Feldzuges war die Belagerung und der Fall Ofens, der alten Hauptstadt des Königreichs Ungarns. Diese Stadt war der Schlüssel des Islam in Europa, der Heerd des heiligen Krieges. Die Sultane hatten Ofen mit Bädern, Moscheen, Medressen, Imarets (öffentliche Küchen) und Karavanserais geschmückt und es mit besonderer Sorgfalt befestigt. Der Herzog von Lothringen, der 1684 Ofen vergeblich belagert hatte, erschien am 18. Juli 1686 von Neuem mit 90,000 Mann vor dieser Stadt. In dieser Armee, die aus Oesterreichern, Deutschen, Ungarn und Croaten bestand, erschienen in erster Reihe Granden von Spanien, französische Edelleute, englische Lords, italienische Nobilis, die auf den Ruf des Papstes ihre Tapferkeit gegen die Ungläubigen erproben wollten.

Die Stadt war nur von 16,000 Janitscharen und Spahis vertheidigt; aber ihre Tapferkeit verdreifachte ihre Zahl; nie hatten die Türken mehr Heldenmuth und religiösen Fanatismus gezeigt. Zu verschiedenen Malen aufgefordert, Ofen zu übergeben und der Stadt die Greuel einer Erstürmung zu ersparen, gaben sie stets zur Antwort, daß der Prophet in ihren Reihen kämpfe, daß sie ihn in Visionen auf den Wällen gesehen, und daß sie die Christen überwinden, oder in der Vertheidigung ihres Glaubens sterben würden.

Der blutige Kampf hielt Oesterreich und die Türkei in Athem. Christen und Moslemin flehten um den Sieg ihrer Waffen zum Himmel. Von dem Sultan befragt, ob Ofen capituliren dürfe, gab der Großmufti zur Antwort, daß die Vertheidigung dieser Stadt eine Glaubenspflicht sei, die mehr gelte, als das Leben. In dem an den Befehlshaber der Festung, Abdi Pascha, gerichteten Fetwa schrieb Mohamed IV. „Eure Krieger müssen also als Männer von Muth sterben, oder durch das Schwert des Henkers untergehen!"

Sie ließen sich Alle auf der Bresche oder bei Ausfällen tödten, und verkauften ihr Leben theuer, denn die Christen erlitten große Verluste. Erst

am 2. September 1686, als die Stadt keine Vertheidiger mehr hatte, wurde sie eingenommen. Die Christen plünderten die ganze Nacht und am Morgen waren die von Blut rauchenden Straßen mit Leichen und brennenden Trümmern angefüllt. Der Graf Marsigli, der unversöhnliche Feind der Türken und lange Zeit ihr Gefangener, bei dem die Bücherleidenschaft die Kampflust nicht ausschloß, war mit unter den Belagerern von Ofen; sein erster Gedanke nach der Einnahme der Stadt war, die Bibliothek Matthias Corvin's aufzusuchen. Der berühmte Bücherfreund fand zahlreiche und kostbare Manuscripte in feuchten Kellern und rettete sie vor dem Verfaulen. Diese Schätze des menschlichen Geistes befinden sich gegenwärtig in der Bibliothek des Instituts von Bologna, wo sie weder so gekannt, noch so gewürdigt werden, als sie verdienen.

Die türkische Bevölkerung Ofens verließ die Stadt; die Moscheen wurden in Kirchen umgewandelt und das Geläute der Glocken ersetzte den eintönigen Gesang der Muezzim.

Der Verlust von Ofen feuerte den Muth der Osmanen nur noch mehr an. Neue Aushebungen wurden angeordnet, und die Türken eilten unter das Banner des Islam. Eine außerordentliche Kriegssteuer trug unermeßliche Summen ein. Stambul gab 650,000 Piaster, Brusa 100,000, Bagdad und Bassora 140,000; die Hälfte der zum Unterhalt der Sultanen bestimmten Einkünfte und der größte Theil des Privatschatzes Mohamed's IV. wurden dem Kriege gegen die Giauern gewidmet.

Der Wessir Suleiman Pascha ging mit 60,000 Mann über die Drave und schlug sein Lager auf der Ebene von Mohacz auf, wo Suleiman der Prächtige vor hundertundsechszig Jahren das Heer Ludwig's II. geschlagen, und der Unabhängigkeit des alten Ungarns ein Ende gemacht hatte.

Der unermüdliche Herzog von Lothringen bot den Türken bei Mohacz die Schlacht an. Von beiden Seiten schlug man sich mit der größten Erbitterung; drei Stunden lang blieb der Sieg unentschieden. Aber die Deutschen erzwingen ihn durch Wunder der Tapferkeit, die sie verrichten. 20,000 Türken werden niedergehauen; die Christen verloren nur 1000 Mann. Die Moslemin flohen in Verwirrung und ließen in ihrem Lager fast ihr ganzes Kriegsmaterial und große Schätze in kostbaren Waffen, Geld und werthvollen Stoffen zurück (12. August 1687).

Als Mohamed IV. dieses neue Unglück vernahm, vergoß er Thränen und aß drei Tage lang nicht. „Nicht Thränen soll ein Padischah in solchen Fällen vergießen", sagte damals ein alter Janitschar öffentlich, „sondern sein Blut, indem er in eigener Person die Feinde des Propheten bekämpft! Der Padischah ist in seinem Harem, oder geht auf die Jagd, während seine Soldaten für den alten Glauben kämpfen und sterben!" Dieser ungestraft gebliebene Tadel verkündete den nahen Sturz des Padischah's.

In dem verhängnißvollen Jahre 1687 trafen das türkische Reich auf einmal Unglücksfälle jeder Art. Ein heißer Sommer vernichtete die acht Monate des Regens beraubten Ernten. Die Hungersnoth richtete die ärgsten Verwüstungen an. Der Preis der Lebensmittel stieg so hoch, daß man das kleine Maß Korn für zwei Ducaten verkaufte. Wenige Tage nach der Schlacht von Mohacz verzehrte eine der Feuersbrünste, die in Folge der aus Holz gebauten Häuser in der Hauptstadt des türkischen Reiches so häufig sind, zwei Quartiere von Stambul; den Schaden schlug man auf mehrere Millionen Piaster an.

Die Polen, unter den Befehlen Sobieskys und seines Sohnes Jakob, erfochten nicht dieselben Erfolge wie die Deutschen. Ihre Armee, die kaum 30,000 Mann zählte, stieß jenseits des Dniestr auf 25,000 Türken, 50,000 Tataren aus der Krim und 5000 Moldauer unter dem Fürsten Konstantin Cantemir. Er schien als Christ sich auf die Seite des Königs von Polen zu neigen, aber entweder aus Misverständniß, oder weil die Moldauer Cantemir nicht traueten, machten sie gemeinschaftliche Sache mit den Türken und Tataren gegen die Polen. In Zeit einer Stunde verlor Sobiesky in der Schlacht bei Bojan 6000 Mann (1685). Während die Deutschen Ofen einnahmen, drang der König von Polen doch noch bis Jassy, der Hauptstadt der Moldau, vor; aber Jakob belagerte Kaminiec vergeblich. Ungezählte Scharen von Türken und Tataren neckten die Polen von allen Seiten. Sie steckten die Gegenden in Brand, durch welche die christliche Armee ziehen mußte, schnitten ihr die Zufuhr von Lebensmitteln ab, vergifteten die Brunnen und die Bäche. Eine Menge Polen starben vor Hunger oder an Gift. Dieser Feldzug war unglücklich. Der König befahl den Rückzug.

Die Venetianer dagegen, unter dem Generalcapitain Franzesco Morosini, dem berühmten Vertheidiger Candias, erfochten Sieg auf Sieg. Sie vertrieben die Türken aus Dalmatien und erschienen alsdann mit ihren Galeeren, verstärkt durch toscanische und maltesische Schiffe, im Jonischen Meere. Die Venetianer bemächtigten sich der Insel Santa Maura zwischen Cephalonien und Korfu (im August 1684). Die Insel Prevesa, am Eingange des Golfs von Arta, fällt ebenfalls in ihre Gewalt. Bald sind die Türken von den Jonischen Inseln vertrieben, wo die Venetianer als Herren regieren. Morosini will die Osmanen im Herzen des Peloponnes bekämpfen. Alles weicht vor seinem Genie und vor seiner Tapferkeit. Ueberall werden die Türken besiegt. Das Banner des heiligen Marcus weht über den Minarets von Korinth, Argos, Patras, Koron, Modon, Navarin, Napoli di Romania und Malvasia; Morea fiel wieder den Christen anheim. Noch nie hatte die Republik Venedig in ihren zweihundertjährigen Kämpfen gegen die Türken so großen Ruhm errungen. Der Senat stellte das Brustbild des Besiegers der Osmanen, mit der schönen Inschrift: „Morosini, dem Peloponesischen, dem noch Lebenden, der Senat", auf.

Der Held wollte die Moslemin aus Attika vertreiben, wie er sie schon aus Morea vertrieben hatte; er zerstörte ihre Flotte im Piräus, dem von Themistokles geschaffenen Hafen, der später von den seinen Eingang bewachenden marmornen Löwen den Namen Löwenhafen erhielt. Diese Löwen schmücken jetzt in Venedig die Thore des Arsenals. Nach diesem Siege stand Morosini der Weg nach Athen offen; er eilte mit seinem Landsmanne Delvino und dem schwedischen General Königsmark dorthin. Die alte Stadt Minerva's, die Heimath der Musen, der Helden und der Weisen, ward von den Venetianern belagert und eingeäschert (22. September 1687). Eine venetianische Bombe fiel dabei auf das Parthenon, das die Türken zu einem Pulvermagazin benutzt hatten und zerstörte es zum Theil. Mit Unrecht hat man die Venetianer wegen dieses Vorfalles, den sie kaum vermeiden konnten, der Barbarei beschuldigt.

So waren fast ganz Ungarn, die Inseln des Meerbusens von Lepanto und von Arta, Morea und Attika binnen drei Jahren den Türken entrissen, ohne die mindestens 120,000 Mann und mehrere Millionen Piaster zu rechnen, welche der Krieg der Pforte gekostet hatte. Diese

großen Verluste, welche in der ganzen Türkei Bestürzung verbreiteten, reizten zugleich das Volk und die Armee zu Klagen und Murren gegen die Generäle und den Sultan. In einem Land, wo der Despotismus herrscht, hat der Inhaber der höchsten Gewalt eine zweischneidige Waffe in der Hand: sie rettet ihn, oder stürzt ihn ins Verderben, je nachdem er sie gebraucht. Ein Padischah macht sich sein Schicksal selbst. Ruhm oder Niederlage, Wohlstand oder Elend werden dem Sultan zugeschrieben, der in den Augen der Osmanen Alles kann. Der Sultan, der zu seinen Füßen nur Sclaven sieht, ist selbst nur eine Sclave des Volks und hauptsächlich der Armee, wenn sich Unzufriedene gegen seine Autorität, die er nicht mit fester Hand zu bewahren gewußt hat, auflehnen.

Bei einem seinem Wesen nach erobernden Volke, wie das türkische ist, muß der Padischah durchaus in Person an der Spitze seiner Heere stehen. Die Worte des alten Janitscharen nach der Schlacht von Mohacs: „Nicht Thränen soll ein Padischah vergießen, sondern sein Blut für die Sache des Islam", sprachen aus, was das ganze Reich von Mohamed IV. dachte. In den ersten Jahren der Regierungszeit dieses Sultans hatten zwei große Männer, Mohamed Köprili und sein Sohn, die Schwäche des Regenten vergessen machen, indem sie Schlachten und Provinzen gewannen und das Reich regierten, ohne aufzuhören, treue Unterthanen zu sein; aber nach dem Tode dieser beiden Wessire auf sich selbst angewiesen, zeigte sich der Sohn Ibrahim's in seiner wahren Gestalt: nicht als der Schatten Gottes auf Erden, sondern als der Schatten eines Sultans. Unglück auf Unglück traf das Reich, und die Verantwortlichkeit für diese Unfälle fiel auf den Sultan. Die erbitterten Janitscharen verlangten die Köpfe von einigen der besiegten Generäle und diese Köpfe fielen. Sie verlangten die Absetzung des Sultans, und der Sultan ward abgesetzt.

Mustapha Köprili, Kaimakan von Konstantinopel, der Bruder des ehemaligen Wessirs Achmed, erlangte von den Ulemas einen Fetwa, um der Absetzung des Padischah eine rechtliche Form zu geben. Im November 1687 vertauschte Mohamed IV. den Thron gegen ein Gefängniß im Serail, wo er fünf Jahr später in Vergessenheit starb. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine, Mustapha, vierundzwanzig Jahre, der andere Achmed, vierzehn Jahre alt war. Nach der im Kanuname festgesetzten Erbfolge nach dem Erstgeburtsrecht hätte Mustapha II. den Thron

11*

besteigen sollen. Die Entscheidung der Ulemas aber stieß dieses Recht um und machte Suleiman, den Bruder Mohamed's IV., zum Sultan. Sie hielten Suleiman II. für fähiger, als Mustapha, die Zügel des Reichs zu halten. Es war jedoch immer schwer, die Eigenschaften von Prinzen zu kennen, deren Tage in der vollständigsten Abgeschiedenheit vergingen. Mustapha Köprili und die Gesetzgelehrten erschienen an dem Gitter des Schimschirlik (Gemach des Säbels), wo die Prinzen eingeschlossen waren, ließen Suleiman herauskommen, und erklärten ihn zum Padischah der Osmanen, kraft des Koranspruches: „Wir haben Dich gesetzt zum Kalifen auf Erden." Die Moslemin lesen Alles, was sie wollen, in dem Buche des Propheten; daher ist auch nichts gefährlicher, als eine Erläuterung des Korans durch einen Ulema; jede Revolution läßt sich durch einen Vers des heiligen Buches rechtfertigen, und, so mächtig auch immer ein Padischah ist, droht ihm doch beständig die Anwendung einer Auslegung des Wortes Mohamed's; das Schwert der Commentarien der Ulemas blieb stets über dem Haupte des Beherrschers schweben.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Siege der Kaiserlichen in Ungarn. — Einnahme von Belgrad. — Mustapha Köprili Großwessir. — Sein Charakter und seine Tugenden. — Seine Milde gegen die Christen. — Tököli's Aufstand. — Tod Suleiman's und Thronbesteigung Achmed's II. — Schlacht von Salankamen und Heldentod Köprili's. — Friedensverhandlungen. — Tod Achmed's II. — Thronbesteigung Mustapha's II. — Seine Kriegslist. — Erfolge der Türken. — Prinz Eugen am Versailler Hofe. — Sein Sieg bei Zenta. — Vertrag von Karlowitz. — Tod Tököli's (1687—1699).

Die Regierungsveränderung brachte keine Umwandlung in den Angelegenheiten des türkischen Reichs hervor. Die Deutschen, diesmal unter Anführung des Markgrafen Ludwig von Baden, setzten ihre Eroberungen in Ungarn und in Bosnien fort. Sie nahmen den Türken mehrere feste Plätze ab, wie Lippa, Illock, Peterwardein, Erlau. Im September 1688 fiel auch die große und schöne Stadt Belgrad, von den Türken

Dorol Dschiad (Haus des heiligen Krieges) genannt, in die Gewalt der Christen. Unterdessen befleckten Konstantinopel bürgerliche Unruhen mit Blut. Mit den Waffen in der Hand forderten die Janitscharen, ohne auf die Erschöpfung des Schatzes in Folge des letzten Krieges Rücksicht zu nehmen, das Thronbesteigungsgeschenk, das sie stets empfingen, wenn ein neuer Padischah den kaiserlichen Säbel umschnallte. Nur Selbstgewählte erkannten sie als ihre Anführer an. Sie plünderten die reichen Bazars von Stambul, die Paläste der Minister des Divan, profanirten den Harem des Großwessirs Siawusch Pascha und ermordeten diesen Würdenträger an der Thür seines Frauengemachs, dessen Eingang er heldenmüthig vertheidigte. In dem damaligen Zustande Konstantinopels hätte die Deutschen nichts auf ihrem Marsche nach dem goldenen Horn aufhalten können. Die Osmanen waren so wenig im Stande, ihre Hauptstadt, wie die Städte, welche sie jetzt in Europa verloren, zu vertheidigen. Aber die Führer der siegreichen Armee dachten vielleicht, die Schwierigkeit bestehe weniger in der Einnahme Konstantinopels, als im Behaupten desselben. Die Wegnahme Konstantinopels war eine kühne That, vor der der kräftige Geist des Herzogs von Lothringen, der als Wahlspruch **Aut nunc, aut nunquam** (entweder jetzt oder nie) auf seiner Fahne führte, wohl nicht zurückgeschreckt wäre. Aber der Herzog von Lothringen focht am Rhein gegen die Franzosen, als sich die Deutschen Belgrads bemächtigten.

Es war dem Hause Köprili vorbehalten, die festeste Stütze des in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so schwerbedrohten türkischen Reichs zu werden. Mustapha Köprili, derselbe, der zur Absetzung Mohamed's **IV.** beigetragen, weil er diese Maßregel für das Wohl der Türkei für nothwendig hielt, ward von Suleiman **II.**, einem ebenso unfähigen Fürsten als sein Vorgänger, zum Großwessir ernannt. Das Geschlecht Osman's, aus dem so große und tüchtige Fürsten hervorgegangen waren, brachte seit Murad **IV.** nur noch schwache und entartete Sultane hervor. Aber das Haus der Köprilis erhob sich stark neben dem Throne, auf dessen Erhaltung und Vertheidigung es einzig bedacht war. Die edlen Eigenschaften Mustapha Köprili's verschafften ihm bei Lebzeiten den Beinamen Fasil (der Tugendhafte) und diesen Namen hat ihm die Geschichte gelassen. Ein ebenso redlicher Mann, als tiefer Politiker, glaubte er, daß in diesem Augenblick, wo ein allgemeiner Krieg zwischen der Tür-

kei und einem großen Theile Europas auszubrechen drohte, die schreckliche Tyrannei, unter welcher die Rajahs, oder christlichen Unterthanen der Pforte, seufzten, nothwendiger Weise den Sturz des Reichs beschleunigen müßte; er nahm sich der Sache dieser Unterdrückten an; er befahl allen Statthaltern von Provinzen, die Christen zu schonen und von ihnen nur die seit der Eroberung von Byzanz 1453 eingeführte Kopfsteuer zu fordern. Köprili nannte eine merkwürdige Verordnung, welche er zu Gunsten der Rajahs erließ, Nisami Dschedid oder neue Ordnung. Als er eines Tages durch eine kleine von Christen und Moslemin bewohnte Stadt Thraziens kam, erfuhr er, daß die Christen weder einen Priester noch eine Kirche hatten, und erlaubte ihnen, sich eine zu bauen; in Konstantinopel angekommen, befahl er dem Patriarchen, diesen Christen einen Popen zu schicken. Einige Zeit darauf kam Köprili wieder durch diese Stadt und die dankbaren Griechen überhäuften ihn mit Geschenken und Segnungen. Einigen Officieren aus der Umgebung des Großwessirs schienen diese Freudebezeigungen der Giauern zu misfallen. „Seht doch, welche Folgen die Gerechtigkeit und die Duldsamkeit hat", sagte er zu ihnen; „ich habe diesen Ungläubigen eine Kirche und einen Priester gegeben, und sie dadurch gezwungen, unsere Herrschaft, die sie früher verabscheuten, zu segnen. Uebrigens müssen die Menschen eine Religion haben, sonst sind sie schlimmer, als die wilden Thiere. Ich will lieber, daß das Reich von Griechen bewohnt wird, welche das Land bebauen und Steuern zahlen, als von Räubern."

Waaren jeder Art mußten nicht nur in allen Städten des Reichs Zölle bezahlen, sondern die Verkäufer derselben waren auch noch einer bedeutenden Abgabe in den Bazars, wo sie ausgestellt waren, unterworfen; diese Abgaben steigerten die Preise der Waaren zu einer übermäßigen Höhe, und das Volk litt darunter sehr. Köprili schaffte sie ab, behielt nur die Eingangszölle bei, und gab durch diese Maßregel dem Handel einen neuen Aufschwung. Aber die Verwirrung, in der sich die Finanzen bei dem Amtsantritt des Ministers befanden, veranlaßte diesen, die Gehalte der hohen Beamten herabzusetzen, und, um selbst ein Beispiel der Uneigennützigkeit zu geben, entsagte er drei Viertheilen seines Wessirgehaltes. Vor seinem Amtsantritt besaß Köprili Gold und Silbergeschirr von hohem Werthe; er schickte es zum Besten des Staatsschatzes zum

Einschmelzen in die Münze, und bediente sich später nur noch verzinnten Kupfergeschirrs. Das überflüssige Silberzeug des Serails und ein großer Theil der Geschenke der Gesandten an die Pforte wurde ebenfalls dem Unterhalt des Staats gewidmet. Die von den Paschas während der Regierung Mohamed's IV. geraubten Schätze kehrten wieder in den Staatsschatz zurück. In kurzer Zeit hatte Mustapha die Finanzen wieder hergestellt, den Effectivstand des Heeres und der Flotte erhöht und die Verwaltung der Provinzen von Grund aus reorganisirt.

Er empfing mit einer bis dahin unerhörten Auszeichnung den Marquis Chateauneuf, Gesandten Ludwig's XIV. Seitdem die Pforte Botschafter der christlichen Mächte empfing, war es Sitte, sie in der ihnen vom Wessir gewährten Audienz nur auf einem kleinen Tambouret ohne Lehne, unter der mit Gold besetzten sammtüberzogenen Estrade, auf welcher der Wessir halb lag, Platz nehmen zu lassen; diese Estrade nannte man das Sofa. Ehe sich Herr von Chateauneuf dem Großwessir vorstellte, ließ er ihm durch seinen Secretair sagen, daß der für ihn bestimmte Sitz ebenso hoch sein müßte, wie der des ersten osmanischen Ministers, und daß er niemals einen Sitz auf dem Tambouret einnehmen werde. Köprili gab zur Antwort, daß der Gesandte des großen Padischah von Frankreich vom Minister des großen Padischah von Stambul ehrenvoll werde behandelt werden, und der Wessir hielt Wort: neben seiner Estrade wurde eine ebenso hohe und prachtvoll ausgeschmückte für den Herrn von Chateauneuf aufgestellt.

Zwischen dem französischen Botschafter und dem Großwessir kamen ernste Fragen zur Verhandlung. Trotz der 1673 zwischen dem Divan und Herrn von Nointel vereinbarten Capitulationen hatten die Griechen neuerdings den Lateinern einen großen Theil der heiligen Orte in Jerusalem weggenommen. Der Gesandte verlangte ihre Rückgabe an die Katholiken und der Großwessir sagte sie ausdrücklich zu; aber das waren nur eitle Versprechungen, denn in dieser Frage der heiligen Orte hat der Divan, wie wir schon früher hervorgehoben haben, immer mit der einen Hand zurückgenommen, was er mit der andern gegeben hatte.

Mit den Plänen Ludwig's XIV. gegen das Haus Oesterreich vertraut, reizte Herr von Chateauneuf die Pforte von Neuem zum Kriege gegen Leopold, und darin entsprachen die Gedanken Mustapha Köprili's

vollständig denen des Gesandten von Frankreich. Die Gewißheit der moralischen Unterstützung Ludwig's XIV. in dem Kampfe, welchen die Türkei gegen Deutschland zu bestehen hatte, verdoppelte sein Vertrauen und gab ihm Siegeshoffnungen. In einer andern Angelegenheit, welche Herr von Chateauneuf mit dem Divan verhandeln sollte, war er nicht so glücklich. Der Botschafter forderte den Großwessir auf, den Prinzen von Oranien nicht als König von England anzuerkennen, da die Sache des vertriebenen Jakob's II. die aller Fürsten sei. Ein kaum merkliches Lächeln umspielte die Lippen Köprili's, als er die letzten Worte vernahm. Er hatte ja selbst erst vor Kurzem mit den Ulemas die Absetzung seines Padischah Mohamed IV. ausgesprochen. Er war jedoch freimüthig genug, Herrn von Chateauneuf zur Antwort zu geben, daß die Osmanen zu oft ihre Sultane abgesetzt hätten, um andern Nationen das Recht zu bestreiten, ihren Herrn zu wechseln und daß die Pforte den Prinzen von Oranien anerkennen werde.

Unterdessen hatte der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei seinen Fortgang. Graf Emmerich Tököli, der nur dem Namen nach König von Ungarn war, obgleich ihm Suleiman II. diesen Titel bestätigte, hatte von der Pforte den Oberbefehl über die Truppen in Siebenbürgen empfangen und that mit großer Tapferkeit seine Pflicht. Unfälle, die er in der letzten Zeit erlitten, hatten ihn nur noch mehr gegen die österreichische Regierung erbittert. Er hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin, Helene Zriny, eine Tochter des mit Stephan Tököli, dem Vater Emmerich's, auf dem Schaffot gefallenen Grafen Zriny. Vor dem Traualtar hatten die beiden Waisen den Henkern ihrer Väter ewigen Haß gelobt, und Helene ließ ihren Gatten auf einen Dolch schwören, seinen und ihren Vater zu rächen. Helene stammte von jenem berühmten Zriny, der zu Zeiten Suleiman's des Prächtigen vor Szigeth so ruhmwürdig fiel. Die Tökölis und Zrinys gehörten energischen Geschlechtern an; die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe waren bei ihnen erblich. Helene hatte in Manneskleidern neben Tököli gekämpft. Sie besaß ein sehr großes Vermögen, und die österreichische Regierung hatte es mit Beschlag belegt. Mit treuen Kriegern in den Städten Agria und Munkacs eingeschlossen, hatte sie zwei lange Belagerungen von den Oesterreichern ausgehalten, ward endlich besiegt und gerieth in Gefangenschaft. Selbst noch aus

ihrem Kerker, wo sie, wie sie sich selbst ausdrückte, eine Witwenschaft von fünf Jahren zu erdulden hatte, ermahnte die Gräfin Tököli ihren Gemahl, den Kampf fortzusetzen, und bat ihn, ihn nicht zu beendigen, selbst wenn ihre Befreiung als Preis des Friedens geboten würde.

Emmerich war daher immer ein Gegenstand der Besorgniß für Oesterreich, das ihn noch mehr zu fürchten schien, als die Türkei. In der That hatte Emmerich von seinem Einfluß in Ungarn nichts verloren; er konnte es noch mit einem Worte in Aufstand versetzen und eine große Anzahl Malcontenten waren ihm nach Siebenbürgen gefolgt. In den ersten Verhandlungen, welche zwischen den österreichischen Ministern und dem Gesandten der Pforte 1689 zu Wien wegen des Friedens stattfanden, verlangte Kaiser Leopold als erste Bedingung des Vertrags die Auslieferung der ungarischen Rebellen. „Tököli," sagte darauf Sulfikar Effendi, einer der Bevollmächtigten des Divans, „Tököli ist nur ein Hund des Sultans; an seinem Leben oder an seinem Tode ist dem Padischah wenig gelegen; aber wir sind nicht nach Wien gekommen, um den Fürsten von Siebenbürgen umzubringen."

Auf der andern Seite bemerkte man dagegen, daß, wenn die Türken selbst Tököli für einen Hund erklärten, sie sich der Auslieferung desselben nicht zu widersetzen brauchten. „Gewiß," gab der Bevollmächtigte von Konstantinopel zur Antwort, „Tököli ist in der That ein Hund, der auf des Sultans Befehl liegt oder aufsteht, bellt oder verstummt, aber er ist des Padischah der Osmanen Hund, welcher auf desselben Geheiß sich in einen grimmigen Löwen verwandeln kann." Das war eine Wahrheit, und während dieses langen Krieges war die größte Niederlage der Oesterreicher der Verlust der Schlacht von Zernescht, wo Tököli im August 1690 die deutschen Truppen besiegte. Er nahm den Befehlshaber des Heeres, General Häusler, nebst dem Marchese von Doria und achtzehn anderen höheren Offizieren gefangen, und zweiundzwanzig Fahnen waren Trophäen des glänzenden Sieges. Emmerich wechselte Häusler und Doria gegen seine Gemahlin aus, welche die Oesterreicher seit langer Zeit in Munkacs festhielten.

Diese Erfolge des Verbündeten der Pforte beschleunigten den Auszug Köprili's in den Krieg. Der Großwessir marschirte mit 100,000 Mann gegen die Oesterreicher, bemächtigte sich Nissas, Widdins, Semendrias

und Belgrads, warf die Feinde über die Donau, die Save und die Morava zurück, und kehrte unter dem Zujauchzen des Volks und des ganzen Heeres siegreich nach Adrianopel zurück (1690).

Am 10. Mai 1691 empfing Mustapha Köprili abermals die Fahne Mohamed's aus der Hand des Sultans und zog wieder in's Feld. Am 23. Juni starb Suleiman II. und sein Bruder Achmed II. folgte ihm. Der neue Padischah, noch unfähiger als sein Vorgänger, war wenigstens verständig genug, Mustapha Köprili im Besitz der Macht zu lassen. Der Großwessir stieß bei Salankamen, unweit Peterwardein, auf die Deutschen, und begann mit dem tausendfach wiederholten Rufe: „Allah! Allah!" die Schlacht. Kemankesch stürzt sich mit 6000 Kurden zu Pferde auf die christlichen Reihen mit dem Rufe: „Muth! schon warten Eurer im Himmel die Huris!" aber auf die erste Gewehrsalve stäuben sie auseinander. Wuthschäumend ruft ihnen Köprili zu: „Feiglinge, Ihr versteht weder zu fechten noch zu sterben! Wir müssen mit dem Säbel in der Hand angreifen," setzt er zu seinen Truppen gewendet hinzu. Er legt seine weiten Gewänder ab, zieht eine schwarze Jacke an, ruft den Namen Allah's an, wirft sich mit dem Säbel in der Hand auf den Feind und fällt, von vielen Kugeln durchbohrt. Sein Tod verbreitet Bestürzung im türkischen Heere, welches sich auflöst und flieht. Das ganze osmanische Lager fällt den Siegern in die Hände (19. August 1691). Ludwig von Baden führte den Oberbefehl über die deutschen Truppen, denen die Türken an Zahl überlegen waren, und noch nie hatte der Markgraf einen glänzendern Sieg erfochten. Vergebens suchte man die Leiche Köprili's unter den Todten. „Nakir und Mukir" (die Todesengel), sagt ein türkischer Geschichtschreiber „hatten ihn von dannen getragen." Mit dem Rufe des Heiligen vereinte der Großwessir durch seinen Heldentod den Ruhm eines Märtyrers des mohamedanischen Glaubens. Das schönste Lob, welches ihm die osmanischen Geschichtschreiber ertheilen, ist, daß er nie ein Verbrechen begangen, nie ein unnützes Wort gesprochen habe. Noch wird von allen unterrichteten Osmanen sein Gedächtniß gesegnet, und gewiß sind Männer wie Mustapha Köprili ein Ruhm für jede Nation.

In Folge dieser Niederlage wurden die Friedensverhandlungen zwischen der Türkei und Oesterreich, unter der Vermittelung Englands und Hollands, wieder aufgenommen. Aber trotz der Fortschritte der österreichi-



schen Heere hoffte die Pforte immer noch, durch die Waffen wieder zu gewinnen, was sie verloren hatte, und betrieb die diplomatischen Verhandlungen mit berechneter Langsamkeit; die Feindseligkeiten dauerten während der Bemühungen der Bevollmächtigten, den Frieden wieder herzustellen, fort. England und Holland war es um so mehr am Friedensschluß gelegen, als der Handel dieser beiden Staaten von dem fortwährenden Kriegszustand arg litt. „Schenkt nur den Worten der Holländer und der Engländer keinen Glauben," sagte Peter der Große zu einem österreichischen Diplomaten; „sie kennen kein anderes Augenmerk, als das Interesse ihres Handels, und bedenken das ihrer Verbündeten nicht im Mindesten." Diese Bemerkung kann heute noch für richtig gelten. Der Divan konnte nur in der äußersten Noth ernstlich auf Friedensverhandlungen eingehen, denn er wußte im voraus, daß der Frieden zum Nachtheil der Türken ausfallen würde.

Der Tod Achmed's II. am 6. Februar 1795 und die Thronbesteigung Mustapha's II., Sohnes Muhamed's IV., ließ das osmanische Cabinet alle Friedensgedanken vergessen. Als der neue Padischah den Säbel umgürtete, machte er öffentlich seine kriegerischen Absichten bekannt.

In einem Hatti-Sherif sagte er: „Unter Monarchen, welche sich dem Vergnügen und dem Schlafe träger Ruhe hingeben, haben die Diener Gottes zu keiner Zeit Ruhe genossen. Von heute an sind Lust und Trägheit von diesem Hofe verbannt. Die Ungläubigen sind in die islamitischen Grenzen eingebrochen und haben die Moslemin in die Sclaverei geschleppt. Ich habe beschlossen, dafür Rache zu nehmen. Ich werde mich selbst an die Spitze meiner Heere stellen! Unser erlauchter Ahn Suleiman (möge sein Grab wohl duften!) hat nicht Wessire allein gegen die Ungläubigen, die nur Staub sind, ausgeschickt, sondern ist selbst in den heiligen Kampf ausgezogen und hat die Erde mit seinem Ruhme erfüllt! Ich werde seinem Beispiele folgen, und Ihr, meine Gläubigen, gehorcht der Stimme Eures Padischah!"

In einer Berathung, welche der Divan in Konstantinopel hielt, entschied derselbe, daß der Sultan in einem solchen Augenblicke nicht seine geheiligte Person den Zufällen eines Feldzuges aussetzen dürfe. Der Sultan zerriß diese Entscheidung und erließ ein neues Decret, in den lakonischen Worten abgefaßt: „Ich gehe durchaus!" und mit der Unterschrift: „Mustapha Chan."

Eine große Truppenaushebung fand nun im ganzen Reiche statt; der Chan der Krim erhielt Befehl, seine Rüstungen zu beschleunigen und eine zahlreiche Flotte segelte nach dem Archipel, den ein venetianisches Geschwader bedrohte. Die Türken schlagen dasselbe und nehmen den Venetianern die erst vor Kurzem eroberte Insel Chios wieder ab. Feste und Erleuchtungen feierten in Konstantinopel diesen Seesieg. Den Befehl über die türkische Flotte erhielt der berühmte Kapudan Pascha Mezzomorto. Zwei Monate später, im September 1695, erringt er über die Venetianer zwei andere große Siege zur See. Fast in derselben Zeit überschritt Mustapha II. mit einem Heere von 150,000 Mann die Donau und nahm die Festungen Lugos und Lippa ein. Er ließ die Besatzung dieses Platzes niedermetzeln und führte seine Bewohner in die Sclaverei. Neununddreißig Kanonen von großem Kaliber, fünf Mörser, reiche Magazine mit Proviant und Kugeln und Pulver gefüllt, fielen den Siegern in die Hände, und die Befestigungen von Lippas wurden geschleift. Die österreichische Armee, unter dem tapfern General Veterani, ward von der fünffach stärkern des Sultans am 21. September bei Lugos vernichtet, und der Anführer der Kaiserlichen fiel, von zwei Kugeln in die Brust getroffen. Er athmete noch und Mustapha II. ließ ihm auf einer Kanone den Kopf abschneiden. Wegen der vorgerückten Jahreszeit setzte jedoch der Sultan den Feldzug nicht fort, sondern kehrte mit einem Theil seiner Truppen im Triumph nach Konstantinopel zurück. Bald darauf erfuhr er, daß Peter der Große, der als Verbündeter Polens die Waffen ergriffen hatte, nach dreimonatlichen vergeblichen Anstrengungen im October 1695 die Belagerung von Asow hatte aufgeben müssen, und daß er in den Kämpfen gegen die Tataren 30,000 Mann verloren.

Die schönen Tage Mohamed's II., Selim's I., Suleiman des Großen, Murad's IV., des Unbeugsamen, schienen für die Türkei wieder gekommen zu sein. Die Hoffnung lebte in allen Herzen wieder auf. Die Türken jauchzten Sieg und wiesen jeden Gedanken an einen Frieden mit den Giauern weit von sich. Der Name Mustapha's II. erscholl in den öffentlichen Gebeten und die Imams priesen ihn von ihren Lehrstühlen, um welche sich das Volk, begierig, das Lob des siegreichen Padischah zu hören, drängte. Aber dieser frohen Aufregung eines ganzen Volkes sollten bald Klagen und bittere Thränen folgen. Peter der Große, der Mann muthvoller Ausdauer und vorsichtigen Genie's, hatte den Plan, die von ihm 1695

vergeblich belagerte Stadt Asow zu erobern, nicht aufgegeben. Ein Jahr später erschien er mit 80,000 Mann Russen und Kosaken abermals vor dem Platze und gewann ihn nach zweimonatlicher Belagerung durch Capitulation. Die Pforte erfuhr mit Bestürzung den Fall Asows, das, an der Mündung des Don gelegen, das Hauptbollwerk des osmanischen Reichs gegen die Angriffe der Russen bildete. Die türkischen Befehlshaber, welche die wichtige Festung schlecht vertheidigt hatten, bezahlten die Uebergabe mit ihren Köpfen. Die von den Russen überwundenen Tataren verwüsteten nun Polen, welches nach dem neuerlichen Tod des großen Sobiesky und den darauf entstehenden Unruhen vertheidigungslos zu sein schien. Doch zwang der Großmarschall der Krone die Barbaren zum Rückzuge. Was war aber der Verlust von Asow in Vergleich mit der großen Niederlage, welche die Pforte noch erleiden sollte!

Die kleinsten Ursachen haben oft die größten Wirkungen gehabt. Das ist eine abgedroschene Wahrheit, aber eine Wahrheit, welche die Geschichte bestätigt. Ein junger Edelmann, Sohn des Grafen von Soissons, des General-Obersten der Schweizer in Paris, und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin, ein Urenkel des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, hatte Zutritt am Hofe Ludwig XIV. Man nannte ihn den kleinen Abbé von Savoyen, weil er Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt war. Er hatte von Ludwig XIV. eine Pfründe verlangt, und dieser hatte sie ihm abgeschlagen. Er legte bald darauf das geistliche Gewand ab, um zum Degen zu greifen, und bat den König, ihm ein Regiment zu geben, was der König ihm abermals verweigerte. Tief verletzt davon verließ der Jüngling Frankreich 1682, als die Türken in Deutschland einfielen, ging mit den beiden Prinzen Conti nach Wien, und ward dort von dem Kaiser von Oesterreich gut aufgenommen, der ihm eine Offizierstelle gab. Nicht lange darauf befahl Ludwig XIV. den Prinzen Conti und dem kleinen Abbé von Savoyen, nach Frankreich zurückzukommen. Blos der Abbé wagte, nicht zu gehorchen. Als der König diese Weigerung erfuhr, sagte er zu seiner Umgebung: „Finden Sie nicht, meine Herren, daß ich damit einen großen Verlust erlitten habe?“ Die Hofleute gaben dem Monarchen zur Antwort, daß dieser kleine Abbé ein verrückter Mensch sei, der zu Nichts tauge und es auch zu Nichts bringen werde. Dieser kleine Abbé von Savoyen, den man am Hofe

von Versailles mit so großer Verachtung behandelte, war der Prinz Eugen, der zukünftige Sieger von Oudenarde und Malplaquet, der gefährlichste Feind Ludwig's XIV., welcher dessen Macht gegen das Ende seiner Regierung auf das Aeußerste erschütterte. Der große König bezahlte seine Verweigerung einer Pfründe und eines Regiments theuer und erweckte damit den Türken einen unversöhnlichen Gegner und Oesterreich einen Erretter.

Eugen hatte seine ersten Waffenthaten vor den Wällen Wiens, an der Seite Sobiesky's und des Herzogs von Lothringen, verrichtet. Oesterreich, welches sich während seines sechszehnjährigen denkwürdigen Kampfes gegen die Türken mit Ehre und Ruhm bedeckte, zog nach den letzten Erfolgen Mustapha's II. eine auserlesene Armee zusammen und Kaiser Leopold vertraute den Oberbefehl über dieselbe dem Prinzen Eugen an, der nicht mehr ein kleiner Abbé, sondern einer der größten Feldherren des siebzehnten Jahrhunderts war. Eugen war damals vierunddreißig Jahr alt.

Seinerseits versammelte der Sultan 130,000 Streiter, stellte sich an ihre Spitze und trat im Monat Mai 1697 einen neuen Feldzug an. Elmas Mohamed Pascha war Großwessir und leitete unter dem Sultan die militairischen Operationen. In den letzten Tagen des Juli traf das türkische Heer in Sophia ein. In der Nacht vor dem Ausmarsch aus dieser Stadt sah Elmas im Traum den Großwessir Mustapha Köprili, der den Heldentod bei Salankamen starb. Die Erscheinung hatte einen Becher Sorbet und trank denselben Elmas mit den Worten zu: „Hier trinke!" Der osmanische Feldherr fuhr aus dem Schlafe und rief, von Entsetzen ergriffen: „Ich werde den Kelch des Märtyrers in diesem Feldzug trinken! Gott weiß es, sein Wille geschehe!" und das Heer setzte seinen Marsch nach Belgrad fort.

Eugen, der sich damals bald bei Peterwardein, bald bei Szegedin befand, wußte, daß die türkischen Heerhaufen sich in Bewegung gesetzt hatten; aber er kannte nicht den Feldzugsplan Mustapha's II. In einem Scharmützel zwischen den christlichen und türkischen Vorposten nahmen die Kaiserlichen Dschaafer Pascha, einen der Anführer der Osmanen, gefangen. Mit dem Tode bedroht, verrieth dieser Eugen den Feldzugsplan des Sultans, welcher beim Dorfe Zenta die Theiß überschreiten und die Stadt Temeswar belagern wollte, um von da in Oberungarn und Sieben-

bürgen einzufallen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ging Eugen auf das linke Ufer der Theiß und erreichte um zwei Uhr Nachmittags am 11. September 1697 die Ebene von Zenta. Mehr als die Hälfte der osmanischen Armee war bereits über den Fluß gesetzt. Eugen faßte den Plan, die Feinde anzugreifen, ehe sie alle die Brücke überschritten hätten. Er theilt seine Armee in zwölf Schlachthaufen, sechs aus Reiterei und sechs aus Fußvolk bestehend, umringt von allen Seiten das osmanische Lager und stellt seine Reiterhaufen vor der Brücke von Zenta auf, um dem Reste des türkischen Heeres den Uebergang über den Fluß zu wehren.

Es war vier Uhr Abends. Nur zwei Stunden blieben dem Prinzen Eugen zur Schlacht übrig, denn die Sonne neigte sich schon zum Untergehen. Wenn die Türken Eugen während der zwei Stunden, welche er zur Anordnung der Schlacht brauchte, angegriffen hätten, so hätten sie ihn wahrscheinlich über den Haufen geworfen. Mustapha und der Großwessir zeigten bei dieser Gelegenheit eine seltene Unfähigkeit. Die Türken hatten sich in ihrem Lager mit Gräben und Palissaden, wie gegen eine Belagerung, verschanzt. Eugen giebt das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Das Kreuzfeuer seines Geschützes zermalmte die Türken in ihren Verschanzungen. Sie erwiderten es, aber ohne System. Dann fängt von beiden Seiten das Flintenfeuer an. Bald befiehlt Eugen seinem Heere, sich mit blanker Waffe auf die Türken zu stürzen, und ein fürchterliches Blutbad beginnt. Um sieben Uhr Abends bedeckten 20,000 türkische Leichen das Schlachtfeld. Der Sultan flieht, so schnell sein Pferd laufen kann, nach Temeswar, als gemeiner Soldat verkleidet, ohne jedes Zeichen der kaiserlichen Würde und nur von zwei Dienern begleitet. Er ließ zehn seiner Frauen und die Trümmer seines Heeres zurück, die sich nach drei Tagen wieder mit ihm vereinigten.

Gewehr im Arm und mit brennenden Lunten, blieben die Christen die Nacht auf dem Schlachtfelde stehen. Eugen stieg erst mit Tagesanbruch vom Pferde. Mit Wunden bedeckt und ohne Leben fand man den Großwessir auf der Erde liegen. Wie er selbst gesagt, hatte er den Märtyrerkelch geleert. An seinem Halse hing noch das Reichssiegel und man bewahrt heute noch diese Trophäe in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien auf. Unter den Todten fand man vier andere Wessire, zwanzig Paschas und fünfzehn Beglerbegs. Tausend Christen waren gefallen.

Die im osmanischen Lager gefundene Beute war ungeheuer: 9000 Wagen, 60,000 Kameele, 1500 Ochsen, 700 Pferde, 500 Janitscharentrommeln, 553 Bomben, das ganze schwere Geschütz, zehn Weiber aus dem Harem des Sultans und eine Kriegskasse von drei Millionen Gulden waren der Preis des Sieges. In seinem Bericht an den Kaiser sagt Prinz Eugen: „Die Schlacht endete mit dem Tage, als ob die Sonne gezögert, um mit ihren letzten Strahlen den herrlichsten Sieg kaiserlicher Waffen zu beleuchten."

Am 11. September 1697 früh hatte ein Courier aus Wien dem Prinzen Eugen den Befehl überbracht, sich in keine große Feldschlacht mit den Türken einzulassen. Eugen ahnte den Inhalt der Depesche und öffnete sie nicht. Als er lorbergekrönt nach Wien zurückkehrte, forderte ihm ein Hofbeamter, im Namen des Kaisers, der über den Ungehorsam seines Feldherrn erzürnt war, den Degen ab. „Hier," sagte der Held, „ich werde ihn nur für den Dienst Sr. Majestät wieder nehmen." Und der Hofbeamte, überbrachte dem Kaiser den Degen. Eugen war zu groß, um nicht Neider zu haben, und er hatte deren viel am Hofe. Die Hofleute drangen in den Kaiser, den ungehorsamen General vor ein Kriegsgericht zu stellen. Von seinem ersten Zorn zurückgekommen, wies der Kaiser mit Entrüstung einen solchen Vorschlag zurück. „Bewahre mich der Himmel, Den zu bestrafen!" rief er aus, „den Gott gesandt hat, um die Feinde seines Sohnes zu züchtigen!" Er ließ Eugen rufen, gab ihm seinen glorreichen Degen zurück und umarmte den Helden.

Der Sieg von Zenta war für die Türkei ein vernichtender Schlag und der dadurch veranlaßte Friedensvertrag von Karlowitz bezeichnete unwiderruflich den Anfang des Verfalls dieses Reichs. In Karlowitz schrieben die Christen dem geschwächten osmanischen Riesen Gesetze vor. Es war einer der größten Congresse, von denen die Diplomatie zu erzählen weiß. England und Holland, vertreten von Lord Paget und Herrn Collier, vermittelten ihn. Die türkischen Bevollmächtigten waren der Grieche Maurocordato, Geheimrath des Sultans und Dolmetscher des Divans und der Reis Effendi, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rami Mohamed Pascha. Oesterreich, Rußland, Polen und Venedig hatten ebenfalls ihre Bevollmächtigten beim Congreß. Die am 7. Novem-

der 1698 begonnenen Conferenzen kamen erst am 26. Januar des folgenden Jahres zum Abschluß. Nach den Bedingungen des Vertrags kehrten Siebenbürgen und Ungarn, mit Ausnahme der Stadt Temeswar, die dem Sultan verblieb, unter österreichische Herrschaft zurück und der Kaiser und die Türkei schlossen einen fünfundzwanzigjährigen Frieden. Die Stadt Asow und ein Gebiet von zehn Stunden im Umkreise um diese Stadt erhielt Rußland, welches mit Polen Anfangs nur einen Waffenstillstand von zwei Jahren bewilligen wollte; aber ein Jahr später wurde zwischen dem Divan und der russischen Regierung ein Friedensvertrag auf dreißig Jahre abgeschlossen. Die Ukraine und Podolien fielen an Polen, dem Achmed Köprili sie 1676 abgenommen hatte. Venedig behielt ganz Morea bis zur Landenge von Korinth und ganz Dalmatien, mit Ausnahme einer Landzunge, welche den Staat Ragusa mit dem türkischen Reiche verband. Das waren die Erfolge der vor sechszehn Jahren durch die Anstrengungen Papst Innocenz' XI. gestifteten Liga. Es war die größte Zerstückelung, welche das türkische Reich bis jetzt erlitten hatte.

Auch der Name Emerich Tököly's wurde auf dem Congreß von Karlowitz genannt. Vergeblich verlangten die kaiserlichen Abgesandten die Auslieferung des Rebellen. Die Pforte nahm ihn unter ihren Schutz. Von langjährigen Unglücksfällen niedergedrückt, starb Tököli, der als Protestant, aus persönlicher Rache und aus Vaterlandsliebe aufgestanden war, als Katholik im Jahre 1705 in Nikomedien.



Vierzehntes Kapitel.

Lage Mustapha's II. nach der Niederlage von Zenta. — Seine Absetzung. — Achmed III. — Vergiftung Mustapha's. — Karl XII. in der Türkei. — Schlacht und Frieden am Pruth. — Wiedereroberung von Morea. — Prinz Eugen Sieger bei Peterwardein, vor Belgrad und Temeswar. — Friede von Passarowitz. — Absetzung Achmed's II. und Thronbesteigung Mahmud's I. (1699—1730.)

Mustapha II., der sich bei seiner Thronbesteigung voll so großer Kriegslust gezeigt hatte und bei Zenta so große Unfähigkeit und so wenig Muth an den Tag legte, zog sich nach seiner großen Niederlage nach Adrianopel zurück; gleich Mohamed IV. fand er nur an der Jagd und an den Freuden des Harems Vergnügen. Der Aufenthalt in Konstantinopel war den Sultanen zu verhängnißvoll geworden, wie früher den byzantinischen Kaisern. Die Padischahs schienen in dieser Stadt, in der zu allen Zeiten ihrer Geschichte so viel Aufstände ausgebrochen waren, nur die Luft der Empörung zu athmen. Deshalb hatten seit Mohamed IV. die Sultane Adrianopel zu ihrer Residenz gewählt. Indem Mustapha seinen Hof dorthin verpflanzte, glaubte er dem Loose einiger seiner Vorgänger zu entgehen, die entweder abgesetzt oder erwürgt worden waren. Die Ulemas, das Volk und die Janitscharen von Stambul flößten ihm, wie seinem Vater, einen beständigen Schrecken ein. Dieser unumschränkte Herrscher war seiner Ruhe und seines Lebens nicht sicherer, als der letzte seiner Sclaven, den er mit einem Worte zum Tode verurtheilen konnte. Seine Flucht bei Zenta, sein Wegzug von Konstantinopel und sein schwelgerisches Leben in Adrianopel zogen ihm die Unzufriedenheit der Bevölkerung von Konstantinopel, der Ulemas und der Janitscharen zu und der Kaiser hatte im Voraus seiner Autorität entsagt.

Ein Mann von edelem Charakter und vielem Geist, Hussein Köprili, ein Vetter Köprili's, des Tugendhaften, lenkte seit fünf Jahren das Staatsruder mit ebensoviel Klugheit als Kraft. Man nannte ihn Köprili den Weisen. Dieser Minister, der vierte aus dem berühmten Geschlecht der Köprilis, der zur Großwessirwürde gelangte, benutzte den Frieden von Karlowitz, um nützliche Reformen zu bewerkstelligen. Das Volk, das

Heer, die Ulemas vergaßen den Sultan über Hussein, welcher edelmüthig die Schwäche seines unfähigen Herrn verbarg. Aber Köprili der Weise starb zu früh (1703) für das Glück der Türkei und die Ruhe Mustapha's II.

Ein tapferer, aber roher Krieger, ein Sohn des kriegerischen Serbiens, Mustapha Daltaban, der weder lesen noch schreiben konnte, folgte Hussein Köprili als Großwessir. Er bezeichnete seine viermonatliche Verwaltung nur durch seine Grausamkeit gegen die katholischen Armenier und die Moslemin selbst. Der Großmufti Feisullah Effendi, Vater einer zahlreichen Familie, übte über den Geist des Sultans eine unbedingte Herrschaft aus. Als oberster Inhaber der Gewalt in Gesetz- und Glaubenssachen, benutzte Feisullah seinen großen Einfluß nur zur Förderung seiner Familieninteressen. Selbst seine entferntesten Verwandten begleiteten theils am Hofe, theils im Heere, oder in den Provinzen wichtige und einträgliche Stellen. Er hatte Mustapha II. zur Wahl Daltaban's nur in der Hoffnung bestimmt, daß er in dem unwissenden Serbier keinen gefährlichen Nebenbuhler haben werde. Da er ihn bald nicht gelehrig und geschmeidig genug zur Förderung seiner ehrgeizigen Pläne fand, so bewog er Mustapha II., den Großwessir am 24. Januar 1703 enthaupten zu lassen.

Als Nachfolger Daltaban's bezeichnete er dem Sultan keinen Kriegsmann, sondern einen Diplomaten, Rami Effendi, einen der beiden türkischen Bevollmächtigten beim Congreß von Karlowitz. Es fehlte Rami nicht an Festigkeit und er folgte in seiner Verwaltung dem Beispiele Köprili des Weisen. Seine gute und strenge Rechtspflege zog ihm den Haß der Großwürdenträger des Reichs und der Janitscharen zu, die er vor allem im Zaume zu halten wünschte. Wüthend, einen Herrn der Feder sich die Herrschaft über die Herren des Säbels anmaßen zu sehen, verschworen sich die Prätorianer von Stambul, griffen zu den Waffen, ermordeten die Anhänger des Großwessirs, empörten sich gegen Feisullah Effendi, dem sie seinen schamlosen Nepotismus vorwarfen und endlich gegen den Sultan selbst. Um ihrem Aufruhr einen rechtlichen Schein zu geben, schleppten die Janitscharen mit Gewalt die Ulemas von Konstantinopel nach der Odadschamie, ihrer Moschee, und forderten sie unter Androhung des Todes auf, zwei Fragen, die eine auf den Sultan, die andere auf den Großmufti bezüglich, zu beantworten: „Wenn ein Padischah,

bestimmt, das Volk Mohamed's zu regieren, die Hauptstadt verläßt, um sich den Freuden der Jagd hinzugeben; wenn er die Unterthanen mit unerschwinglichen Steuern erdrückt und den Schatz vergeudet, ist es gesetzmäßig, dies zu dulden?" „Nein!" erwiderten die Schriftgelehrten. „Wenn Moslemin, gegen die Grausamkeit eines Imams, der seine Macht nur zu seiner und seiner Familie Bereicherung braucht, aufstehen, verdienen sie dann den Namen Rebellen?"

„Nein!" lautete abermals die Antwort. Mit diesen beiden Entscheidungen versehen, zogen 40,000 Janitscharen und 30,000 Spahis, in Schlachtordnung und die Fahne des Propheten an der Spitze, nach Adrianopel.

Mustapha II., Rami, Feisullah, welche alle Drei die Soldateska sich als Opfer der Rache auserlesen, befanden sich in Adrianopel, als die Aufständischen, nachdem sie die Hauptstadt mit Blut besudelt hatten, drohend auf der Straße von Rumelien vorrückten. Der Sultan und Feisullah geriethen in die größte Bestürzung. Nur Rami behielt seine Fassung. „Höre das Wort unseres heiligen Propheten," sagte der Großwessir zum Kaiser. „Im Koran steht geschrieben: Wenn eine Partei sich gegen die andere erhebt, so tödte die Aufrührer, bis sie sich von Neuem dem Befehl Gottes unterwerfen! Wir haben 40,000 Mann Besatzung in Adrianopel. Nimm Deinen Säbel, setze den Schlachtenhelm auf, steige aufs Pferd, stelle Dich an ihre Spitze, stürze Dich auf die Rebellen und Dein Sclave Rami wird Dir im Leben und in den Tod folgen!" Aber der Sultan zitterte und zögerte. Mittlerweile kommen die Aufrührer in Adrianopel an. Die Besatzung dieser Stadt macht gemeinschaftliche Sache mit ihnen, und die Prätorianer fordern mit lautem Geheul vor den Pforten des kaiserlichen Palastes die Absetzung Mustapha's II., des Großwessirs und des Großmufti. „Wir wollen Mustapha nicht mehr zum Sultan! Es lebe Achmed III.!" schreien sie, indem sie die Waffen schwingen. Andere Rufe lassen sich gegen Rami und Feisullah hören. Die Janitscharen haben schon im Voraus einen ersten Minister, einen Großmufti und Generäle, um sie anzuführen, gewählt. Von Furcht ergriffen, begab sich Mustapha II. zu seinem Bruder Achmed und sagte zu ihm: „Mein Bruder, die Truppen wollen Dich zum Padischah! herrsche denn an meiner Stelle und möge Gott Dich beschützen!" Achmed III. gab seinem Bruder keine

Antwort; er verließ sein Gefängniß, bestieg unter dem Zuruf der Truppen den Thron und bestätigte auf der Stelle alle von den Aufrührern vorgenommenen Ernennungen (22. August 1703). Von dem neuen Sultan verlangten sie die Auslieferung Rami's und Feisullah's. „Was Ihr wollt, will ich;" gab ihnen Achmed III. zur Antwort. Rami hatte die Flucht ergriffen, aber Feisullah ward in seinem Palast versteckt gefunden und den Janitscharen überlassen, die ihn fesseln, auf ein Maulthier setzen, unter Beschimpfungen durch Adrianopel führen und zuletzt enthaupten.

Die Beschimpfung und Ermordung des Oberhauptes des Gesetzes und der Religion ist in den Augen der Moslemin das größte aller Verbrechen. Drei Muftis waren bereits auf Befehl von drei Sultanen hingerichtet worden, aber dies war das erste Mal, wo die Janitscharen den obersten Imam durch den Koth zu schleppen und zu ermorden wagten. Welche Schandthaten kann nicht eine Soldateska begehen, wenn sie im Besitz der Macht ist, die nur dem Gesetz gehören darf? Die Säbelherrschaft ist, ohne Widerspruch, die schlimmste aller Herrschaften. Sie schändet Die, welche sie dulden, sowie Die, welche sich auf sie stützen.

Die Janitscharen hatten Achmed III. unter der Bedingung auf den Thron gesetzt, daß er seine Residenz in Konstantinopel aufschlage, und der fügsame Kaiser gehorchte. Sie verlangten, daß der Serail von Adrianopel ganz geräumt werde, und es geschah. Das ganze Personal desselben folgte dem Heere und dem Padischah nach den Ufern des Bosporus. Mustapha II. und seine vier Söhne sperrte man in ein Gefängniß im Serail von Stambul; aber man trennte ihn ganz von seinen Frauen, damit seine Nachkommenschaft sich nicht vermehre. Dieser Gebrauch war seit der Absetzung Mohamed's IV. Sitte geworden. Die Einsperrung ersetzte die systematischen Ermordungen in der kaiserlichen Familie und sie kamen nach Mohamed III. nur noch selten vor; dennoch starb Mustapha II., dem in seinem Gefängniß nicht einmal erlaubt war, die Mutter seiner Kinder zu sehen, nach dem allgemeinen Gerücht, vier Monate nach seiner Absetzung, an Gift.

1718 besuchte Lady Montague, deren Gemahl damals Gesandter in Konstantinopel war, die Sultana Hafitem Chasseki (die Lieblingsgemahlin) des Padischah Mustapha. Sie war sechsunddreißig Jahre alt, noch schön, und beweinte beständig ihren kaiserlichen Gemahl, den sie den

größten und liebenswürdigsten aller Menschen nannte. Die Geschichte kann einen Fürsten, wie Mustapha II. war, nicht groß nennen; aber man kann diese Uebertreibung einer Witwe verzeihen, die ihren Gemahl nicht vergessen hat, was im Harem gewiß selten ist. Besser paßt auf den unglücklichen Sultan die Benennung des Liebenswürdigen; er war von außerordentlich sanftem Charakter, wohlredend und übte die Dichtkunst und die Musik; er war großmüthig, gut, und seine Odalisken beteten ihn an. Aber er hatte nur einen mittelmäßigen Geist und es fehlte ihm an aller Energie. Schmachvoll stieg er vom Throne und nicht weniger schmachvoll bestieg ihn Achmed III. Der neue Sultan wußte weder den Rechten seines Vorgängers, noch sich selbst Achtung zu verschaffen. Indem er sich durch den Aufstand auf den Thron erheben ließ, gab er sich ihm gebunden in die Hände. Die Soldateska galt Alles; die Sultane waren nichts mehr; sie, die sich immer noch den Schatten Gottes auf Erden nannten, waren nur noch der Schatten der Padischahs, ihrer Vorfahren. Konstantinopel war Zeuge von Beispielen der größten Erniedrigung der obersten Gewalt, wie es deren schon unter dem byzantinischen Reiche gesehen hatte. Wir werden später sehen, welches Loos Achmed III. traf, der weder genug Bruderliebe, noch genug Einsicht in die Politik besaß, um eine Krone zurückzuweisen, die er unter so beklagenswerthen Bedingungen erhielt.

Das erste wichtige Ereigniß unter der Regierung Achmed's III. war die Ankunft Karl's XII., Königs von Schweden, in der Türkei. Er war, nach einer Reihe von Siegen, bei Pultawa (am 8. Juli 1709) von den Russen geschlagen worden und suchte jetzt Schutz bei den Türken; nicht ganz ohne Veranlassung, denn der Großwessir Ali von Tschorli hatte mit Karl XII. wegen eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Polen und Schweden gegen Rußland in Unterhandlung gestanden und dem König sogar versprochen, ihm den Chan der Krim mit seinen Tataren zu Hilfe zu schicken. Dieses ausdrückliche Versprechen hatte den König von Schweden bestimmt, sich, trotz der ihm wohlbekannten Uebermacht der Russen, bis Pultawa in der Ukraine vorzuwagen. Aber als er die berühmte Schlacht lieferte und darin überwunden und besiegt wurde, kamen die Tataren nicht und Karl sagte laut, daß der Wessir ihn hintergangen habe.

Dennoch setzte er noch Hoffnung auf den Abschluß des Bündnisses mit der Türkei, welches der Wessir selbst angetragen hatte. Es war die-

ses einer der Hauptgründe, die ihn bestimmten, sich in die Staaten des Großherrn zu flüchten. In Bender in Bessarabien schlug Karl mit einigen hundert Mann, dem letzten Rest seiner tapferen Armee, sein Lager auf. Unter den Führern, welche edelmüthig sein Unglück theilten, befand sich der tapfere Graf Poniatowsky, der eine so große Hingebung und Treue gegen den erhabenen Flüchtling an den Tag legte.

Achmed III. erwieß dem König von Schweden eine großartige Gastfreundschaft. Der Sultan scheute kein Opfer, um den besiegten Monarchen würdig zu behandeln. Er schickte ihm beträchtliche Summen zu seinem Unterhalt und als Geschenk edle Rosse und reich mit Diamanten besetzte Waffen. Ali von Tschorli folgte diesem Beispiele. Der König nahm die Geschenke des Sultans huldvoll an, wies aber die des Ministers mit Verachtung zurück, indem er sagte, er nehme keine Geschenke von seinen Feinden an. Dieser Verdacht war ungegründet, denn Ali wurde kurz darauf abgesetzt, weil er sich zu geneigt gezeigt hatte, dem König von Schweden zu Gefallen den Frieden mit Rußland zu brechen; der Sultan verbannte ihn nach Mitylene, dem Lesbos der Alten, wo er 1711 eines natürlichen Todes starb. Nuuman Köprili, der Sohn Köprili's des Tugendhaften, ersetzte Ali von Tschorli als Großwessir (15. Juni 1710). Es war dies der fünfte und letzte Wessir, den die Familie Köprili dem osmanischen Reiche gab. Nuuman zeigte während seiner Verwaltung, die nur wenige Monate dauerte, nicht die Fähigkeit und die Kraft, wie die großen Wessire, deren Namen er trug; aber er bewährte sich als guter Patriot und verdiente den Beinamen der Gerechte. Eine Serailintrigue stürzte ihn und er ward zum Statthalter von Negropont ernannt, ein Amt, welches er schon vor seiner Erhebung zum Wessir begleitet hatte.

Der Sultan vertraute das Siegel des Reichs einem Manne an, der nicht die Fähigkeit Nuuman Köprili's besaß, nämlich Mohamed Pascha, mit dem Beinamen Baltadschi (Holzhacker), weil er in seiner Jugend das zur Heizung des Serails von Konstantinopel bestimmte Holz gespalten hatte. Mohamed Pascha war Statthalter der Provinz Aleppo, als er an Nuuman's Stelle als Großwessir trat. In keinem Lande der Welt werden die hohen Aemter und Würden leichter auf Menschen aus der niedrigsten Classe übertragen, als in der Türkei. In diesem Punkt hat die türkische Verfassung von jeher die demokratischsten Constitutionen der ganzen

Welt übertroffen. Aber selten hat persönliches Verdienst die Sultane in ihrer Wahl bestimmt; fast beständig hat die Intrigue oder das Favoritenwesen, oder der Zufall plötzlich Wessire oder Generäle aus Personen gemacht, die am wenigsten geeignet waren, solche Stellen auszufüllen.

Wir kehren jetzt zu Karl XII. zurück, den wir einen Augenblick verlassen haben, um den Wessir Baltadschi kennen zu lernen, den wir bald dem König von Schweden gegenübersehen werden. Karl befand sich jetzt seit zwei Jahren in Bender und betrieb seine Pläne, mit der Pforte gegen den Czar Peter ein Bündniß zu schließen, mit der größten Thätigkeit. Als Gesandter in Konstantinopel diente ihm sein treuer Poniatowsky. Dieser kannte daselbst einen portugiesischen Juden, der zugleich Arzt im Serail war und wußte durch den Israeliten und dessen Frau der Sultana Walide, der Mutter Achmed's III., ein sehr lebhaftes Interesse für Karl XII. einzuflößen, von dessen Thaten und Unglück sie beständig erzählen hörte. Die Sache des Königs von Schweden entflammte die Phantasie der türkischen Prinzessin; sie nannte ihn Arslan, ihren Löwen, und drang in den Sultan, zur Vertheidigung des schwedischen Helden zu den Waffen zu greifen. „Wann wird mein Löwe den Mosco (Peter den Großen) verschlingen!" sagte sie zu Achmed III. „Wie edel ist seine Sache! und welcher Ruhm für Dich, mein Sohn, diesen Fürsten mit Glanz wieder auf seinen Thron zu setzen! Mein Löwe wird Dir stets ein treuer Verbündeter sein!"

Aber der vorsichtige Achmed theilte diese großmüthige Begeisterung nicht. Er wollte im Gegentheil mit Peter dem Großen, den die Türken Ak-bik oder Weißbart nannten, wie Karl XII. wegen seines unbeugsamen Muthes Demerbarsch oder Eisenkopf, in Frieden bleiben. Ein unerwarteter Vorfall nöthigte jedoch den Padischah, gegen den russischen Czaren ein Heer zu schicken.

Der König von Schweden hatte bei Czernowicz, an der Grenze der Moldau, 1000 Mann zur Beobachtung aufgestellt. Die Russen schlugen sie und drangen in diese türkische Provinz ein. Aber die Russen verletzten nicht blos das osmanische Gebiet, sondern standen auch im Verdacht, ein geheimes Einverständniß mit den griechischen Unterthanen der Pforte zu unterhalten. Ein Fetwa des Großmufti erklärte den Krieg gegen die Russen zu einem gerechten und heiligen Krieg. 80,000 Türken und 40,000

Tataren, unter dem Oberbefehl des Großwessirs Baltadschi Mohamed, überfielen die nur 30,000 Mann starken Russen auf der Ebene Horsiesti bei der Stadt Kusch, auf dem rechten Ufer des Pruth, eines in die Donau fallenden Flusses, der jetzt die Moldau von Rußland trennt.

Die osmanischen Truppen umringen die Russen in ihren Verschanzungen, werfen sie über den Haufen, und nur die Nacht unterbricht den Kampf. Die Moskowiten sind von allen Seiten eingeschlossen; sie haben vor sich 120,000 Feinde und hinter sich den Pruth, über den alle Brücken abgebrochen sind; die Türken erwarten nur noch den Anbruch des Tages, um den Angriff von Neuem zu beginnen. „Heute geht es mir wie meinem Bruder Karl bei Pultawa!" sagt Peter der Große, von der größten Seelenqual erfüllt. Der Kaiser faßt einen verzweifelten Entschluß; er befiehlt, den Moslemin mit grauendem Tage eine Schlacht zu liefern und läßt die Bagage der Armee verbrennen, damit sie im Fall einer Niederlage nicht dem Feinde in die Hände gerathe. „Der Czar und sein Heer halten die Niederlage für unvermeidlich; Jedermann erwartet den nächsten Morgen den Tod oder die Sclaverei," erzählt Voltaire. Der Czar hat seitdem mehr als einmal eingestanden, daß er nie in seinem Leben etwas so Schmerzliches gefühlt habe, als die Sorgen jener Nacht; er dachte an Alles, was er seit so vielen Jahren für das Glück und den Ruhm seines Volkes zu thun bestrebt gewesen war. Soviel große, beständig vom Krieg unterbrochene Arbeiten sollten vielleicht mit ihm untergehen, ehe sie vollendet waren.

Aber eine Frau, der Schutzgeist Rußlands und des Czaren, wachte bei dem Zelte des Kaisers. Sie nimmt alle ihre Schmucksachen und alles Gold, welches sie besitzt, fordert den russischen Generalen alle ihre Reichthümer ab und dringt dann in das Zelt Peter's, trotz des Verbotes des Kaisers, Jemandem den Eintritt zu gestatten. Sie legt ihm ein vom General Scheremetjeff entworfenes Schreiben an den Wessir vor, welches um Friede bittet; sie fleht fußfällig den Kaiser an, es zu unterzeichnen; Peter zögert, denkt nach; die Frau wird dringender, bittet, weint und der Czar giebt seine Unterschrift her. Mit Tagesanbruch begeben sich General Scheremetjeff und der Kanzler Schaffiroff in das türkische Lager und übergeben die von den Russen zusammengerafften Schätze Osman Aga, Kiaja (Minister des Innern) des Großwessir, der über den Geist Baltad-

schi's eine unbedingte Herrschaft ausübte. Der Anblick des Goldes und der Diamanten Katharina's, — denn jene Frau war Katharina, ehemals ein Dienstmädchen eines protestantischen Pfarrers und jetzt heimliche Gemahlin Peter's des Großen, — der Anblick des Goldes und der Diamanten Katharina's reizt die Habsucht Osman Aga's, welcher den Wessir zur Annahme des Friedens bestimmt. Baltadschi, ein Mann von schwachem Verstande und wenig kriegerischem Geiste, glaubte durch Annahme eines vortheilhaften Friedensvertrags für den Sultan, seinen Herrn, in diesem Feldzug, der Rußland hätte ins Verderben stürzen können, genug gethan zu haben.

Die Friedensbedingungen wurden auf der Stelle von Osman Aga, dem Reichseffendi Omer und dem Schreiber der Tschausche, Abdulbaki, aufgesetzt. Nach denselben gab Peter der Große der Pforte Asow und das dazu gehörige Gebiet zurück, und gestattete Karl XII. die freie und ungehinderte Rückkehr in seine Staaten. Nach der Unterzeichnung des Vertrages, gegen den der im türkischen Lager anwesende Poniatowsky, sowie der Chan der Krim, energisch Einspruch erhoben, beeilten sich die Russen, den Rückzug anzutreten. Sie waren schon weit entfernt, als der König von Schweden, der in Gewaltmärschen von Bender herbeieilte, auf dem linken Ufer des Pruth erschien und mit vierzig schwedischen Officieren, die sein Gefolge bildeten, über den Fluß schwamm. Karl ging geraden Weges nach dem Zelte des Großwessirs und machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe über den Vertrag. „Konntest Du nicht den Czar gefangen nach Konstantinopel führen?" fragte voller Zorn der König; „eine solche Gelegenheit wird sich nicht zum zweiten Male finden!" Da gab ihm Baltadschi mit der größten Ruhe zur Antwort: „Wer würde in seiner Abwesenheit sein Reich regiert haben?" dann setzte er mit einem spöttischen Blick auf Karl XII. hinzu: „Alle Könige dürfen nicht außerhalb ihres Landes sein." Karl warf sich bei diesen Worten unmuthig aufs Sopha, streckte seinen Fuß aus, verwickelte ihn absichtlich in die weiten Gewänder des Wessirs und zerriß dieselben mit den Sporen. Er ritt dann wieder nach Bender davon, mit den Worten: „Mit diesen Leuten wird sich nie etwas ausrichten lassen!" Der Großwessir stellte sich, als ob er die Beleidigung nicht merkte, stand auf und sagte mit einer unzerstörbaren Kaltblütigkeit zu seiner Umgebung: „Der Mezzim ruft zum Gebet auf; wir wollen dem

Himmel unsern Dank sagen!“ Er verrichtet seine Waschung, betet und führt seine Armee nach Konstantinopel zurück.

Anfangs weigerte sich der Divan, den Frieden am Pruth zu ratificiren, aber einige Monate später nahm er denselben an. Der Sultan setzte Baltadschi ab und verbannte ihn nach Lemnos, wo er an einer unheilbaren Krankheit starb. Es ist nicht wahrscheinlich, obgleich man es behauptet hat, daß sich der Wessir von den Geschenken Katharina's habe bestechen lassen. Ihr Werth belief sich kaum auf einige tausend Rubel, und diese Summe war nichts gegen die Reichthümer, welche Baltadschi besaß; er glaubte, wie wir schon früher äußerten, einen schönen und glorreichen Feldzug gemacht zu haben, indem er Peter dem Großen am 22. Juli 1711 die Bedingungen des Friedens vorschrieb, obgleich der Feldzug der Pforte mehr gekostet hatte, als Rußland. Aber das moskowitische Gold erkaufte nichts destoweniger die Friedensbedingungen, denn Osman Aga, Omer und Abdulbaki empfingen den größten Theil desselben, und diese drei Personen bestimmten den Großwessir zur Beendigung des Krieges. Auch wurden diese Drei mit Recht als die Haupturheber dieses Friedensvertrags betrachtet und deshalb in Konstantinopel hingerichtet. Unter Osman's Schätzen fand man auch in der That den Ring der Czarin und 1000 Ducaten von sächsischem und russischem Gepräge.

Wir verweilen hier nicht bei der hartnäckigen Weigerung Karl's XII., das türkische Gebiet zu verlassen, noch bei der regelmäßigen Belagerung, die er mehrere Stunden lang mit vierzig Mann gegen eine türkische Armee aushielt, seiner Einkerkerung in Demotika und seiner 1714 nach fünfjähriger Abwesenheit stattfindenden Rückkehr in seine Staaten, weil sie weltbekannt sind. Obgleich der König von Schweden, der Eisenkopf, dem Großherrn, der ihn ehrenvoll nach Stockholm hatte zurückgeleiten lassen wollen, und der ihn während seines Aufenthaltes in Bender königlich behandelt hatte, den Gehorsam verweigert hatte, so sprach sich die öffentliche Meinung in der Türkei doch wider die Gefangenschaft des christlichen Königs in Demotika aus; denn der Prophet hat gesagt: „Ehret den Gast, auch wenn er ein Ungläubiger ist!“

Der von den Türken über die Russen erfochtene Sieg fachte wie gewöhnlich das Kriegsfeuer der Türken von Neuem an. Der kleinste Vortheil, den die Türken errangen, erhitzte ihre Einbildungskraft, veranlaßte

in Stambul endlose öffentliche Festlichkeiten und machte Alles von neuen Siegen träumen. Die Pforte hatte die Hoffnung, Morea den Venetianern abzunehmen, nie aufgegeben; sie wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich dieses ehedem von Mohamed II. eroberten wichtigen Theils von Griechenland wieder zu bemächtigen. Mit Verletzung des Friedensvertrags von Karlowitz griff die Türkei die Venetianer anfangs 1717 in Morea an und acht Monate später befand sich das ganze Land wieder unter türkischer Herrschaft. Verrathen von den Griechen des Peloponnes, welche, wie die Griechen des byzantinischen Reichs, das osmanische Joch einer katholischen Regierung vorzogen, sahen sich die Venetianer gezwungen, das erst vor funfzehn Jahren von dem tapfern Morosini eroberte Morea wieder aufzugeben. Freilich hatten auch die Venetianer Nichts gethan, um sich die Zuneigung der Griechen zu erwerben: ihre mehr kaufmännische und vexatorische, als gerechte und väterliche Regierung hatte allgemeinen Haß erweckt. Die Griechen kämpften sogar in den Reihen der Türken gegen die Venetianer. Gräßliche Metzeleien von Seiten der Sieger zeichneten diesen Krieg aus; was von den Venetianern nicht durch das Schwert der Türken umkam, fiel fast ohne Ausnahme in Sclaverei. Die Grausamkeiten der Türken in Morea setzten die ganze Christenheit in Bewegung. Ein lauter Schrei des Entsetzens und der Rache hallte von einem Ende Europas bis zum andern wider. Der heilige Vater, der so viele Mal schon Völker und Fürsten im Namen der Religion und der Civilisation zur Hilfe für die Christen aufgefordert hatte, erhob, in Folge der Unfälle der Venetianer auf Morea, abermals seine Stimme. Der damalige Papst Clemens XI. zeigte denselben Eifer, wie früher unter ähnlichen Umständen Urban, Pius V., Innocenz XI. Er schickte seine Legaten und seine apostolischen Breves in ganz Europa herum, um die Christenheit zu bewaffnen und brachte selbst große Geldopfer für den heiligen Krieg.

Spanien, Portugal, Genua, Toscana und der Malteserorden rüsteten auf seinen Ruf Schiffe aus und die vereinigte Flotte durchstreifte unter päpstlicher Flagge den Archipel. Wegen ihrer zu schwachen Anzahl erlangten die Fahrzeuge jedoch nur geringe Erfolge.

Aber auf dem Festlande, an den Ufern der Donau, verrichteten die Deutschen große Thaten. Der Sieger von Zenta, Prinz Eugen, der erste Minister Oesterreichs und Generalissimus der kaiserlichen Armee, forderte

im Namen Kaiser Karl's VI. den Divan auf, Genugthuung für die Verletzung des Vertrags von Karlowitz zu geben und die Venetianer wieder in den Besitz von Morea zu setzen, und der Divan antwortete durch eine Kriegserklärung. An der Spitze einer Armee von 60,000 Mann vernichtet der unüberwindliche Eugen die Türken am 5. August 1716 bei Peterwardein, wie er sie vor neunzehn Jahren bei Zenta vernichtet hatte. 6000 Moslemin blieben auf dem Platze; hundertundvierzehn Kanonen, funfzig Fahnen, fünf Roßschweife, sechs Pauken, viele Zelte, Pferde, Waffen und beträchtliche Summen Geld fielen dem Sieger in die Hände. Der Großwessir Damad Ali, der Anführer der Armee bei Peterwardein, fiel mit den Waffen in der Hand, wie der Großwessir Elmas bei Zenta. Er war als Feldherr und als Diplomat zu loben. Er starb als Held und das Reich beweinte und ehrte seinen Tod.

Einige Tage nach dem Sieg vom 5. August 1716 fiel Temeswar, das letzte Bollwerk des Islam in Ungarn, wieder in die Hände der Christen. Ein Jahr darauf belagerte Prinz Eugen das von 150,000 Osmanen besetzte Belgrad drei Wochen lang und gewann die Stadt am 1. August 1717 durch Capitulation. Diese beiden glänzenden Feldzüge führten zu dem Friedenstractat von Passarowitz, wie die Schlacht von Zenta den Frieden von Karlowitz veranlaßte. In Passarowitz wurden den Türken abermals von den Christen die Bedingungen vorgeschrieben. Dieser Frieden, einer der glorreichsten und vortheilhaftesten, den Oesterreich jemals mit dem türkischen Reiche geschlossen, entriß der Pforte Peterwardein, Temeswar, Belgrad, Semendria und einen großen Theil der Walachei und Serbiens. Venedig erhielt wichtige Plätze in Dalmatien und auf den jonischen Inseln zurück. Die Pforte behielt Morea; aber diese Halbinsel entschädigte sie nicht für die großen Gebietsverluste in den Donaugegenden.

Die feierliche Unterzeichnung des Friedens von Passarowitz fand am 21. Juli 1718 statt. Er setzte dem Ruhm des Prinzen Eugen, der im Cabinet ebenso viel Gewandtheit als Staatsmann, wie an der Spitze seiner Truppen Feldherrngenie und Tapferkeit zeigte, die Krone auf. Der Besieger der Türken schickte an Clemens XI., dessen Eifer soviel zum Gelingen des Feldzugs beigetragen, mehrere dem Feinde abgenommene Fahnen. Der Papst begab sich an der Spitze des heiligen Collegiums nach

der Kirche von St. Maria vom Siege, um dem Gott der Schlachten zu danken, legte eigenhändig die Fahnen auf den Altar der heiligen Jungfrau, um deren Hilfe er gefleht hatte und stimmte das „Herr Gott, Dich loben wir“ an.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Prinz Eugen nach der Eroberung von Peterwardein, Temeswar und Belgrad Konstantinopel hätte einnehmen können. Er soll auch wirklich die Absicht gehabt haben. Frankreich, Holland, England und Rußland, die vermittelnden Mächte auf dem Congreß von Passarowitz, hemmten den Helden in seinen kriegerischen Plänen. Sie betrachteten mit Furcht die mit jedem Tage größer werdende Macht Oesterreichs. Man hielt das europäische Gleichgewicht für gefährdet, wenn die Deutschen als Sieger in die Hauptstadt des osmanischen Reichs eingezogen wären. Auch in unsern Tagen hat die große Frage des europäischen Gleichgewichts wieder die Türken gerettet, die jetzt nur noch in Folge der Eifersüchteleien der europäischen Mächte, die allerdings in diesem Falle zu entschuldigen sind, im ruhigen Besitz der Ufer des Bosporus sind.

Ein Krieg der Osmanen in Persien, ein blutiger Krieg, von dem in Wirklichkeit blos die Russen Gewinn zogen, denn sie bemächtigten sich bei dieser Gelegenheit Daghestans und anderer Provinzen am caspischen Meere, veranlaßte eine große Revolution in Konstantinopel. 1722 erhob Prinz Mahmud, der Neffe des Statthalters von Afghanistan, die Fahne des Aufstandes gegen Schah Husein, den letzten Herrscher von der Dynastie der Ssaffi, stürzte ihn vom Thron, ließ ihn mit einem Theil seiner Familie hinrichten und sich alsdann zum Schah von Persien ausrufen. Die Pforte machte sich diese Thronumwälzung in Persien zu Nutze und schickte eine Armee über den Tigris, um den Persern die alten Eroberungen Suleiman's des Prächtigen und Murad's IV. wieder abzunehmen. Der Religionshaß zwischen den Schiiten und Sunniten bestand noch in seiner vollen Kraft und drei Fetwas des Großmufti von Stambul schleuderten von Neuem den Bann gegen die Perser. „Persien“, sagte er in einem seiner Erlasse „ist das Land der Ketzer und der Verfluchten; die Bewohner dieses Landes müssen wie Abtrünnige behandelt werden.“ Nach langen und blutigen Kämpfen hatten sich die Türken eines Theils von Persien be-

meistert; Eriwan, Hamadan, Kermanschahan, Tauris und andere wichtige Städte fielen in den Jahren 1724, 1725 und 1726 in ihre Gewalt.

Im Monat September 1730 verbreitete sich in Konstantinopel das Gerücht, daß die Schiiten funfzehnhundert mit Lebensmitteln beladene und für die türkische Armee bestimmte Kameele weggenommen, daß sie die Osmanen aus den oben genannten Städten vertrieben hätten und daß an diesen Niederlagen der Großwessir Damad-Ibrahim Schuld wäre, der sie nicht hätte verhindern wollen oder können. Ibrahim war übrigens ein ausgezeichneter Minister und hatte das Reich seit zwölf Jahren mit Weisheit regiert. Aber den Janitscharen hatte die Ruhe zu lange gedauert und sie verlangten Opfer. Als sie die Niederlage der Türken in Persien erfuhren, schrieen sie über Verrath und die Verräther waren in ihren Augen der Großwessir Ibrahim, sein Kiaja, der Kapudan-Pascha und vielleicht auch der Sultan selbst. Im Grunde jedoch sehnte sich die Soldateska nur nach einer Regierungsveränderung; sie war der Regierung Achmed's III. müde, welche schon siebenundzwanzig Jahre dauerte. Die Seele des Aufruhrs war ein ehemaliger Trödelmann, Patrona Chalil, jetzt Janitschar, ein geübter und ehrgeiziger Verschwörer, der es durch Hilfe des schon seit langer Zeit von ihm organisirten Aufstandes zu Etwas zu bringen hoffte. Mit verführerischer Rede weiß er sich zahlreiche Anhänger zu erwerben; er öffnet die Gefängnisse, läßt die Verbrecher heraus, giebt ihnen Waffen und diese Banditen erfüllen, im Verein mit den Janitscharen und unbeschäftigten Arbeitern, Konstantinopel mit Aufruhr, plündern die Paläste der Minister, die Läden und schreien nach Blut.

Der feige Achmed III. schloß sich in seinen Harem ein und ließ den Aufstand vor den Pforten seines Palastes zunehmen, ohne ihm den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Der Großwessir Ibrahim bemühte sich vergeblich, Truppen zur Züchtigung der Aufrührer zu sammeln. „Ich weiß“, sagte er zu einigen in seinem Palast versammelten Ulemas, „ich weiß, daß ich verloren bin. Aber wenigstens wollen wir den Padischah retten“, und er nimmt sie mit sich nach dem kaiserlichen Palast. Kaum dort angekommen, umringen schon die Janitscharen, vereinigt mit dem Auswurf des Pöbels der Hauptstadt, den Serail und verlangen den Kopf des Großwessirs, seines Kiaja's und des Kapudan-Pascha's. Ach-

med III. läßt die drei Opfer erwürgen und glaubt damit den Aufstand zu beschwichtigen. Aber diese feige Nachgiebigkeit rettete den Padischah nicht. Der Imam der St. Sophien-Moschee, Ispirisade, der unter einer heuchlerischen Maske mit den Aufrührern in Einverständniß stand, erklärte dem Herrscher im Namen der Rebellen, daß das Volk Mohamed's ihn nicht mehr zum Sultan haben wolle. Entsetzen ergreift Achmed III.; das Geschrei vor den Thoren: „Fort mit Achmed, es lebe Mahmud!" trifft seine Ohren. Er eilt nach den Gemächern Mahmud's, Sohnes Mustapha II., küßt ihn auf die Stirn und sagt zu ihm: „Du bist Sultan! Ich bin nichts mehr. Ich bitte Dich nur, habe Erbarmen mit mir und meinen Kindern. „Mahmud besteigt den im Saale des Prophetenmantels errichteten Thron, schmückt seinen Turban mit der Diamant-Agraffe und den Reiherbüschen, zeigt sich den Abgesandten der Aufrührer und Alle huldigen ihm (1. October 1730).

Achmed III. war 57 Jahre alt als er vom Throne gestürzt wurde. Er starb 1736 an Gift, als der Krieg zwischen der Türkei und Rußland wieder ausbrach. Man glaubte, daß unter solchen Umständen seine Anwesenheit Aufstandsversuche veranlassen könnte. Ein Verbrechen dieser Art kostet wenig in dem kaiserlichen Palast von Stambul, wo aus Staatsgründen so viel unschuldige Opfer gefallen waren. Achmed III. endete wie sein Bruder Mustapha II.: erst abgesetzt und dann vergiftet. Die Aufständischen behandelten ihn, wie sie seinen Vorgänger behandelt hatten. Das war logisch. Eine Revolution führt zur andern. Die Gewalt war in den Händen der Armee. Mehr als je standen die Sultane unter der Vormundschaft der Janitscharen. „Ich wünschte, unser Parlament," sagte darüber die geistreiche Gemahlin des Gesandten von England, Lady Montague, „schickte hierher ein Schiff voll von Leuten, welche beständig blinden Gehorsam predigen. Sie würden die Willkürherrschaft in ihrer ganzen Nacktheit kennen lernen und sie selbst sollten entscheiden, wer am unglücklichsten ist; der Fürst, das Volk, oder der Minister."

Es fehlte Achmed III. nicht an Gaben, aber niemals legte er Festigkeit an den Tag und dieser Fürst, der eigentlich von gutem Herzen war, wurde aus Feigheit grausam. Er fand großen Geschmack an Blumen, Parfümerien, edeln Steinen und den Frauen seines Harems, die ihn zum Vater von einunddreißig Kindern machten. Die Hälfte seiner Zeit ver-

brachte er stickend und kosend in seinem Harem und fand seine größte Freude in unaufhörlichen Illuminationen, Spielen und schönen Tulpenbeeten, welche Blumen damals in Konstantinopel mit Leidenschaft cultivirt wurden.

Funfzehntes Kapitel.

Folgen der Revolution von 1730. — Patrona Chalil. — Krieg mit Oesterreich und Rußland. — Friede von Belgrad. — Einflußreiche Stellung Frankreichs bei der Pforte. — Graf Bonneval. — Stiftungen und Bauten Mahmud's I. — Gesetze des Sultans gegen den Wein und über die Kleidung der Fremden. — Abdulwahab und die Wehabiten. — Tod Mahmud's I. — Osman III. — Thronbesteigung Mustapha's III. (1730 — 57.)

Achmed III. war in seinem Gefängniß und Mahmud I. saß auf dem Thron. Aber noch hatte der Aufstand Konstantinopel in der Gewalt. Patrona Chalil war allmächtig. Der neue Sultan bestätigte alle Ernennungen, welche die Aufrührer vorgenommen hatten, und wollte jetzt Denjenigen sehen, dem er die Herrschaft verdankte. Als Patrona vor dem Padischah erschien, fragte ihn dieser: „Was kann ich für Dich thun, Chalil?" „Ich will nichts," gab dieser mit stolzer Verachtung zur Antwort; „Du herrschest und die Verräther sind todt, damit sind meine höchsten Wünsche erreicht. Ich weiß wohl, daß nun meiner ein schimpflicher Tod wartet. Maschallah (der Wille des Herrn geschehe)!" „Ich schwöre Dir, daß Dir kein Leids geschehen soll," gab Mahmud zur Antwort. Patrona verließ die Audienz des Großherrn mit ungläubigem Kopfschütteln; er schien der unter den Orientalen so wohlbekannten Worte zu gedenken: „Willst Du Deinen Kopf behalten, so hüte Dich wohl, ihn höher zu heben, als es Dir zukommt. Wenn Du Unrecht gethan hast, so fürchte die Strafe; jeder That folgt ihr Lohn."

Das Thronbesteigungsgeschenk des Padischah stieg diesmal auf die ungeheure Summe von 7500 Beuteln (beinahe drei Millionen Thaler). Die Aufrührer aus der Hefe des Volks, deren sich Patrona Cha-

lil bei der Entthronung Achmed's III. bedient hatte, verlangten jetzt ihren Theil von den kaiserlichen Geschenken. Patrona gab ihnen zur Antwort, daß sie nichts zu fordern hätten und behandelte sie mit großer Verachtung; er befahl den Arbeitern, wieder in ihre Werkstätten zurückzukehren und steckte die freigelassenen Verbrecher von Neuem ins Gefängniß. Blos die Armee theilte sich in das reiche Geschenk und auch Chalil nahm seinen Theil. Obgleich sich Patrona Mahmud als die Stütze seines Thrones darstellte, so hätte ihn doch der Sultan gern von Konstantinopel entfernt und ließ ihm daher die Statthalterschaft von Rumelien anbieten. „Ich mag sie nicht," gab der Anstifter des Aufstandes trocken zur Antwort. „Ich bin kein Mann für die Verwaltung, sondern ein Kriegsmann. Diese Stelle paßt nicht für mich." Patrona wollte erster Generallieutenant der Janitscharen werden, oder Samssund Baschi (Oberhaupt der Hüter der Doggen, wie es auf türkisch heißt). Der Einfluß Patrona's in Stambul, oder vielmehr der Schrecken, den er einflößte, war so groß, daß seiner Beischläferin auf seinem Befehl ein Palast eingeräumt werden mußte und die Sultana Walide, die Mutter Mahmud's, sah sich gezwungen, dieser Frau bei ihrer Niederkunft Sorbet zu überschicken und sie zu beglückwünschen. „Die Großen der Erde küssen Dir jetzt die Füße;" sagte damals Patrona zu seiner Beischläferin; „Du siehst, alle Sclaven sind nicht im Bazar; die ersten sind jetzt die letzten. Freue Dich der Gegenwart, meine Fürstin! Wir müssen das Glück im Fluge ergreifen!" „Das Glück," antwortete die Frau mit einem trüben Lächeln, „das Glück, Chalil, gleicht einem Aal des Bosporus; er entwischt, wenn man ihn festzuhalten glaubt."

Mehrere ehemaligen Würdenträgern unter Achmed III. gehörige Lusthäuser standen im schönen Thale der süßen Wasser. Patrona verlangte von dem Sultan Erlaubniß, sie niederbrennen zu dürfen, damit keine Spur von der Herrschaft der Verräther übrig bleibe. Der Kaiser gab zur Antwort, daß eine solche Maßregel die Osmanen bei den christlichen Völkern lächerlich machen werde. „Nun so wollen wir sie wenigstens zerstören," sagte Chalil. Und alle diese Lusthäuser, von denen man heute noch zerstreute Trümmer findet, wurden niedergerissen.

Wenige Tage nach der Absetzung Achmed's III. hatte der Divan Gregor Ghika, einen vornehmen Griechen aus dem Fanar, zum Woiwoden der Moldau ernannt. Ein anderer Grieche, Namens Janaki,

ein Fleischer in Pera, wünschte die Statthalterschaft über die Provinz zu haben und verlangte sie von dem allmächtigen Patrona, dem er dafür eine beträchtliche Summe Geld bot. „Du sollst Fürst werden," versprach ihm dieser. Chalil ging zum Großwessir Mohamed Pascha, Schwiegersohn Achmed's III. und verlangte von diesem die Statthalterschaft über die Moldau für Janaki. Der erste Minister gab ihm zur Antwort, daß die Absetzung Gregor's ihm weder gerecht, noch möglich erscheine, da er sich noch nichts gegen die Pforte habe zu Schulden kommen lassen. „Welchen Unterschied findest Du zwischen einem Giaur und einem andern," gab ihm Chalil frech zur Antwort. „Es sind zwei Hunde. Aber ich verlange, daß Janaki Fürst werde!"

Und es geschah auf der Stelle nach Patrona's Befehl.

Diese erniedrigende Tyrannei konnte nicht von Dauer sein. Drei muthige Männer, der General Topal Osman, der Oberst Kämmerer Ibrahim Aga und der Großrichter von Rumelien Paschmakdschisade, machten ihr ein Ende. Mit großer Geschicklichkeit wußten sie sich der Janitscharen selbst zur Ausrottung Patrona Chalil's und seines Anhangs zu bedienen. Patrona hatte unter dieser unruhigen Miliz einen unversöhnlichen Feind, Chalil mit dem Beinamen Pehlewan oder der Ringer, wegen seiner herkulischen Gestalt und Kräfte. An diesen wendeten sie sich, um sich durch ihn von der Herrschaft der Aufrührer zu befreien, und Pehlewan schwor ihnen, den Auftrag auszuführen. Am 23. November 1730, mit Einbruch der Nacht, drangen der Ringer und eine Anzahl Janitscharen wohlbewaffnet in das Haus, wo Patrona und sein Anhang beriethen, ob man Rußland, das man der Bundesgenossenschaft mit Persien beschuldigte, den Krieg erklären solle. Die Verschworenen, dreißig oder vierzig an der Zahl, werden alle niedergehauen und Patrona fällt als einer der ersten, ohne sich vertheidigen zu können. Aber nicht alle Aufrührer befanden sich in diesem Hause; man kannte jedoch ihre Namen und ihre Wohnungen und binnen sechs Tagen fielen 16,000 Insurgenten von der Schärfe des Schwertes. Diese Metzeleien stellten die Ruhe des Reiches sicher. In Augenblicken gewaltsamer Krisen ist die Schärfe des Schwertes in der Türkei immer die beste und rascheste Gerechtigkeit gewesen.

Der ehemalige Fleischer Janaki, welcher die Statthalterschaft über die Moldau und damit den Fürstenrang erkauft hatte, zeigte eine seltene Cha-

rakterstärke und eine noch seltenere Dankbarkeit, als er den Tod Patrona's erfuhr: „Ich mag nicht länger leben, als mein Wohlthäter; da man ihn ermordet hat, mag man mir das Gleiche thun." Aber sein Todesurtheil war bereits vom Sultan unterzeichnet. Ein Bostandschi schnitt ihm den Kopf ab. Janaki ward jedoch nicht hingerichtet, weil er die Statthalterschaft über die Moldau mit Geld erkauft hatte; denn das Woiwodenamt über die Donaufürstenthümer ward selbst in Friedenszeiten nur auf diese Weise erlangt. Der Divan trug in dieser Hinsicht keine Bedenken; Giauern bewohnten diese Fürstenthümer und Giauern vertraute die Pforte die Sorge an, sie zu regieren. Um von den Ungläubigen Geld zu erlangen, erschienen ihr alle Mittel gut. Janaki ward daher nur hingerichtet, weil er zu den Anhängern Patrona's gehörte.

Der Krieg mit seinen Siegen und seinen Niederlagen, aber stets auch mit den Fluthen von Blut, die er vergießen macht, scheint die Bestimmung der Türkei bis zu dem Tage zu sein, wo sie sich nicht mehr gegen die sie seit vier Jahrhunderten bekämpfenden christlichen Mächte erhalten kann. Unter der Regierung Mahmud's I. fand jedoch die Türkei einige Strahlen ihres alten Ruhmes wieder, nicht weil dieser Sultan kriegerisch gewesen wäre, denn er stellte sich nie an die Spitze seiner Heere, sondern weil er geschickte und tapfere Feldherren, wie Jegen Mohamed Pascha, Aus-Mohamed Pascha und tapfere Soldaten besaß, alle von dem Willen erfüllt, mit dem Blute der Giauern die zahlreichen Beschimpfungen abzuwaschen, welche der Halbmond seit der Aufhebung der Belagerung von Wien bis zur Schlacht von Peterwardein erlitten hatte.

Die Führer der christlichen Schaaren, welche so viele male die Osmanen besiegt hatten, waren ins Grab gestiegen: Sobiesky, Karl von Lothringen, der Prinz Eugen lebten nicht mehr. Weniger geschickte Generäle waren ihre Nachfolger: Franz von Lothringen, der Gemahl der berühmten Maria Theresia, ein vortrefflicher Fürst, ein Freund des Volkes, der Wissenschaften, der Künste, viel mehr geeignet, ein Reich in Frieden zu bringen, als Armeen im Felde zu führen; die Feldmarschälle Prinz von Hildburghausen, Neipperg und hauptsächlich Wallis, der während des Feldzugs und der Friedensverhandlungen, die ihm folgten, einen Fehler auf den andern häufte.

Wir wollen hier die vornehmsten Ursachen und Folgen dieses Kriegs, die der Frieden von Passarowitz nicht hatte voraussehen können, in Kürze angeben. In Folge langer Streitigkeiten zwischen der Pforte und Rußland über den Besitz von Daghestan, welches jede der beiden Mächte beanspruchte, drang der Tataren-Chan mit einer Armee in Persien ein und verletzte das russische Gebiet, trotz der Protestation der Regierung in Moskau. Nun befahl die Czarin Anna Iwanowna dem General Münnich ebenfalls, mit 60,000 Mann Russen oder Kosaken vom Don und der Ukraine in die Krim einzufallen, wo er alles mit Feuer und Schwert verheerte und Asow den Osmanen wieder abnahm. Diese Verwüstungen bestimmten den Divan noch nicht gleich, Rußland den Krieg zu erklären; denn der letzte persische Feldzug gegen den Usurpator Tamas Kuli Chan hatte das Heer sehr geschwächt und die Finanzen zerrüttet. Unter diesen Verhältnissen wendete sich der Sultan an das Gerechtigkeitsgefühl Oesterreichs und verlangte, außer Entschädigung für die Verwüstung der Moskowiten in der Krim; die Zurückgabe von Asow. Diese Forderung schien dem wiener Cabinet übertrieben zu sein und dieses erklärte durch den Grafen Königsegg, den Nachfolger des Prinzen Eugen als Präsident des Hofkriegsraths, daß die Stadt Asow, da sie schon früher den Russen gehört habe, den Türken nicht zurückgegeben werden könne und daß, wenn die Pforte auf ihren Forderungen bestehe, Oesterreich sich genöthigt sehe, zu interveniren und zwar nicht als vermittelnde Macht, sondern als Verbündeter Rußlands.

Darauf beschleunigte die Pforte ihre Rüstungen; denn sie war entschlossen, mit Gewalt zu nehmen, was man ihr auf dem Weg friedlicher Verhandlungen verweigert hatte. „Der Kaiser von Oesterreich", äußerte über diese Angelegenheit der türkische Geschichtschreiber Ssubhi, „dieses Gemisch von Bosheit und List und die Czarin, von allen Frauen mit abgeschnittenem Haar die Durchtriebenste, verstehen sich wie der Rabe und die Krähe; sie fallen über das Rosenbeet der wohlverwahrten Länder des türkischen Reichs her, um es mit ihren Klauen zu verheeren; auf sie ist nur der Koranvers anzuwenden: Tödtet sie, wie sie euch tödten und werft sie hinaus, wie sie euch hinauswerfen."

Der Krieg, ein ungerechter Krieg, unglücklicher für die Oesterreicher, als für die Russen, aber gerecht und ruhmvoll für die Türken, dauerte drei

Jahre und endigte mit dem Friedensvertrag von Belgrad am 18. September 1739. Mehr als 70,000 Christen kamen in diesen Kämpfen ums Leben. Die Schlacht vom 23. Juli 1739 bei dem Dorfe Krozka in Serbien, welches die Türken Hissardschik nennen, war die letzte dieses Kriegs. Die Osmanen, unter dem Befehle des Großwessirs Aus-Mohamed Pascha, zeigten an diesem Tage ihre ganze alte Tapferkeit, und die Kaiserlichen unter dem Befehle des Feldmarschalls Wallis, dessen Unbesonnenheit an der Niederlage schuld war, räumten das Schlachtfeld, auf dem sie 6000 Todte und 5000 Verwundete zurückgelassen hatten. Die Russen waren in Bessarabien glücklicher und Münnich eroberte daselbst Chozim und Jassy. Aber die Diplomatie machte diesen Kämpfen bald ein Ende. „Nun begannen", sagt der deutsche Geschichtschreiber Schöll, „die merkwürdigsten und unglücklichsten Verhandlungen, welche die Geschichte kennt. Diese Verhandlungen weisen eine solche Reihe von Schwachheiten und leichtsinnigen Handlungen auf der einen und Frechheiten auf der andern Seite auf, daß die Nachwelt nicht wissen wird, ob sie die Unterhändler strafbarer Unbesonnenheit, oder des Verraths anklagen soll."

Die Feldmarschälle Neipperg und Wallis treffen diese schweren Beschuldigungen; wir können nicht in sie einstimmen; ein Gedanke des Verraths kann in diesen Sachen den beiden Generälen nicht unterstellt werden und wir meinen lieber mit Hammer, daß sie nur durch Rathlosigkeit und Unfähigkeit gesündigt haben.

Außerdem hatten die Oesterreicher in den Conferenzen von Belgrad einen der berühmtesten französischen Diplomaten gegen sich, den Marquis von Villeneuve, Gesandten Ludwig's XV., dem die Verminderung der Macht Oesterreichs am Herzen liegen mußte. Villeneuve war die Seele dieser Verhandlungen und der Friedensvertrag von Belgrad, in welchem diesmal die Türken den Oesterreichern und Russen die Bedingungen vorschrieben, war sein Werk. Nach den Bestimmungen des Vertrags erhielt die Türkei Belgrad, Asow und die Grenzplätze der Donaufürstenthümer zurück. Aber dieser Friede von Belgrad war auch der letzte Strahl des osmanischen Ruhmes.

Nie war die türkische Politik mit der großen europäischen so eng verknüpft, als unter der Regierung Mahmud's I.; noch nie hatte Konstantinopel soviel Gesandte, Internuntien und einfache Geschäftsträger gesehen

und noch nie sind soviel Handels-, Freundschafts- und Schiffahrtsverträge und Schutz- und Trutzbündnisse mit der Pforte abwechselnd verhandelt, gebrochen und wieder aufgenommen und abgeschlossen worden. Bis dahin hatten nur die Großmächte in Konstantinopel ihre Vertreter gehabt; unter der Regierung Mahmud's I. schickten die unbedeutendsten christlichen Staaten ihre Abgeordneten. Der politische Horizont vergrößerte sich und Konstantinopel war der Kampfplatz für die gesammte Diplomatenwelt. Aber immer noch zog man den Mufti in Unterhandlungen der Pforte mit jeder christlichen Nation ohne Unterschied zu Rathe und seine Fetwas stellten als Grundsatz auf, daß die Moslemin mit den Ungläubigen Verträge nur schließen dürften, wenn sie zum Vortheil des Islam ausfielen. Dennoch hatten oft genug die Häupter der Religion und des Gesetzes sich erniedrigende Verträge gefallen lassen müssen, zu welchen die Giauern die Pforte genöthigt hatten. Hauptsächlich in solchen Fällen stützte man sich auf den bei den Mohamedanern zum religiösen Grundsatz gewordenen Fatalismus; die Worte: „Gott hat es gewollt!“ hörte man öffentlich von Imams in den Moscheen ausrufen und die Rechtgläubigen ergaben sich darein. Hat der Prophet nicht gesagt: „wenn euch Unglück trifft, so hat es auch andere Völker getroffen“ und dann wieder: „die Tage des Unglücks wechseln unter den Menschen, damit die Gläubigen Gott erkennen; kommt es ihm nicht zu, unter uns seine Märtyrer zu wählen?“

Zu der Zeit, von der wir sprechen, hatte Frankreich in seinem Uebergewicht in Konstantinopel keinen Nebenbuhler; Nichts geschah ohne dasselbe, oder vielmehr Alles geschah durch dasselbe. Die Kriege, welche Ludwig XV. gegen einen Theil Europas führte, veranlaßte die französischen Diplomaten, Oesterreich und England überall Verlegenheiten zu bereiten und Feinde zu machen: wie wir schon oben sagten, war der den Regierungen von Wien und Petersburg so nachtheilige Frieden von Belgrad Frankreichs Werk. Die Beziehungen zwischen dem Hofe von Versailles und dem von Stambul standen auf dem besten Fuße. Ein Villeneuve, ein Castellane, ein Desalleurs vertraten Frankreich in Konstantinopel mit ebenso viel Gewandtheit, als Kraft. Die alten Capitulationen mit der Pforte wurden 1740 erneuert, die Handelsfreiheiten der Franzosen in den Gewässern der Levante vermehrt; das Schutzrecht Frankreichs über die Christen im Orient und hauptsächlich über die Maroniten war allge-

meiner und anerkannter, als je, und die heiligen Orte kamen wieder in den Besitz der lateinischen Väter.

Ludwig XV., der von Mahmud I. mehrere Male prachtvolle Geschenke erhalten hatte, überschickte 1747 dem Sultan goldene Teppiche, mit kostbaren Steinen besetzte Spiegel, silberne Palmen, Thee- und Kaffee-Service von Gold, ein Mahagonikästchen mit Schmuck für die Sultaninnen, Kissen und Sophas aus den lyoner Fabriken und einen Tisch von Perlmutter, mit Perlen und Diamanten besetzt. Zu diesen Geschenken fügte Ludwig XV. zweiundzwanzig Artilleristen zu bessern Einübung der Artillerie.

Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Divan waren damals so eng, daß man zum großen Erstaunen der Christenheit die Türkei sich erbieten sah, als Vermittlerin in den blutigen Kriegen, welche das Abendland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verheerten, aufzutreten. Die Vermittlung ward nicht angenommen und der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Reiseffendi Mustapha, der nach dem Ruhme strebte, ganz Europa zu pacificiren, äußerte seinen Verdruß durch Worte, welche der Reichsgeschichtschreiber Isi bei Erwähnung des Friedens von Aachen aufgezeichnet hat. „Gott," sagt er, „gab dem Hunde die Macht über das Schwein. Wenn ein Ungläubiger stirbt, so ist es ein Gewinn für den Islam. Die Giauern bilden nur ein einziges Volk. Möge Gott sie Alle der ewigen Verdammniß übergeben!" Ein anderer Reichsgeschichtschreiber, Ssubhi, berichtet über eine Audienz des österreichischen Gesandten, Herrn von Talman, der gekommen war, um Mahmud wegen seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen: „Der Verfluchte ward in den kaiserlichen Divan geführt; nachdem er seine Stirn in den Staub gebeugt hatte, übergab er seine Beglaubigungsschreiben und die Geschenke, die er mitbrachte; man zog ihm einen Ehrenpelz an, der für ihn zu groß war; dann verließ der Giauer, trunken von Glück, die Gegenwart des Königs der Könige, des Herrn über Land und Meer, und durch das Verschwinden seiner verächtlichen Person ward das Feld des Serail, glänzend wie Smaragd, endlich von dem Fleck befreit, welchen ihm seine Gegenwart aufdrückte."

Solche Auszüge lehren die Türken besser kennen, als lange Abhandlungen über den Charakter dieses Volkes; denn die Türken schildern sich



selbst mit ihren Handlungen und ihrer Sprache. Zweierlei wird sich vielleicht niemals aus den Herzen der Osmanen ausrotten lassen: Ihre Eitelkeit als Nation und Individuen, und ihr blinder Haß gegen die Christen. Die Osmanen glauben, von besserm Blute zu sein, als alle andern Völker, und jede andere Religion, als der Islam, ist in ihren Augen von Gott verdammt.

Die Moslemin haben die Christen beständig als Ungläubige, Hunde und Verworfene behandelt. Langjährige Berührungen jeder Art mit den Christen, die Errungenschaften der europäischen Civilisation, die zum Theil vor den Augen der Türken gewonnen wurden, die wunderbare Arbeit der Welt seit sechs Jahrhunderten, nichts hat den Geist dieser an den Ufern des Bosporus und des goldenen Hornes gelagerten Tataren verändern können, und die Osmanen sind heute noch ein Volk von alten und hochmüthigen Kindern.

Man kann nicht über Mahmud I. schreiben, ohne den Namen des Grafen Bonneval zu nennen, dieses Grandseigneur aus dem Limousin, der, wie er selbst sagte, nur drei Herren, Gott, die Ehre und seinen König anerkannte und sie doch alle Dreie verrieth. „Er war ein jüngerer Sohn aus sehr gutem Hause," erzählt Saint Simon von ihm; „er hatte viel Anlage für den Krieg und viel Geist, war beredt mit Gewandtheit und Grazie, sonst ein Lump, sehr verschwenderisch, über die Maßen liederlich und ein Spitzbube."

In der That ein Spitzbube, denn 1705 oder 1706 beschuldigte ihn der ehrliche Chamillart, Ludwig's XIV. Staatssecretair für den Krieg, des Unterschleifs. Bonneval sagte ihm, daß er die fragliche Summe nur mit der Beistimmung des Herzogs von Vendome entnommen habe und nicht glauben könne, daß sich die Herren von der Feder um derlei Ausgaben zu bekümmern hätten. „Es scheint mir," gab ihm Chamillart zur Antwort, „daß Sie nur den Herren von der Feder nicht gern Rechenschaft ablegen mögen, weil diese zu gut zu rechnen verstehen."

Und Bonneval verließ sein Vaterland Frankreich, um in Deutschland Dienste zu suchen. Er schlug sich wie ein Löwe bei Peterwardein und Belgrad, veruneinigte sich aber mit dem Kaiser von Oesterreich und mit dem Prinzen Eugen und ging nach der Türkei. Das Wiener Cabinet verlangte von dem Divan die Auslieferung des Deserteurs. Um

nicht um den Hals zu kommen, schwur Bonneval den Glauben seiner Väter ab und ward Mohamedaner.

In Konstantinopel nahm er den Namen Osman an, und Mahmud I. machte ihn zum General der Bombardiere mit dem Titel Pascha von zwei Roßschweifen (1729). Als er Verräther am deutschen Kaiser ward, wie er es schon an seinem König gewesen, war Bonneval gänzlich zu Grunde gerichtet: „Die Suppe hat mein Geschirr aufgezehrt," sagte er, „und wenn mir die Juden den Befehl über 50,000 Mann übertragen hätten, so hätte ich Jerusalem belagern können." Als sein Kammerdiener Lamira gegen ihn äußerte: die Türken wären nicht so dumm, wie man in Wien, in Rom und in Paris glaube, gab Bonneval, mit dem den Schöngeistern jener Zeit so geläufigen ironischen Tone, zur Antwort: „daß er in seinem Innern eine Regung türkischer Gnade fühle und daß diese Regung in der Hoffnung bestände, dem Prinzen Eugen Etwas hinter die Ohren zu geben, sowie er, Osman Pascha, über ein paar türkische Bataillone verfügen könne."

Diese ebenso anmaßend gedachte, wie ausgedrückte Hoffnung war dem Renegaten von einem tödtlichen Haß gegen den Helden von Zenta, Oudenarde, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad eingegeben, und er haßte den Prinzen Eugen, weil derselbe ihn wegen seiner Vergehen in Brüssel hatte arretiren lassen und sich weigerte, sich mit Herrn von Bonneval zu schlagen.

In Konstantinopel spielte er die Rolle eines Spions der Türkei, Frankreichs und der beiden Sicilien. Der Divan hatte ihm 55 Piaster täglich ausgesetzt und er ward außerdem von den Höfen von Versailles und von Neapel bezahlt, was den Reichs-Effendi zu der Aeußerung veranlaßte, daß Bonneval, als Pensionair des Sultans, Ludwig's XV. und des Königs von Neapel, mit drei Mäulern esse. Die Großen der Pforte behandelten ihn mit der größten Verachtung. Aber sie benutzten ihn, um sich von ihm in die Geheimnisse der europäischen Politik einweihen zu lassen, die er von Grund aus kannte. Die Erfolge der türkischen Armeen in den Feldzügen 1737, 1738, 1739 waren zum Theil den sehr einsichtsvollen Rathschlägen des Grafen von Bonneval zu verdanken. Um ihn für seinen Eifer zu belohnen, übertrug ihm der Divan die Statthalterschaft von Karamanien, die ihm 25 Beutel einbrachte und die er durch

einen Stellvertreter verwalten ließ. Bonneval machte Anstalten, nach Frankreich zurückzukehren, als ihn im 72. Lebensjahre in Konstantinopel der Tod überraschte. Er hinterließ in Pera, Galata und Stambul mehr als 10 Beutel Schulden und war bis an sein Lebensende sehr liederlich und ein großer Lump und Spitzbube, wie Saint Simon sagt. Einer seiner natürlichen Söhne, der Graf de la Tour, trat ebenfalls zum Islam über und machte sich später unter dem Namen Suleiman Aja bekannt.

Mahmud I., ein gelehrter Fürst, der den Luxus, die Wissenschaften, die Künste und die schönen, wenn nicht die nützlichen Bauwerke liebte, bereicherte Stambul mit vier Bibliotheken, einer Moschee, mehreren Brunnen und ließ auf den beiden Ufern des Bosporus acht Lusthäuser bauen. Die Säulen eines dieser kaiserlichen Paläste hatten die Farbe der Morgenröthe und glichen denen im „Palast des Scheab im irdischen Paradiese.“ Die Bibliotheken glichen „Lichtmeeren, welche den Wissensdurst der Ulemas löschen.“ Die Kuppel eines der Brunnen war, „wie der Dom des Himmels, ein geschliffener Diamant, aus dessen zahlreichen Röhren, wie aus dem Munde schöner Geister, sich die belebenden Ströme der Beredtsamkeit ergießen.“ Welcher Unterschied zwischen dieser gespreizten Sprache, an welcher jedoch die Orientalen einen sehr großen Geschmack finden und der Inschrift über dem von Achmed III. in Konstantinopel erbauten Brunnen: „Wanderer, öffne diese reine und klare Quelle und bitte Gott für den Sultan Achmed.“ Diese Einfachheit verdiente gewiß, unter allen Völkern ausgezeichnet zu werden.

Bei den Völkern, denen die Religion den Weingenuß untersagt und die in heißen Ländern wohnen, muß das Wasser einen weit höhern Werth haben, als in andern Ländern. In tausend Stellen des Korans preist Mohammed das Wasser an und empfiehlt seinen Schülern, es den Armen und den Reisenden leicht zugänglich zu machen. An den türkischen Landstraßen findet man überall Brunnen mit daran hängenden Schöpfgefäßen von Holz oder Zinn. Wo Quellen fehlen, werden sie durch mit Wasser gefüllte Krüge ersetzt. Ueber diesen Brunnen liest man Ueberschriften wie die folgenden: „Das Beste aller Almosen ist das des Wassers. Der Herr erquickt den Wanderer mit einem reinen Trunke. Möge das Wasser Dich erquicken, Wanderer, und Dir das Gewicht der Sonne weniger schwer machen!“ Diese Brunnen, lauter milde Stiftungen, stehen



meistens neben mohamedanischen Gräbern. Für die Wassertropfen, welche seine trockenen Lippen erfrischen, dankt der Vorübergehende mit einem Gebet für den Türken, der hier seinen letzten Schlaf schlummert.

Dieser poetische und fromme Brauch erklärt die Abneigung der rechtgläubigen Moslemin gegen den Wein. Als strenger Gläubiger verbot Mahmud I. den Weingenuß in seinem Reiche und namentlich in Konstantinopel, wo die Bekenner des Islam oft das heilige Gesetz übertraten. Der Sultan befahl die Zerstörung der Schenken, wo man das verbotene Getränk verkaufte und sein Befehl ward ausgeführt. „Die Tochter der Rebe, die Trunkenheit, wagte sich nicht mehr, ohne Schleier zu zeigen und die verweichlichten Menschen jener Zeit mußten das mit Wein gefüllte Krystallglas mit der Kaffeetasse von Porzellan vertauschen."

Mahmud I. zeigte sich noch strenger gegen die Frauen, denen er noch mehr als dem Weine die Verderbniß der Moslemin schuld gab. Er erließ gegen sie Luxusgesetze, welche in Konstantinopel eine große Aufregung hervorbrachten. Gestickte Pantoffeln und Mützen, Feredeschas oder Mäntel von Seide, zu feine und zu durchsichtige Schleier und zu enganliegende Kleider, welche zu viel von den Formen des Gesichts und des Körpers errathen ließen, wurden ihnen verboten. Mehrere Frauen wurden, auf den Verdacht, durch ihre Coquetterie und durch ihre zu weltliche Toilette die Phantasie der Rechtgläubigen beunruhigt zu haben, im Bosporus ertränkt. Eine wegen ihrer Schönheit und ihrer Coquetterie berühmte Türkin, die deshalb auch den Beinamen Scheitan Eminesi (Dienerin des Teufels) führte, erlitt zuerst diese allen denen, die man Zauberinnen nannte, vorbehaltene Strafe. „Ihr nackter Körper erhielt als einzige Bekleidung das blaue Gewebe der Meereswellen," sagt der Geschichtschreiber Isi. Das kaiserliche Gesetz verbot ihnen die öffentlichen Spaziergänge; nur zwei Mal die Woche durften sie das Haus verlassen und auch dann überwachte sie die Polizei, wenn sie, in ihren weiten, leinenen Feredscha von Kopf bis zu Füßen eingehüllt, auf den Straßen und in den Bazars erschienen.

„Ich bin überzeugt," sagt Lady Montague vierzig Jahre nach diesen Vorfällen in Konstantinopel, „ich bin überzeugt, daß nur die Frauen in der Türkei frei sind. Was ihre Sittlichkeit betrifft, so sündigen sie nicht mehr, als die Christinnen." Die Verantwortlichkeit für diese letzte Aeußerung



wollen wir der geistreichen englischen Dame ganz allein überlassen; aber ihre Meinung über die Freiheit der türkischen Frauen können wir nicht theilen, wenn sie nicht damit meint, daß einige, aber bei weitem nicht alle, leicht ihren Mann oder ihren Herrn betrügen können, indem sie sich der Aufsicht des Verschnittenen entziehen.

Die mohamedanische Frau genießt keine Freiheit und keine Rechte. In der vom Koran geregelten socialen Ordnung finden sie nur einen untergeordneten, ja fast gar keinen Platz. Der Prophet von Mekka und nach ihm alle Commentatoren seiner Lehren nennen die Frauen nur Nakissalot-Nake (Wesen von beschränktem Geiste), womit sie zugleich gegen die Galanterie und gegen die Wahrheit verstoßen. Aber allerdings kann die Erziehung, die man den Frauen in der Türkei angedeihen läßt, ihren Geist nicht entwickeln. Elementarschulen (Mekteb) für die Knaben sind in allen Städten des türkischen Reichs reichlich vorhanden; (man zählt deren allein in Konstantinopel 1200); aber wir glauben nicht, daß eine einzige Schule für die Mädchen zu finden ist; sehr selten kann eine Türkin lesen und schreiben; der unendlichen Mehrzahl fehlt es an allem Unterricht, sogar am religiösen; denn die ernsten Mollahs und Ulemas von Stambul, Kairo, Aleppo, Bagdad, Brusa und Adrianopel stehen immer noch im Zweifel, ob das Weib eine zu errettende Seele habe; nach ihrer Meinung ist es nur geschaffen, um zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts zu dienen; was seine zukünftige Bestimmung betrifft, so behaupten sie, nichts davon zu wissen; aber Gott werde in seiner Barmherzigkeit die Frauen nach ihrem Tode in seine Obhut nehmen. Kurz, das Weib ist kein Geschöpf, welches der philosophischen und religiösen Untersuchungen der Lehrer des Gesetzes Mohamed's würdig wäre.

Der Platz der Frau ist daher in der Gesellschaft der Moslemin leer geblieben. Das Reich Osman's, welches jetzt unter den Trümmern seiner schlechten Constitution ein kümmerliches Dasein fristet, wird untergehen, ohne daß das Weib, die edle Gefährtin des Mannes, seine Bestimmung unter den Schülern Mohamed's erfüllt hat. Aber die Stellung, welche der Koran den Frauen anweist, ist keine der geringsten Ursachen des Verfalles, in welchem sich das Reich seit langer Zeit befindet. Diese Frage berührt jedoch so ernste sociale Interessen, daß wir sie hier nicht behandeln dürfen; denn sie gründlich zu besprechen, verlangte einen, die bescheidenen

Grenzen dieses Buches weit überschreitenden Raum. Wir wollen daher wieder unsere einfache Geschichterzählung fortsetzen.

Unter der Regierung Mahmud's I. trat in Arabien der Reformator des Islam auf, Abdul Wehab, d. h. der Diener des Allverleihenden. Nach ihm war die mohamedanische Religion schon seit langer Zeit verfälscht und zwar hauptsächlich in Konstantinopel, wo die Sultane, die unwürdigen Nachfolger der Kalifen, durch den Wein- und Opiumgenuß und durch eine übertriebenen Verehrung Mohamed's, die Gott fast vergessen machte, zuerst das Beispiel von der Verletzung des heiligen Gesetzes gaben. Abdul Wehab predigte gegen den Luxus, die Ueppigkeit, den äußeren Pomp des Gottesdienstes, der sich der Götzendienerei der Ungläubigen näherte, die unnatürlichen Laster, welche der Koran verdammt und brandmarkt und die Heiligenverehrung. „Er wolle den Islam reinigen," sagt er, „ihm seine ursprüngliche Verfassung wiedergeben und die Religion auf folgende sechs Punkte beschränken: 1) Auf den Glauben an einen Gott; 2) auf die fünf Gebete täglich; 3) auf das Almosen; 4) auf die Wallfahrt nach Mekka; 5) auf die Fasten des Ramassan und 6) auf den Bairam, oder das Fest der Opfer. Getreu den Grundsätzen Mohamed's, ließ der Apostel der Beduinen den Bekennern einer anderen Religion nur die Wahl zwischen dem Koran und dem Tode.

Seine Lehre unterschied sich so wenig von dem wahren Islam, daß die Gesetzkundigen von Arabien, Aegypten und Syrien sie nicht als Ketzerei zu verdammen wagten. Aber die Ulemas von Stambul schleuderten den Bann gegen Abdul Wehab, den sie beschuldigten, sich zum Haupt einer neuen Religion aufwerfen zu wollen. Bei Bassora floß zwischen den Wehabiten und den Osmanen das Blut in Strömen. Mahmud I., den das Auftreten des Dieners des Allverleihenden ernstlich beunruhigte, weil er einen Augenblick den Islam durch Sectenzwiespalt bedroht glaubte, legte einen feurigen Glaubenseifer an den Tag, und stattete die Kaaba (den Tempel des Propheten) mit einer bis dahin unerhörten Verehrung und Pracht aus. Er schickt im feierlichen Aufzuge dem heiligen Hause reiche Teppiche, goldene Leuchter und Smaragde, besetzt mit den schönsten und reichsten Diamanten des Serails. „Diese blendenden Edelsteine bildeten so viele glänzende Blicke, ähnlich den Sonnenstrahlen, die auf dem seidenen Grün der von Diamanten ähnlichen Thautropfen funkelnden

Wiesen spielen," sagt Jsi bei dieser Gelegenheit. Durch diese prächtigen Geschenke protestirte der Sultan gegen die Predigten Abdul Wehab's über den prunkvollen Gottesdienst und hoffte, damit zugleich die Anhänger des Reformators zum alten Glauben zurückzuführen. Aber das Andenken Abdul Wehab's wird immer noch von einer sehr großen Anzahl Mohamedaner in allen Theilen Arabiens gesegnet; sie nennen diesen Diener Gottes einen Weisen, einen wahren Gläubigen, einen Apostel hoher Tugend.

Mahmud I. führte zuerst von allen Sultanen einen Brauch ein, dessen Grundgedanke war, die kaiserliche Gewalt auf das Heer zu stützen, der aber zuletzt damit endigte, daß sich alle Macht in den Corps der Janitscharen vereinigte. Nicht den Statthaltern der Provinzen, den Mitgliedern des Divans, den Ulemas, noch weniger dem Volke, sondern nur den Truppen in ihren Casernen, oder im Felde, meldete der Padischah alle Absetzungen und den Wechsel in den Großwessiren. Diesen Gebrauch, den die Nachfolger Mahmud's I. bis Selim III. nachahmten, erinnerte an eine Art Rechenschaft, welche der Herrscher seinen Unterthanen ablegte und die Janitscharen legten ihn auf diese Weise aus; auch gaben sie ihre Zufriedenheit bei diesen Anzeigen laut zu erkennen, und Hochs auf den Sultan ertönten aus ihren Reihen. Zum ersten Male nahmen die Truppen gesetzlichen Antheil an den wichtigsten Staatsveränderungen. Ohne es zu ahnen, entledigte sich Mahmud eines Theils seiner Autorität zu Gunsten der schon zu großen und gefährlichen Macht des Heeres.

Eine in Vergessenheit gerathene Verordnung Suleiman's des Prächtigen befahl, daß der Wekilchardsch (der Verpflegsofficier der Janitscharen) dem Sultan jedesmal, wenn er vor der Hauptcaserne vorüberging, eine Tasse Scherbet überreichen solle. Mahmud I. führte diesen Gebrauch wieder ein. Dieser Sultan suchte alle Mittel auf, um sich den Schutz der Kanonen und Bayonete der Prätorianer zu sichern, die so oft schon dem Throne ihren Willen aufgezwungen hatten. „Die Janitscharen meiner hohen Pforte," sagte Mahmud I. in einem feierlichen Hatti-Sherif von 1750, „die Janitscharen sind eine Schaar von tapfern Glaubenskämpfern, auf denen der Segen des Schattens Gottes auf dieser Welt und der Blick der Rechtgläubigen ruht. Jede Sorge, die wir auf die Erhöhung ihrer Würde und ihrer Achtung verwenden, verbürgt uns zeitliches und ewiges Glück. Die Officiere und Gemeinen dieser tapfern Miliz haben uns in Kriegs-

und Friedenszeiten ausgezeichnete Dienste geleistet, die wir stets im Gedächtniß bewahren werden."

Sechsundsiebzig Jahre später verwünschte ein anderer Sultan von Stambul dieselbe Miliz und rottete sie aus.

Mahmud I., dessen vierundzwanzigjährige Regierung nicht ohne Ruhm war, starb am 13. December 1754, achtundfunfzig Jahre alt. Sein Nachfolger auf dem Throne, sein Bruder Osman III., war nur der Schatten eines Sultans, und seine dreijährige Regierung zeichnete sich durch kein merkwürdiges Ereigniß aus. Osman III. war vierundfunfzig Jahre alt, als er aus dem Kerker der Prinzen heraustrat, um den Säbel des Propheten umzugürten, und die lange in Unthätigkeit zugebrachte Einsperrung hatte seinen Charakter verbittert und verhärtet. Während seiner dreijährigen Herrschaft wechselte er funfzehn Mal die Großwessire und ließ einen erdrosseln. Der Tod befreite das Reich am 30. October 1757 von diesem Sultan. Ein Jahr vorher war Mohamed Chan, ein Sohn Achmed's III., und ein sehr hoffnungsvoller Prinz, nach der allgemeinen Meinung an Gift gestorben und sein Bruder, Mustapha III., folgte, vierzig Jahre alt, Osman III. auf dem Throne von Stambul.

Sechszehntes Kapitel.

Der Großwessir Ragib Mohamed Pascha 1757—1763.

Seit der Gründung des osmanischen Reichs bis zum Tode Osman's III. im Jahre 1757 hatten zweihundert Großwessire den türkischen Staat verwaltet, oder seine Heere geführt, natürlich mit Ausnahme Derjenigen, welche diesen hohen Posten unter den acht oder zehn Sultanen, die selbst regierten, bekleideten. Von diesen zweihundert Großwessiren waren wenigstens hundert von Henkershand, oder in der Verbannung gestorben, nicht weil sie alle diese Strafe verdient hätten, sondern weil ihr Leben von einer Laune, oder einem Wort der Padischahs, oder der Meuterei der Janitscharen abhing.

Biographien der Großwessire sind in den kaiserlichen Bibliotheken von Stambul vorhanden; aber diese von Osmanen verfaßten Biographien sind meistens unvollständig und das begreift sich leicht, wenn man erfährt, daß die Verfasser jede von einem Großwessir verlorene Schlacht, oder jeden von ihnen unterzeichneten der Pforte ungünstigen Friedensvertrag mit Stillschweigen übergehen. Vollständig und mit Wahrheitsliebe erzählt, wären die Lebensbeschreibungen der ersten Minister des Divans nichts als eine getreue Geschichte des osmanischen Reichs in seinen merkwürdigsten Ereignissen, denn diese Ereignisse standen im Zusammenhange mit der Richtung, welche die Großwessire den Staatsangelegenheiten gaben. Aber das beabsichtigten gerade die türkischen Biographen nicht und die europäischen Schriftsteller haben sie, so weit es wenigstens die allgemeine Geschichte der Türkei betrifft, erst ergänzen müssen.

Wir haben in diesem Werke nicht die Verwaltung jedes Großwessirs bis in ihre Einzelnheiten verfolgen können; wir haben nicht einmal alle diese Würdenträger genannt, von denen sich nur eine ziemlich kleine Zahl ausgezeichnet hat. Minister, wie Sokolli und Ibrahim, unter Suleiman dem Prächtigen und, größer als Alle, die vier ersten Köprilis, sind in der Türkei ebenso selten, wie in andern Ländern. Wir finden aber jetzt Gelegenheit, abermals einen ausgezeichneten Mann zu nennen, Raghib Mohamed Pascha, der um so mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, als er der letzte tüchtige Staatsmann ist, der bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Annalen des türkischen Reichs erwähnt wird.

Raghib, der Sohn eines einfachen Schreibers der Schatzkammer, bekleidete in seinem fünfundzwanzigsten Jahre schon das Amt eines Defterdar oder Finanzministers in Tiflis und dann in Erivan während des persischen Feldzuges von 1747. Nach der Rückkehr nach Konstantinopel ward er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und hatte großen Antheil an dem Abschluß des berühmten Friedens von Belgrad (1739). Nach einander mit der Statthalterschaft von Cairo, Aidin und Aleppo betraut, zeigte er überall seltene Charakterfestigkeit und ausgezeichnetes Verwaltungstalent. Aber hauptsächlich an den Ufern des Nils verrichtete er die Thaten, die ihn in der türkischen Geschichte berühmt gemacht haben.

Seit der Eroberung Egyptens durch Selim I. hatte dieses reiche und schöne Land der Pforte nie anders, als nur dem Namen nach ange-

hört, obgleich die Sultane die Steuern von dem vom Nil bewässerten Lande mehr oder minder regelmäßig empfangen hatten. Die Mameluken-Beis, welche der schreckliche Sohn Bajazet's II. 1717 zum Theil ausgerottet hatte, waren noch fast mit derselben Unumschränktheit, wie vor der Eroberung durch die Türken, die Beherrscher Egyptens. Die Worte, welche Junis Pascha das Leben gekostet hatten: „Egypten wird jetzt von Verräthern regiert!“ schlossen eine Wahrheit in sich, welche spätere Ereignisse enthüllten. Die Pforte schickte Statthalter nach Cairo; aber thatsächlich war das Land im Besitz der Mameluken; oft bezahlten sie nur einen Theil des Tributs und manchmal bezahlten sie ihn gar nicht; wenn ihnen ein türkischer Pascha nicht gefiel, so erlangten sie leicht dessen Versetzung oder Abberufung. 1743 ließ der Ungehorsam der Beis befürchten, daß sie damit umgingen, das Joch der Pforte abzuschütteln. Raghib Pascha erhielt den schweren und gefährlichen Auftrag, diesem Zustand der Dinge durch alle nur möglichen Mittel ein Ende zu machen.

Raghib, ein der tiefsten Verstellung fähiger und in seinen Plänen undurchdringlicher Charakter, hatte lange in Persien gelebt und schien dort den unsittlichen Grundsatz gelernt zu haben; „daß eine Lüge, welche eine Angelegenheit schlichtet, besser ist, als eine Wahrheit, welche sie verwirrt.“ Marc Aurel hat eine ganz entgegengesetzte Maxime hinterlassen: „Die Wahrheit“, sagt er, „hat noch Keinem geschadet und der Meineid ist das größte Verbrechen der Könige.“

Mit einem Hatti-Sherif versehen, der ihn zur Niedermetzelung der Mameluken ermächtigte, wendete der neue Statthalter von Egypten List und Heuchelei zur Ausführung dieses blutigen Planes an. Durch Geschenke und Freundschaftsbetheurungen gewann er die Beis, sodaß sie zuletzt nicht einen Schatten des Mistrauens gegen ihn hegten. Vier Jahre lang dauerte dieses Spiel. Am 10. August 1747 rief Raghib Pascha, der treue Janitscharen bei sich hatte, die vierundzwanzig Mameluken-Beis in den Berathungssaal in Cairo zusammen. Ein Anführer der Janitscharen, den Raghib einige Stunden vorher ins Geheimniß gezogen hatte, war mit im Divan anwesend; auf ein Zeichen des Statthalters verließ er den Saal und kehrte nach einigen Augenblicken an der Spitze von drei oder vierhundert Soldaten zurück. Die Beis schrieen über Verrath und Meuchelmord, aber die Janitscharen hieben sie ohne Erbarmen nieder.

Vier Mameluken-Beis retteten sich; sie eilten in ihre Casernen, stellten sich an die Spitze ihrer tscherkessischen Miliz und es entspann sich in den Straßen Cairos eine blutige Schlacht zwischen den Mameluken und Janitscharen. Raghib Pascha führte die letztern und zeigte großen Muth; er blieb Herr des Schlachtfelds, und die vier Beis flüchteten nach Sennaar.

So kam ganz Egypten wieder unter die ausschließliche Herrschaft der Pforte. Raghib bemächtigte sich der Schätze der ermordeten Beis und sandte sie dem Sultan, der ihm dafür mit einem Glückwunschschreiben, einem Ehrensäbel und einem Zobelpelz dankte.

Aber noch einmal nach dieser Katastrophe lebte die Herrschaft der Mameluken wieder auf und erst 1811 konnte Mohamed Ali sie durch ein noch schrecklicheres Blutbad, als das von Raghib angerichtete, für immer vernichten.

Diese Politik des Meuchelmords und des Verraths war bei den Türken keine Seltenheit. Sie hat in ihren Augen nicht den verabscheuungswerthen Charakter, den wir ihr in Europa beilegen; ein Feind ist vorhanden, der hindert oder schadet und er muß, gleichviel durch welches Mittel, vernichtet werden, denn wenn man ihn nicht tödtet, tödtet er uns; das Recht und der Sieg gehört dem Stärksten oder dem Schlauesten: das sind in vielen Fällen die politischen Principien der Türken, dieselben Principien, die auch die barbarischen Völker des Alterthums hegten. Diese Grundsätze hatten in den türkischen Sitten und namentlich zu den Zeiten, von denen wir sprechen, so tief Wurzel geschlagen, daß ein türkischer Geschichtschreiber Wassif dem Raghib Pascha, der nur zu oft diese seines Geistes ganz unwürdige Politik befolgte, den Beinamen Insani Kamil (der vollkommene Mann) gegeben hat.

Raghib Pascha erhielt seine Ernennung zum Großwessir einige Monate vor dem Tode Osman's III. Gewiß wären unter einem so unfähigen Sultan Aufstände in Konstantinopel und den Provinzen ausgebrochen, wenn nicht die starke Hand Raghib's die Zügel der Regierung gehalten hätte. Während seines sechsjährigen Ministeriums war die Türkei ruhig, glücklich im Innern und geachtet im Auslande. Mustapha III., der verständig genug war, mit der Thronbesteigung nicht den Großwessir zu ändern, wie dies gewöhnlich der Fall ist, gab 1758 seine Schwester Saliha dem Großwessir Raghib zur Gemahlin und diese Familienverbin-

dung, welche für den neuen Minister eine große Ehre war, vermehrte seinen Einfluß im Serail.

In Friedenszeiten war in Stambul wegen der beständig widerspenstigen Janitscharen die Ruhe schwer zu erhalten. Raghib wußte sie zu beschäftigen, indem er sie vor den Augen des Sultans selbst in das Thal der süßen Wässer führte, wo sie sich mit kriegerischen Uebungen unterhielten. So nährte der Großwessir die Kriegslust der Truppen und der Nation; er munterte zugleich den Handel, den Ackerbau, die Wissenschaften und die Künste, die er selbst betrieb, auf; er vermehrte die Flotte, baute Brunnen, Wasserleitungen, Brücken und Moscheen; die Steuern wurden regelmäßig erhoben und die vollkommenste Ordnung herrschte in den Finanzen. Als Raghib drei Monate im Amt gewesen war, hatte der Staatsschatz einen Einnahmeüberschuß von sechs Millionen Piastern, ungefähr achtzehn Millionen Francs; denn damals galt der Piaster, der in Folge einer langen und beklagenswerthen Verschlechterung der türkischen Münzen jetzt blos noch fünfundzwanzig Centimes werth ist, noch fast drei Francs. Der Staat hatte keine Schulden; niemals hat sich die Türkei in einem blühendern Zustand befunden und dieser Zustand war einem einzigen Manne, Raghib Pascha, zu verdanken.

Mustapha III. wollte selbst regieren. Raghib, der den mittelmäßigen und am Kleinlichen hängenden Geist seines Herrn genau kannte, wußte, daß der Sultan die Staatsgeschäfte nur in Verwirrung, anstatt in Ordnung, bringen werde; durch Klugheit und Gewandtheit brachte er es dahin, den Padischah zu beherrschen und sich allein die Oberleitung der Regierung vorzubehalten. Aber da er den argwöhnischen Stolz des Despoten, der ihn mit einem Wink zur Verbannung oder zum Henkertod verurtheilen konnte, schonen mußte, so hatte sich Raghib angewöhnt, ihm durch häufige Berichte genaue Rechnung abzulegen; in diesen Berichten, die mit dem ganzen Pomp und der ganzen Schmeichelei orientalischen Styles abgefaßt waren, schien stets der Sultan selbst Alles abgemacht zu haben, was doch nur das Werk seines Ministers war. Raghib schrieb über Alles an den Kaiser, um ihn beständig in Athem zu erhalten; er wünschte ihm Glück, die Arsenale, die Pulvermagazine, die im goldnen Horn vor Anker liegende Flotte besucht zu haben, sowie, als sich die kaiserliche Hoheit an ihrem „kräftigen Arme“ die Ader hatte schlagen

lassen. Bei Gelegenheit des Newrus oder Frühlingsfestes, welches die Osmanen bei jeder Wiederkehr des Lenzes feiern, schrieb Raghib folgenden Brief an den sehr ruhmreichen, hocherhabenen und beständig siegreichen Padischah.

„Möge der allmächtige Gott, durch dessen Willen der Frühling anfängt, und der die von winterlichem Eise befreiten Gärten und Bäume mit neuem Grün bekleidet, die strahlende Stirn Deiner kaiserlichen Majestät zum höchsten Glanz erheben; möge er die Tage Deiner Hoheit in einem beständigen Sommersolstitium erhalten, damit sie über die Angelegenheiten ihrer Unterthanen wachen können! Möge er Dich erhalten, großmächtiger Sultan, der sein Schatten auf der Erde ist! Möge der große Allah den Blumen Deines Glücks neuen Glanz und neues Leben verleihen, damit Deine erhabene Herrschaft so wohlthätig sei, wie die Tage des Lenzes, und das Fest des Newrus an Glanz übertreffe! Amen, im Namen Mohamed's."

Diese und andere Schmeicheleien nährten die Eitelkeit Mustapha's III., der sich für einen großen Mann hielt; aber Raghib führte dessenungeachtet allein das Ruder des Staats und das Reich befand sich wohl dabei.

Er wollte einen schönen, nützlichen Plan, den schon die alten Könige von Bithynien gefaßt und Trajan und drei Sultane: Suleiman der Prächtige, Murad III. und Mohamed IV. wieder aufgenommen hatten, in Ausführung bringen; dieser Plan bestand in der Vereinigung des schwarzen Meeres mit dem Golf von Nikomedien durch einen Canal von einigen Meilen. Raghib hatte sich genau Rechenschaft von allen Vortheilen abgelegt, welche die Ausführung dieses Planes für die Türken haben mußte: man eröffnete dadurch einen großen Verbindungsweg zwischen Asien und den Ufern des schwarzen Meeres; der Handel gewann dadurch neue Auswege und die Regierung selbst, die an den Ufern des Golf von Sabandscha ein großes Arsenal errichtet hatte, zog großen Vortheil davon; die Versorgung Konstantinopels mit Bauholz und Lebensmitteln ward leichter und billiger.

Der französische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Vergennes, und der englische, Porter, bei denen sich Raghib Raths erholte, zeigten für die Verwirklichung dieses Planes großen Eifer. Porter ließ einen Brief des Plinius über diesen Gegenstand ins Türkische übersetzen und

Vergennes stellte dem Großwessir seinen Schwiegersohn, den Baron von Tott, zur Unterstützung der Vorarbeiten zur Verfügung.

Die Arbeiten wurden in Angriff genommen; aber die Unwissenheit der türkischen Ingenieure unterbrach sie sehr bald und Raghib versagte die Ausführung. Seitdem ist die Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Meerbusen von Nikomedien ein Project geblieben und schwerlich kann man bei dem heutigen Zustande der Türkei, wo es ihr ebenso sehr an Geldmitteln, wie an unterrichteten Männern fehlt, seine Wiederaufnahme erwarten.

Friedrich II., der Menschen zu beurtheilen verstand, hatte das politische Genie Raghib Paschas bald erkannt; er hoffte ernstlich durch seine Hilfe vollständiger die zahlreichen Feinde zu besiegen, die ihn in diesem Augenblick bedrängten. Hauptsächlich Oesterreich setzte den König von Preußen in die größte Verlegenheit und da dieser Staat stets mit der Türkei in Feindschaft gestanden hatte, so ließ Friedrich im Geheimen dem Großwessir ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Kaiser antragen. Raghib Pascha unterzeichnete vor der Hand einen Freundschaftsvertrag mit dem König von Preußen und ging auf dessen Pläne ein; sie gefielen dem Ehrgeiz des osmanischen Ministers, der den Oesterreichern bereits in Belgrad Bedingungen vorgeschrieben hatte und der nun glaubte, die rechte Stunde sei gekommen, der kaiserlichen Regierung die Besitzungen wieder zu entreißen, welche Prinz Eugen der Türkei abgenommen hatte. Aber Raghib Pascha starb 1763 und damit verschwand alle Aussicht auf das Bündniß, dessen Abschluß vielleicht die Geschicke der Türkei ganz umgewandelt hätte, indem es diesen Staat in neue Bahnen der Politik lenkte.

Wenn Raghib Pascha, ein Staatsmann von tiefen Plänen und großer Heuchelei, in seinem Hasse und seiner Rache manchmal von kalter Unbarmherzigkeit war, so ist er doch auch unter die türkischen Gelehrten ersten Ranges zu zählen. Die osmanischen Schriftsteller, die ihn als Staatsmann Sadrol Wusera (Oberster der Wessire) nennen, geben ihm den Namen Sultani Schuari Rum (Fürst der Dichter Rumeliens), wenn sie von ihm als Schriftsteller sprechen. Seit seiner Jugend bis zu seinem Tode (er starb in seinem fünfundsechszigsten Jahre) mit den wichtigsten Staats-Verwaltungsgeschäften der Türkei betraut und stets unter-

müdlich thätig in seinem Amte, wußte Raghib Pascha, ein leidenschaftlicher Freund der Künste und der Wissenschaften, noch Zeit zu finden, zahlreiche und heute noch bewunderte Arbeiten in Prosa und in Versen zu verfassen. Leider kennen wir nur die Titel dieser Arbeiten, die eines Uebersetzers harren.

Raghib hat eine allgemeine Geschichte und eine Geschichte der Tataren aus dem Persischen übersetzt; außerdem erwähnt Hammer noch Bruchstücke einer Geschichte der Siege des Propheten Mohamed, einige Telkisats (Berichte des Großwessirs an den Sultan), und Gaselen, von denen Hammer rühmt, daß aus ihnen der philosophischste und gebildetste Geist wehe. Sein berühmtestes Werk aber unter dem Titel: Sefinet Olulum (das Schiff der Wissenschaften) enthält, wie man versichert, poetische Schätze, die fast alle den alten Dichtern der arabischen Wüste entnommen sind. „Dieses Buch", sagt Wassif, „ist reich beladen mit Goldbarren, gezogen aus dem unerschöpflichen Schatz der arabischen Sprache", welche Raghib so gut kannte, als das Persische und seine Muttersprache, das Türkische.

Der Großwessir legte alle seine Arbeiten, deren Verzeichniß ziemlich lang ist, in einer von ihm in Konstantinopel erbauten Bibliothek nieder, die noch heute eines der schönsten Monumente dieser Hauptstadt ist. Sie trägt seinen Namen und außer seinen eigenen Werken schenkte er ihr auch noch alle Bücher, welche er besaß und die er nach der Errichtung des Gebäudes kaufte. Und auf seinen Befehl und auf seine Kosten erhob sich neben der Bibliothek eine Medresse oder hohe Schule, die ebenfalls heute noch besteht und die er mit einen beständigen Einkommen, bestimmt zur Erhaltung von einigen Lehrern und vierzig Schülern, ausstattete.

Schöne Leuchter, Symbole der Wissenschaft, welche die Menschen aufklärt, hängen von der Decke der Bibliothek Raghib's; man lies't daselbst Inschriften wie folgende: Die Thaten des Menschen werden nach der Absicht, welche sie eingegeben hat, beurtheilt; Gott allein leitet mich; im Namen Gottes, des Quells alles Lichtes; die Wissenschaft macht den Menschen besser und seines Schöpfers würdiger. Andere ähnliche Sentenzen stehen mit goldnen Buchstaben an der Außenseite der Bibliothek, in deren Nähe sich ein hübscher Brunnen befindet, ebenfalls von Raghib

Pascha erbaut, „um den Durst der Menschen zu stillen, welche von der Sehnsucht nach Wissenschaft verzehrt werden."

Der Turbeh des Gründers erhebt sich neben dem Brunnen, ebenso wie das Grab zweier Frauen aus den Harems des Großwessirs, zweier Tscherkessinnen, die er zärtlich liebte. Hinter dem das Grabmahl umgebenden vergoldeten Gitter erblickt man große Vasen von weißem Marmor mit Blumen und wohlriechenden Gewächsen; sie erscheinen den Moslemin wie so viele göttliche Kelche, aus denen die Düfte des Himmels steigen. Alle diese Gebäude vermehrte Raghib noch mit einem Imaret oder einer öffentlichen Küche für die Armen. Die Grabschrift dieses osmanischen Ministers lautet: „Im Namen des allmächtigen und ewigen Gottes! Der Stifter dieser guten Werke und der Gründer dieser schönen Anstalten ist der Großwessir Raghib Pascha. Mögen die Gläubigen ihn der ewigen Barmherzigkeit Gottes empfehlen und die balsamischen Salben des Paradieses seine Reste einhüllen. Betet für seine Seele die erste Sure des Korans."

In weiten Entfernungen von einander zeigen sich in der türkischen Geschichte große Männer, wie in einer dunkeln Nacht manchmal ein flüchtiges Licht erscheint. Wenn der Blitz verschwunden ist, wird die Finsterniß nur noch schwärzer, und der verwirrte Blick kann nichts mehr unterscheiden. Raghib Pascha war einer jener seltnen, mit glänzenden Eigenschaften ausgestatteten Osmanen, die keinen Nachfolger finden. Diese ausgezeichneten Männer sind keine Vertreter des Geistes des türkischen Volks, denn dieser ist apathisch, roh, dem Fortschritt abhold und träumerisch; sie vertreten nur sich und stehen allein. Das türkische Reich, kräftiger und fähiger Führer beraubt und sich nur schlecht durch sich selbst und seine eignen Institutionen aufrecht erhaltend, ist sehr rasch wieder von der Höhe herabgestiegen, auf welche das Genie eines Einzelnen es gehoben hatte. Diese Wahrheit, welche die von uns erzählten Ereignisse bestätigen, wird durch die nun folgenden noch klarer werden.

Siebzehntes Kapitel.

Rasche Aufeinanderfolge von Großwessiren. — Die polnische Frage. — Ursache des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei. — Der russische Gesandte in den sieben Thürmen. — Auszug des Heeres gegen die Russen. — Die Conföderirten rufen die Türken nach Polen. — Aufstand gegen die Christen. — Mißhandlung des österreichischen Gesandten. — Die Türken überall geschlagen. — Ihre Flotte verbrennt bei Tschesch me. — Aufstand der Griechen. — Diplomatische Verhandlungen (1768—1771).

Ein ehrlicher Moslem, der von den Eigenschaften eines Staatsmannes nicht eine einzige besaß und nicht einmal ein tapferer Soldat war, Hamsa Hamid, ehemaliger Cabinetssecretair Raghib Pascha's, folgte diesem als Großwessir. „Unter dem Ministerium Hamsa Hamid," sagt ein Biograph der Großwessire, „geschah weder im Guten noch im Bösen etwas Merkwürdiges; aber die Diener Gottes hatten nicht über die Bösartigkeit Hamsa Hamid's zu seufzen." Diese letzten Worte sind ein Lobspruch, denn die Osmanen haben so oft von der Tyrannei der Großwessire zu leiden, daß sie Den segneten, der sie wenigstens nicht mit einem eisernen Joche bedrückte.

Hamid behielt das Reichssiegel nur sechs Monate und bekam den Statthalter von Aleppo, Bahir Mustapha Pascha, zum Nachfolger. Bahir, ein listiger, geiziger und grausamer Mann, regierte nur durch Hinrichtungen. Als ein schlechter Nachahmer Raghib Pascha's, der, um den Sultan von den Staatsgeschäften fernzuhalten, sich mit Berichten und Schmeicheleien an ihn wendete, schrieb Bahir zahlreiche Briefe an seine Hoheit. In einem dieser Briefe, wo der Großwessir Mustapha III. um Erlaubniß bittet, am kaiserlichen Steigbügel seine Huldigung darbringen zu dürfen, liest man folgende Worte: „Wir lassen unsere Seufzer zum Himmel steigen. Die Welt muß uns noch kennen lernen. Wir schätzen uns glücklich, uns in den Staub zu werfen, auf den die Füße unseres Padischah treten. Seit langer Zeit schon hat Bahir seinen gnädigen Herrn nicht gesehen!"

Die platten Schmeicheleien schützten Mustapha Pascha nicht vor dem so vielen Wessiren gemeinsamen Schicksale. Der Sultan ließ ihn

1764 köpfen. Muhsinsade Mohamed, Statthalter von Rumelien, trat an Bahir's Stelle als Premier-Minister. Er erwies sich ganz unfähig und 1768 gab ihm der Sultan einen Nachfolger in Hamsa Pascha, der sehr bald wieder durch Mohamed Emin verdrängt ward, einen Wessir ohne alle militairischen Talente. Zu keiner Zeit der türkischen Geschichte begegnet man einem so großen Mangel an hervorragenden Männern, wie unter der Regierung Mustapha's III.

Die Keime zu dem Kriege zwischen der Pforte und Rußland, der mit dem für die Türken so unglücklichen Frieden von Kudschuck-Kainardsche enden sollte, waren schon bei Bahir's Erhebung zum obersten Staatsamt vorhanden; sie schlummerten während der Verwaltung Hamsa Pascha's und Muhsinsade's und kamen endlich unter dem Ministerium Mohamed Emin's zum Ausbruch.

Die polnische Frage veranlaßte bekanntlich einen heftigen Kampf zwischen Mustapha III. und Katharina II., dieser Frau, deren Genie und Ruhm die russische Nation so groß machten, deren Name aber an scandalöse Ausschweifungen und ein Verbrechen, die Ermordung ihres Gatten, Peter's III., erinnert.

Unter dem lächerlichen Vorwand, die Unabhängigkeit Polens zu schützen, bedeckte Katharina die Ufer der Weichsel mit Truppen und gab 1764, nach dem Tode August's III., die Krone Sobiesky's dem Stanislaus Poniatowski, einem alten Liebhaber der Czarin. Sie übertrug ihm die Krone gegen den Willen Frankreichs, der Türkei und eines Theils der polnischen Nation. Der junge, schöne, geistreiche und leichtfertige Stanislaus war nicht der Erwählte Polens, sondern Rußlands, dem er sein Vaterland überlieferte, während der heldenmüthige Kosciusco zur Errettung desselben sein Blut vergoß. Poniatowski war nicht der Konstantin Paläologus seines Königreichs. Jedermann weiß jetzt, daß er dem russischen Gesandten Igelström selbst die patriotischen Polen verrieth, die ihr Vaterland befreien, oder mit den Waffen in der Hand sterben wollten. Stanislaus starb als Entthronter am russischen Hofe. So hätte der letzte König von Polen nicht enden sollen.

Aber als Poniatowski den Thron bestieg, zerfleischte sich Polen selbst in anarchischen Kämpfen zwischen den Dissidenten und den Katholiken; anstatt die Ordnung und den Frieden wieder herzustellen, fachten Preußen

und Rußland selbst die Flamme des Bürgerkriegs an, um sich in ihren Beschützerintriguen dem armen Lande nothwendig zu machen, das bald ihre Beute werden sollte.

In einem Briefe des Großwessir Bahir Mustapha 1764 an den Grafen Branicky, das Oberhaupt der politischen Conföderation, liest man: „Euer Reich wird ganz von den Fremden verzehrt, wenn Ihr fortfahrt, uneinig zu bleiben. Besorgt selbst Eure Angelegenheiten und verlangt nicht die Einmischung von benachbarten Mächten, die Eure Feinde sind. Bleibt einig! Lest ihr nicht in der alten Geschichte, daß jedes in sich zerfallene Reich untergegangen ist und daß in seinen Städten die Vögel der Nacht wohnen?" Diese Sprache gesunder Einsicht fand kein Gehör und Polen blieb immer noch ein Schauplatz der Unordnung und der Anarchie.

Als es zu spät war, als Polen sich nicht mehr selbst gehörte, als seine letzte Stunde schlagen sollte, dachte es daran, seine Verfassung abzuändern, welche die erste Ursache seines Unglücks und dann seines Todes ward. 1791 gab sich Polen eine Verfassung, welche den Thron erblich machte, dem Bürgerstand politische Rechte zugestand und das Loos der Leibeignen linderte. Wenn man solche Maßregeln ergriffen hätte, während Sobiesky die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllte, so würde Polen jetzt noch leben; es wäre gewiß nicht untergegangen, wenn Katharina die Verfassung von 1791 anerkannt hätte. „Aber sie wollte der Republik ihre alte, durch Verträge mit der Kaiserin gewährleistete Freiheit erhalten," sagte sie. Noch nie ist eine Komödie vor der ganzen Welt mit größerer Frechheit gespielt worden.

Der Plan Katharina's, ihren Günstling Poniatowski auf den Thron zu heben, war für Niemanden ein Geheimniß. 1757, als sie noch Großfürstin und Poniatowski Gesandter August's III. in Petersburg war, hatte sie selbst öffentlich davon gesprochen: bei einem Souper mit fröhlichen polnischen Edelleuten hatte Katharina zu ihnen in der Vertraulichkeit ungebundener Heiterkeit gesagt: „Wißt Ihr wohl, daß ich eines Tages meinen lieben Stanislaus zu Eurem König machen werde?"

Die Türkei hatte allen Grund, alle Mittel aufzubieten, um die Eroberung Polens durch Rußland zu verhindern, denn die Ausbreitung der moskowitischen Herrschaft im Norden bedrohte zugleich die Grenzen des

osmanischen Reichs. Obgleich einverstanden mit Frankreich, konnte die Pforte doch nicht die Wahl Poniatowski's verhindern. Als die Wahl geschehen war, flößte sie dem Divan Besorgniß ein und er warb nun vergebens um das Bündniß Preußens und Oesterreichs, die in dieser großen Angelegenheit ganz Hand in Hand mit Rußland gingen.

Der Aufstand der der Pforte unterthanen Walachen und Montenegriner, dessen heimliche Anstifterin Katharina sein sollte, und Festungen, welche die Kaiserin neuerlich an den Grenzen des osmanischen Reichs hatte bauen lassen, reizten den Zorn des Divans aufs höchste. Er klagte über Verletzung der Verträge und ein Fetwa des Mufti billigte den Krieg gegen die Russen.

Am 6. October 1769 ließ der Großwessir Hamsa Pascha Herrn von Obreskoff, der seit sechzehn Jahren russischer Gesandter in Konstantinopel war, zu sich rufen. Der türkische Minister ließ der Heftigkeit seines Charakters und seiner Entrüstung freien Lauf, und nannte Herrn von Obreskoff einen Verräther und einen Meineidigen. Der Wessir zog aus seinem Busen einen Vertrag von 1767, durch welchen sich Rußland verpflichtete, nur 7000 Mann Truppen und auch diese nur auf einige Monate in Polen stehen zu lassen; Herr von Obreskoff gab selbst zu, daß gegenwärtig anstatt der 7000 Mann 25,000 an den Ufern der Weichsel ständen. Hamsa Pascha warf ferner dem Gesandten vor, er habe bis jetzt betheuert, die Truppen der Kaiserin wären bestimmt, die Freiheiten der Polen zu beschützen, während sie in Wahrheit nur zur Unterjochung des Landes dienten. „Warum wirst Du nicht roth, elender Giauer," schloß der Wessir seine gegen den Herrn von Obreskoff gerichteten Vorwürfe, „warum wirst Du nicht roth über die Schandthaten Deiner Landsleute in einem Lande, welches ihnen nicht gehört?"

Der Gesandte ertrug diese Fluth von Schmähungen mit einer Ruhe, welche den Großwessir außer Fassung brachte; er begnügte sich, diesem kalt und höflich zu entgegnen, daß Rußland den Krieg nicht wünsche, daß es aber denselben zu führen wissen werde, wenn er ihm erklärt würde.

Hamsa Pascha forderte Herrn von Obreskoff auf, im Namen seiner Beherrscherin und unter der Garantie Dänemarks, Schwedens, Preußens und Englands eine Erklärung zu unterzeichnen, durch welche Rußland auf jede Intervention in Polen verzichten und sich verbindlich

machen sollte, seine Truppen sofort aus dem Lande zurückzuziehen. Herr von Obreskoff, der seine kalte und würdige Ruhe beibehielt, weigerte sich, eine solche Schrift zu unterzeichnen, wozu er weder das Recht, noch den Willen habe. Man warf den Gesandten sofort in das Schloß der sieben Thürme, das schon für so viele Opfer nur eine Gruft gewesen ist.

Am 26. März 1769 zog eine zahlreiche und glänzende Armee, befehligt von einem unfähigen Großwessir, Mohamed Emin, aus Konstantinopel in den Krieg gegen die Russen. Der türkische Feldherr beabsichtigte nichts Geringeres, als in Polen einzudringen, die Russen zu vertreiben und dann das Land für die Pforte in Besitz zu nehmen. Die polnische Partei, die Gegner Stanislaus Poniatowski's und also Rußlands, stand im Einverständniß mit den Türken und rief sie zu Hilfe. Entsetzt über das Elend, welches Polen durch den Einfall der Osmanen drohte, schrieb der Bischof von Kaminiec an den Grafen Potocki, einen der Hauptführer der polnischen Conföderation: „Die Türken herbeirufen, um die Russen zu vertreiben, heiße sein Haus in Brand stecken, um das Ungeziefer los zu werden.“ Aber der unversöhnliche Haß der Conföderirten gegen Rußland verblendete sie so, daß sie nicht begriffen, wie verhängnißvoll ihnen die osmanische Hilfe werden konnte und fortfuhren, die Befreiung von den Russen durch die Türken zu erwarten. „Wir wissen,“ sagten die Conföderirten, „wir wissen, daß die Türken unser Land verheeren werden; wir werden arm sein, aber wenigstens frei!“

Frei unter den Türken! Man wechselte nur den Herrn und nahm die größte Verwüstung Polens mit in den Kauf. Man sieht ja, welcher Freiheit die Bewohner des Pelopones und Attikas sich erfreuten, ehe sie 1827 mit Hilfe der christlichen Nationen das verhaßte Joch von sich warfen!

Stets, wenn die Osmanen sich im Krieg mit einer europäischen Macht befanden, schlug der Haß der Moslemin gegen die Christen in lichten Flammen auf. In solchen Fällen kamen die Griechen von Konstantinopel immer in Verdacht, gemeinschaftliche Sache mit den Feinden der Türkei zu machen und mußten die ärgsten Mishandlungen erdulden. Schon am Tage des Ausmarsches der Armee nach den Ufern des Dnieper und der Weichsel stürzte sich der türkische Pöbel von Stambul auf die Rajahs, erschlug eine große Anzahl davon und plünderte ihre Läden.

Der österreichische Internuntius, Herr von Brognard, seine Gemahlin, seine Töchter und mehrere zur Gesandtschaft gehörige Personen, hatten sich in ein Haus des armenischen Quartiers begeben, um dort die türkischen Truppen vorüberziehen zu sehen. Mit Stöcken, Messern, Spießen und Säbeln bewaffnete Haufen Türken belagerten dieses Haus, schlugen die Thüren ein und schrieen: „Schlagt die Giauern todt, oder Eure Gesichter werden am Tage des jüngsten Gerichts schwarz sein!" Der Gemahlin des Gesandten und ihren Töchtern riß man die Schleier ab, warf sie zu Boden, schleppte sie bei den Haaren und trat sie mit Füßen. Auch Herr von Brognard ward mishandelt. Er, seine Familie und seine Begleiter wären vielleicht ermordet worden, wie die Griechen, wenn nicht einige Polizeibeamte dazugekommen wären, die sie des Nachts in den Gesandtschaftspalast nach Pera brachten.

Nicht immer hat die Pforte die Unverletzlichkeit der Gesandten geachtet und nie hat sie viel Eifer gezeigt, um diejenigen ihrer Unterthanen, welche die Vertreter auswärtiger Mächte beleidigten, zu bestrafen. Auch Mustapha III. bestrafte die Schuldigen vom 23. März 1769 nicht. Freilich müssen wir hinzufügen, daß Oesterreich selbst keine Genugthuung verlangte. Das Wiener Cabinet begnügte sich mit einem Zusatz zu dem Friedensvertrag von Belgrad, den die Pforte bis dahin verweigert hatte und der in den Worten: „Ewiger Friede!" bestand. Herr von Brognard, der nach diesen öffentlich erlittenen Mishandlungen nicht in Konstantinopel bleiben konnte, verließ bald diese Stadt und ward von dem Herrn von Thugut ersetzt, einem der ausgezeichnetsten Diplomaten.

Katharina II. war seit Langem von den Kriegsrüstungen der Türken unterrichtet und hatte die kräftigsten Maßregeln ergriffen, um dem Unwetter die Spitze zu bieten. Zwei Armeecorps, das erste von 65,000 Mann unter dem Fürsten Galizin, das zweite von 30,000 Mann unter dem Feldmarschall Grafen Romanzoff deckten die russischen Grenzen zwischen den Dniester und dem asowschen Meere. Eine Division von 20,000 Mann unter dem Befehl des Generals Weißmann stand an der Südgrenze Polens, um die mit den Türken verbündeten Conföderirten im Zaume zu halten.

Vor der Zusammenziehung der russischen Streitkräfte auf den angegebenen Punkten und ohne die Ankunft des osmanischen Heeres abzu-

warten, drang Krim-Girai, Chan der Krim, mit 100,000 Tataren in die russischen Provinzen am Dnieper und Dniester ein und verheerte sie mit Feuer und Schwert. Krim-Girai, ein unerschrockener und wilder Krieger und geschworener Feind der Russen, trug stets einen weißen lappländischen Wolfspelz mit Feh besetzt. Wie sein Ahn Dschingis-Chan, nährte er sich nur von rohem Fleisch, das er unter seinem Sattel mürbe geritten und kannte als einziges Getränk die Milch seiner Stute. Sein Raubzug dauerte einen Monat; er verwüstete und steckte mehr als hundert Dörfer in Brand und kehrte mit 25—30,000 christlichen Sclaven in die Krim zurück. Krim-Girai starb an Gift im Monat März 1769. Ein griechischer Arzt, Namens Siropulo, ein geheimer Agent des Rußland zugethanen Woiwoden der Moldau, Kallimachi, reichte dem Chan das vergiftete Getränk. Als sich Krim-Girai dem Tode nahe fühlte, befahl er, traurige Melodien zu spielen, damit er nach den Tönen eines Grabgesanges im Frieden des Herrn einschlummern könne. Der Großwessir Mohamed Emin kam in Silivrea, der zweiten Lagerstelle seines Heeres an, als er den Tod des Chans erfuhr. Er ernannte einen Verwandten des Verstorbenen, einen Fürsten ohne Fähigkeit, Dewlet-Girai, zum Nachfolger Krim's.

Dieser Todesfall befreite Rußland von seinem gefährlichsten Feinde. Krim-Girai war in diesem Augenblick der einzige Mann in dem tatarischen und türkischen Heere, der die osmanischen Truppen mit Erfolg gegen die Russen führen konnte. Gewiß wird es Niemand einfallen, Rußland des Verbrechens der Vergiftung zu zeihen, aber sicherlich kam es Katharina II. zur rechten Zeit.

Der Kriegsplan der russischen Generale war kühn und klug entworfen. Sie wollten die Türken im Norden, im Osten und im Westen ihres Reichs angreifen. Im Monat Mai 1769 belagerte der Fürst Galizin ohne Erfolg Choeim, welches Karaman, genannt der Rächer, tapfer vertheidigte. Der russische General mußte wieder über den Dniester zurückgehen. Diese Waffenthat ward in Stambul wie ein glänzender Sieg gefeiert, und Mustapha III., der in seinem Serail blieb, während seine Truppen gegen den Feind marschirten, nahm bei dieser Gelegenheit den Beinamen Ghasi (der Siegreiche) an.

Der Großwessir Mohamed Emin lagerte mit 150,000 Mann bei Chandeve, nicht weit vom Pruth und etwas oberhalb Jassy, der Hauptstadt der Moldau. Er verbrachte seine Zeit in der vollständigsten Unthätigkeit. Der Sultan hatte ihm fünfundzwanzig Millionen Piaster zum Unterhalt der Armee anvertraut. Emin behielt dieses Geld in der Kasse, während es seinen Soldaten an Brot fehlte. Im Monat Juni 1769 entstand eine Hungersnoth im Heere und decimirte es. Auch Desertionen lichteten seine Reihen und Muthlosigkeit erfaßte die Zurückbleibenden. Die Janitscharen fingen an zu murren. Der Großwessir versuchte, ihnen wieder neues Vertrauen einzuflößen, indem er beständig die Worte wiederholte: „Fürchtet nichts, Streiter des Islam! ich heiße Emin (Gabriel), wie der Ueberbringer freudiger Nachrichten, der Freund unsers heiligen Propheten! Der glückliche Stern unsers Padischah leuchtet im Zenith des Himmels! Er wird ihn nicht verlassen!“

Mustapha III., der in Konstantinopel täglich Nachrichten von Siegen erwartete, war außer sich vor Zorn, als man ihm von der Unfähigkeit und dem Geiz seines ersten Feldherrn erzählte, und schickte einen Tschausch ab, mit dem Befehl, ihm den Kopf des Großwessirs zu bringen. Dieser Kopf fiel am 12. August 1769 und mit ihm der des Fürsten Kallimachi, Woiwoden der Moldau, beschuldigt, die Pforte an Rußland verrathen zu haben und der des Nikolaus Drako, eines Dollmetschers des Divans, desselben Verbrechens beschuldigt. Diese drei Köpfe wurden mit Inschriften, welche die den Opfern vorgeworfenen Verbrechen kundgaben, über die Schwelle des Hauptthors des Serails gerollt. Ein türkischer Geschichtschreiber macht, mit dem Fatalismus eines echten Moslem, folgende einfache Bemerkung über den Tod des enthaupteten Wessirs: „Wen nicht das Schwert frißt, der stirbt an einer andern Krankheit. Eins ist der Tod; vielfach sind seine Arten.“

Ali Pascha, mit dem Beinamen Moldowandschi, der Moldauer, weil er ehedem geraubte moldauische Sclavinnen verkauft hatte, folgte Emin als Großwessir. Er war tapfer und unternehmend, aber in militairischen Talenten konnte er es nicht mit solchen Generälen, wie Galizin und vornehmlich Romanzoff, aufnehmen. Ali Pascha ging im September 1769 mit einem Theil seines Heeres über den Dniester, griff die Russen an und mußte sich nach großem Verlust wieder über den Fluß zurückziehen.

„Ungeheuer viel Ungläubige," sagt der Reichsgeschichtschreiber, „wurden in die höllischen Flammen geworfen und von den Rechtgläubigen Einige mit den Quellen des Paradieses getränkt." Aber trotz dieser beschönigenden Angabe war die Niederlage der Türken so groß, daß sie einen panischen Schrecken verbreitete und daß die Russen bald darauf Chocim einnehmen konnten, dessen Belagerung Fürst Galizin vor einigen Monaten hatte aufgeben müssen.

Romanzoff besetzte Jassy und Galacz und empfing in der Hauptstadt der Moldau im Namen Katharina's II. die Huldigung der Bojaren. Mit dem Rufe: Stupai (Vorwärts, vorwärts)! zogen die Russen als Sieger in Bukarest ein. Auf die Nachricht, daß die Bewohner dieser Stadt sich den Russen angeschlossen hätten, erließ der Mufti einen Fetwa, der es für rechtmäßig erklärte, die Moldauer zu ermorden, ihre Frauen und Kinder in die Sclaverei zu schleppen und ihr Vermögen mit Beschlag zu belegen. Die Bojaren leisteten der Kaiserin den Eid der Treue und schickten walachische Abgeordnete nach St. Petersburg, um sich unter den Schutz der großen Katharina zu stellen, während General Bauer im December 1769 die Moldau und die Walachei neu vermessen ließ. In Folge dieser Vorfälle setzte der Sultan Moldewandschi ab und ernannte den unfähigen Chalil Pascha zu seinem Nachfolger.

Der neue Großwessir feierte seinen Amtsantritt durch eine vollständige Niederlage, welche ihm der General Stoffeln bei Giurgewo beibrachte, worauf im März 1770 der wichtige Platz Slatina den Russen in die Hände fiel. Während die Türken auf diese Weise auf dem Lande geschlagen wurden, segelte eine russische Flotte, unter dem Admiral Spiritow, dem Contreadmiral Elphinstone, einem Schotten, und dem General Alexis Orloff, aus der Ostsee nach dem Archipel. Die Türken, die niemals etwas von der Geographie begriffen haben, wollten nicht glauben, daß Schiffe von Petersburg in's mittelländische Meer gelangen könnten. Dem Augenschein mußten sie jedoch zuletzt glauben und die ganze Seemacht des osmanischen Reichs zog, unter dem Kapudan-Pascha Hosameddim, dem russischen Geschwader entgegen. Die beiden feindlichen Flotten trafen sich auf der Rhede von Tscheschme, wo nach hartem Kampfe das türkische Geschwader am 6. Juli 1770 in Flammen aufging. Graf Orloff, der sich an dem denkwürdigen Tage durch Kühnheit und Geschicklichkeit aus-

zeichnete, erhielt davon den glorreichen Zunamen Tscheschmeßkji. „Die Seeschlacht von Tscheschme," sagt Hammer, „war nach der von Lepanto die größte Niederlage türkischer Flotten und, beide Seeschlachten unmittelbar vor entscheidendem Zeitabschnitte osmanischer Geschichte gefochten, bezeichnen denselben als Leuchtthurm. Durch die Schlacht von Lepanto ward das Ende des Flores des osmanischen Reichs unter Suleiman's und Selim's II. Regierung abgemarkt, und der Brand von Tscheschme leuchtet dem Frieden von Kainardsche vor."

Die Niederlage von Tscheschme fachte die Wuth der Moslemin gegen die Giauern des osmanischen Reichs zu hellen Flammen an, und die Rajahs, die in diesem Ereigniß und in den Siegen der Russen in der Moldau und der Walachei den glücklichen Anfang ihrer Befreiung zu sehen glaubten, eilten zu den Waffen. Die kriegerischen Montenegriner, die im letzten Monat des Jahres 1852 die türkischen Beamten mit Flintenschüssen aus ihren Gebirgen vertrieben, standen in Masse auf. Die Mainoten und die Griechen von Morea folgten ihrem Beispiele und Alle, von russischen Offizieren geführt, versuchten der Herrschaft der Osmanen ein Ende zu machen. Aber die Stunde ihrer Befreiung war noch nicht gekommen. Sie wurden zu Tausenden hingeschlachtet und mußten sich wieder unter das türkische Joch beugen. In Smyrna fielen 600 Griechen und 200 Europäer der Wuth des türkischen Pöbels zum Opfer.

Die siegreiche russische Flotte sperrte die Dardanellen. Zwanzig mit Lebensmitteln beladene Fahrzeuge fielen in ihre Hand. Aber die Kanonen von Sestos und Abydos zwangen die Russen, im October 1770 wieder in das ägäische Meer zurück zu segeln. An demselben Tage, wo Spiritow, Orloff und Elphinstone bei Tscheschme siegten, schlug der General Romanzoff die Osmanen bei Kartal in der Moldau. Bender, die ehemalige Residenz Karl's XII., ward von den Russen im Monat September 1770 eingenommen. Zwei Monate später fielen auch Braila am Zusammenfluß des Sireth und der Donau und andere osmanische Plätze. Bei den Türken folgte eine Niederlage auf die andere, und der Sultan sehnte sich nach Frieden, den ihm übrigens die Sieger selbst anboten.

In den nun zwischen den kriegführenden Mächten beginnenden Unterhandlungen legte die Pforte Schwäche und Unwissenheit, Ruß-

land Kraft und Gewandtheit an den Tag. Der Sultan wünschte durch die Vermittlung Preußens und Oesterreichs den Krieg zu beendigen; Katharina dagegen wollte nur mit dem Sultan, ohne Einmischung eines andern Hofes, verhandeln. Mustapha III., der nicht wußte, daß Oesterreich, Preußen und Rußland schon 1769 die Theilung Polens vorbereitet hatten, schlug dem Kaiser Joseph jetzt dieselbe Theilung vor. Auch er wollte ein Stück von der Beute haben. Herr von Thugut konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als er diesen Antrag aus dem Munde des Padischah vernahm. Er antwortete ihm jedoch mit dem ganzen Ernst eines Diplomaten: „daß der geeignete Augenblick, sich mit einem so weitschichtigen Plane zu beschäftigen, noch nicht gekommen zu sein scheine." Aber am 6. Juli 1771 unterzeichnete der Internuntius mit dem Divan einen Vertrag, in welchem sich der Großherr verpflichtete, Oesterreich 11 Millionen 250,000 Gulden zu zahlen, die kleine Walachei abzutreten und dem österreichischen Handel in den Meeren der Levante Privilegien zu gewähren. Dafür versprach der Wiener Hof der Türkei, die ihr von Rußland neuerdings abgenommenen Besitzungen wieder zurückzuschaffen und die Freiheiten Polens zu erhalten! In einem Briefe, den der französische Gesandte in Konstantinopel, Herr von St. Priest, über diese Angelegenheit an den Herzog von Choiseul, den Minister Ludwig's XV., schrieb, äußerte er über Herrn von Thugut: „Er hat die Türken zu überreden gewußt, daß er ihnen persönlich geneigt sei. Es fehlte nur noch an ihrer Dummheit, daß sie den Urheber des Vertrags vom 6. Juli 1771 von aller Schuld freisprachen. Ich halte Herrn von Thugut für eben so fein, als die Türken blind sind."

Achtzehntes Kapitel.

Katharina II. und Joseph II. gehen mit dem Plane um, die Türkei zu theilen. — Mustapha III. bietet dem Kaiser die Theilung Polens an. — Die Russen erobern die Krim. — Der Großwessir Muhsinsade. — Congreß von Fokschan. — Congreß von Bukarest. — Die Ulemas gegen den Frieden. — Wiederausbruch des Kriegs gegen Rußland. — Tod Mustapha's III. — Thronbesteigung Abdul-Hamid's, seines Bruders. — Charakter seines Vorgängers (1771—1773).

In einem Briefe Katharina's II. an Voltaire, geschrieben in St. Petersburg im Monat September 1770, liest man folgende Aeußerung: „Was die Einnahme von Konstantinopel betrifft, so halte ich sie für noch nicht nahe; dennoch darf man an nichts verzweifeln, wie das Sprichwort sagt.“

Aber die Kaiserin, deren siegreiche Waffen den Türken immer noch Niederlagen beibrachten, sagte dem alten Einsiedler von Fernay nicht alles, was sie dachte; sie sagte ihm nicht, daß sie in dem Augenblicke, wo sie diesen Brief schrieb, dem Kaiser Joseph II. von Oesterreich den Plan einer Theilung der europäischen Türkei mitgetheilt hatte. Katharina behielt sich das Löwentheil vor: die Moldau, die Walachei, die Krim und vielleicht auch Konstantinopel. Sie deutete an, daß Oesterreich wohl Bosnien und Dalmatien erhalten könnte. Seltsam genug erhielt der Kaiser zu gleicher Zeit von Mustapha III., der, in seinem Serail begraben, von den Ereignissen der Welt nichts erfuhr, neue Vorschläge zur Theilung Polens, als dessen Beschützer und Hüter der Sultan anfangs aufgetreten war.

Das beunruhigendste Zeichen für ein Reich und der sicherste Maßstab von seiner Schwäche und seinem Verfall ist die allgemein verbreitete Meinung, daß der Zeitpunkt zu seiner Zerstückelung gekommen sei. Man denkt und sagt so etwas nur von Staaten, die ihrem Untergange nahe sind. Diese Meinung, welche sich seit dem achtzehnten Jahrhundert nur noch weiter verbreitet hat, herrschte während und nach den Kriegen zwischen Katharina II. und Mustapha III. in Bezug auf das türkische Reich. Noch weiß man nicht, wann sie sich bestätigen wird. Aber schon kann man mit Leichtigkeit voraussehen, daß sich große Umwälzungen in der Türkei

vorbereiten. Wir wollen jedoch, ohne uns zu sehr mit der Zukunft zu beschäftigen, wieder den Ereignissen folgen, welche bis jetzt in das Gebiet der osmanischen Geschichte gehören.

Der Feldmarschall Romanzoff hatte sein Hauptquartier bei Ismail, unweit der Donaumündungen, aufgeschlagen. Von diesem günstigen Punkte aus leitete er seine Kriegsoperationen, deren Schauplatz gleichzeitig Bessarabien, die Moldau, die Walachei, die Krim und die Bulgarei waren. Bei Giurgewo, wo die Osmanen schon einmal eine Niederlage erlitten hatten, erfocht der tapfere General Weißmann im März 1771 einen neuen glänzenden Sieg über die Türken. Einen Monat später schlug er sie abermals bei Tuldscha an der Donau.

Nicht glücklicher waren die Türken in der Krim. Peter der Große hatte dieses schöne und reiche Land unter die zukünftigen Besitzungen des moskowitischen Reichs gerechnet, und wenn er in seiner Unternehmung gegen die Krim scheiterte, so hinterließ er seinen Nachfolgern die Aufgabe der vollständigen Eroberung dieses Landes. Als Katharina II. die Stadt Taganrog, zu der der Reformator Rußlands den Grund gelegt hatte, wieder aufbaute, schrieb sie an Voltaire: „Nach der ersten Einnahme Asows durch Peter den Großen wünschte dieser Fürst einen Hafen an diesem Meere zu besitzen und wählte dazu Taganrog. Der Hafen ward gebaut. Später besann er sich lange Zeit, ob er Petersburg am baltischen Meere, oder eine Stadt bei dem Hafen Taganrog bauen solle. Endlich bestimmten ihn die Verhältnisse, sich für Petersburg zu entscheiden. Hinsichtlich des Klimas haben wir nichts gewonnen; dort unten ist fast niemals Winter, während er bei uns sehr lang ist."

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bedurfte Rußland, beschränkt auf die Ostsee, welche sich einen Theil des Jahres mit Eis bedeckt, der Krim, des asowschen und des schwarzen Meeres, um seinen Handel auszudehnen und seine Seemacht, die bereits eine zahlreiche türkische Flotte bei Tscheschme vernichtet hatte, zu vermehren; wird nicht Rußland im neunzehnten Jahrhundert Konstantinopels *bedürfen*, um einen Hafen am Mittelmeere zu haben, wo es noch keinen besitzt?

Wie dem immer sein mag, im Monat Juni 1771 rückte der Fürst Dolgorucki mit 90,000 Mann Russen in die Krim ein und hatte sie binnen drei Wochen vollständig im Besitz. Der Chan Selim Girai ergriff

feig die Flucht und verbarg seine Schmach in Konstantinopel. Er überredete Mustapha III., daß der Verlust der Krim, wo seine Vorfahren seit vier Jahrhunderten geherrscht hatten, ein Verhängniß des Schicksals sei. Der Sultan ließ den Kopf sinken und wiederholte die Worte, die man so oft von den Lippen der Moslemin vernimmt: „Es stand geschrieben: Gott hat es gewollt! Allah! Allah!"

Mustapha III. zeigte jedoch nicht immer dieselbe geduldige Ergebung in seine Niederlagen, oder dieselbe Nachsicht gegen seine unfähigen oder besiegten Generale. Welche Schicksale die Großwessire Bahir und Emin traf, wissen wir bereits, und als der Flüchtling Selim Girai Gnade vor dem Großherrn fand, ließ dieser einen seiner Feldherren, Osman Effendi, enthaupten, weil er eine in der Moldau gelegene Festung, die den Russen in die Hände gefallen war, schlecht vertheidigt hatte.

Um auf solenne Weise zu erklären, daß die Chane vom Geschlecht Girai aufgehört hätten, die taurische Halbinsel zu beherrschen, ernannte sich der Fürst Dolgorucki, bis er die Zustimmung Katharina's II. erhielt, selbst zum Chan der Krim. Die Tataren leisteten dem siegreichen General den Eid der Treue und er versprach ihnen im Namen seiner Herrscherin die Unabhängigkeit (Juli 1771). Eigentlich hatten lange und geschickt geleitete Intriguen die Eroberung der Krim durch die Russen vorbereitet, und Dolgorucki siegte diesmal ohne große Mühe. Dennoch erhielt er den Beinamen Krimiski.

Während die Türkei, in Europa von allen Seiten von den Armeen Katharina's II. bedrängt, zu zerfallen drohte, suchte Mustapha III. einen Mann, der in dieser entscheidenden Krisis helfen könnte und fand ihn nicht. Ein Großwessir folgte dem andern, um stets Ministern ohne Einsicht und Kraft Platz zu machen. Mohamed Muhsinsade, dem schon einmal das Reichssiegel anvertraut gewesen, hatte 1770 bei der blutigen Unterdrückung des Aufstands in Morea und Attika einige Energie gezeigt. Der Sultan machte ihn 1771 von Neuem zum Großwessir. Aber dieser Minister besaß weder genug Talent, noch genug Muth, um einer mit jedem Tage verzweifelter werdenden Lage die Spitze zu bieten. Das osmanische Heer, das zu Anfang des Feldzugs eine Stärke von 200,000 Mann gehabt hatte, zählte 1771 kaum 20,000 Mann unter den Fahnen. Krankheiten und hauptsächlich Desertionen hatten seine Reihen gelichtet. „Gleich

Zugvögeln," sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „gingen die Streiter des Islam nach eigenem Belieben von Ort zu Ort."

Die Indisciplin hatte den höchsten Gipfel erreicht. Die Janitscharen, die Spahis, die Siamets und die Timars weigerten sich, ihren Führern zu gehorchen und ermordeten sie sogar manchmal. Die Staatskassen waren fast leer; Kriegsvorräthe und Lebensmittel fehlten ganz.

Erhöhte Steuern drückten auf die Rajahs und die Moslemin. Muhsinsade befahl eine neue Aushebung und es gelang ihm, eine Armee von 40,000 Mann zusammenzubringen. Er bezog mit ihr ein Lager bei Schumla, einer als militairische Position berühmten Stadt im Balkan und dem stärksten Platz, welcher die Pässe dieses Gebirges vertheidigt. Aber die erschöpfte und entmuthigte Türkei konnte das Feld nicht mehr halten. Sie verlangte den Frieden, den auch Rußland wünschte, nicht weil es ihm an Mitteln zur Fortsetzung des Kriegs fehlte, sondern weil Katharina glaubte, es sei ein günstiger Zeitpunkt zum Abschluß eines vortheilhaften Friedensvertrags mit ihrem Feinde Mustapha gekommen.

Am 10. Juni 1771 ward zwischen Romanzoff und Muhsinsade ein Waffenstillstand unterzeichnet. Zu ihrem Bevollmächtigten ernannte Katharina II. ihren Günstling Gregor Orloff und Herrn von Obreskoff, der eben erst die sieben Thürme verlassen hatte, wo ihn die Türken mit Misachtung des Völkerrechts eingesperrt hatten. Orloff und Obreskoff waren durch ihre Einsicht und ihre Erfahrung berühmte Diplomaten. Der Staatssecretair Osman Effendi, ein eitler, unwissender, kleinlicher und zänkischer Mann, und Jasinsade, Scheik der Aga Sophia, ein fanatischer Mohamedaner, aber ehrlicher Mann, vertraten die hohe Pforte bei dem Congreß, der im Monat August 1771 in Fokschan eröffnet ward. Rußland blieb bei seinem alten System und schlug auch in Fokschan die von dem Sultan verlangte Vermittelung Oesterreichs und Preußens aus, welche damals Herr von Thugut und Herr von Zegelin vertraten. Orloff und Obreskoff wollten nur mit Osman Effendi und Jasinsade verhandeln. „Es ist wünschenswerth," sagt über diese Angelegenheit der österreichische Internuntius in einer an das Wiener Cabinet gerichteten Depesche, „es ist wünschenswerth, daß man in Zukunft die Form des abzuschließenden Friedens, der alle andern Höfe in so hohem Grade interessirt, nicht blindlings der Ungeschicklichkeit der Türken und den Zufällen einer gehei-



men Verhandlung überläßt. Da dieser Frieden den zukünftigen Zustand des türkischen Reichs regeln wird, so bestimmt er zugleich den Zustand der Welt im Allgemeinen."

Man muß in der That die Türkei bemitleiden, wenn man Leute, wie Osman Effendi und Jasinsade, ohne Gehilfen mit Diplomaten, wie Orloff und Obreskoff, in einer so ernsten Angelegenheit, wie der Congreß von Fokschan war, verhandeln sieht. Rathlosigkeit und Unerfahrenheit standen der erprobten Fähigkeit, der größten Gewandtheit gegenüber. Eine einzige Anekdote genügt, die osmanischen Diplomaten zu charakterisiren. Jasinsade brachte in die Conferenzen von Fokschau eine Uebersetzung des neuen Testaments mit, die er, sagte er zu Herrn von Thugut, studirte, um sich von den Grundsätzen der Politik der Christen zu unterrichten. Durch Hilfe dieses Buches wollte er den Kunstgriffen und Feinheiten der Giauern begegnen! Der Prediger der Aga Sophia glaubte, es sei mit dem Evangelium, wie mit dem Koran, der in der Türkei Alles regelt. Der Scheik kannte wahrscheinlich nicht die Worte des Heilands: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Der Congreß von Fokschan führte zu keinen Resultaten. Als Grundbedingung des Friedens stellten Orloff und Obreskoff die Unabhängigkeit der Krim auf, welche der Fürst Dolgorucki den Tataren im Namen Katharina's II. versprochen hatte. Osman Effendi und Jasinsade erwiderten darauf, daß, da diese Provinz von Moslemin, und zwar von rechtgläubigen, bewohnt sei, der Koran dem Padischah, als Nachfolger der Kalifen, verbiete, einen Frieden auf dieser Grundlage abzuschließen. Der Congreß ward aufgelöst, der Waffenstillstand verlängert und am 20. November 1772 begannen in Bukarest neue Conferenzen mit denselben russischen Diplomaten und dem Reiseffendi Abdurrisak und drei türkischen Würdenträgern von minder hohem Range. Der Reichsgeschichtschreiber Wassif Effendi diente dem Congreß als Secretair. „Der immer noch im Lager von Schumla befindliche Großwessir war," erzählt Wassif, „so erfreut über die Nachricht von der Wiederanknüpfung der Verhandlungen und der Verlängerung des Waffenstillstandes, daß er seinen Säbel am Nagel der Vergessenheit aufhing." Diese Freude kann einen Begriff von dem Zustand der damaligen Armee und der Kriegslust ihres Anführers geben.

Als Hauptbedingungen legten Orloff und Obreskoff dem Congreß von Bukarest folgende vor: 1) Vollständige Amnestie aller der Bewohner der Moldau und der Walachei, welche die Waffen gegen die Pforte getragen haben; 2) daß die Bewohner dieser Länder in Zukunft mit Milde behandelt werden; 3) daß die Tataren der Krim unter der Garantie der Russen unabhängig bleiben und das Recht bekommen, ihren Chan selbst zu erwählen; 4) daß der Divan das Recht behält, den Chan zu bestätigen und daß die Imams in den Moscheen der Krim den Namen des Sultans von Stambul in ihr Freitagsgebet einschließen; 5) daß die Festungen Kertsch und Jmnikale in der Krim an Rußland fallen; 6) daß die russischen Fahrzeuge zu allen Zeiten freie Schifffahrt im schwarzen Meere und dem Archipel haben; 7) daß Rußland ein Schutzrecht über die griechischgläubigen Unterthanen des türkischen Reichs besitzt.

Das war das Ultimatum der russischen Diplomaten. Es war hart für die Pforte, aber die Russen traten als Sieger auf. Sie ließen sich von den endlosen Einwendungen der türkischen Bevollmächtigten nicht bewegen und ihr letztes Wort war stets: „Frieden unter diesen Bedingungen, oder Krieg!" Die Pforte zog den Krieg vor und der Congreß ging im März 1773 auseinander. Aber der Sultan und Muhsinsade wollten den Frieden, und zwar um jeden Preis. Die Ulemas waren fast die Einzigen, welche die von den Giauern vorgeschriebenen Bedingungen mit Entschiedenheit zurückwiesen. Der Wille Mustapha's III. mußte sich vor dem Fetwa beugen, denn sein Thron und vielleicht sein Kopf standen auf dem Spiele. Man muß anerkennen, daß die Ulemas, deren geistliches Uebergewicht oft so tyrannisch war, zuweilen die Ehre des Reichs gerettet und den Osmanen Muth und edeln Stolz eingeflößt haben.

Im Mai 1771 blieben die Moslemin in der blutigen Schlacht von Rustschuk in der Bulgarei Sieger. Aber bald darauf brachten ihnen die Russen bei Basardschik an der Donau und bei Karasu Niederlagen bei. Im Monat Juni 1773 schlug sie der tapfere Weißmann vollständig bei Kainardsche. Zwei Kugeln, die eine in den Kopf, die andere in die Brust, trafen an diesem Tage Weißmann in seinem Ruhme und Rußland beweinte in ihm einen seiner berühmtesten Generale. Romanzoff stürzte sich wie ein Blitz auf Silistria und dann auf Warna, mußte sich aber mit beträcht-

lichem Verlust vor dem mörderischen Feuer der Osmanen wieder zurückziehen (October 1773).

Der Geschichtschreiber Wassif, der noch in den erstern Jahren des neunzehnten Jahrhunderts lebte, macht über die Niederlagen der Russen vor Silistria und Warna folgende Bemerkung: „Wenn der moslemitische Soldat sich im freien Felde schlägt, zeigt er selten seinen ganzen Muth. Nach der Meinung Bonaparte's, jetzigen ersten Consuls der Franzosen, genügen 10,000 gut disciplinirte Truppen, um 100,000 Moslemin zu überwinden, aber 100,000 Mann können nicht 10,000 in einer Festung eingeschlossene Moslemin bezwingen."

Die Russen waren nicht die einzigen Feinde, mit denen sich damals das türkische Reich im Kampfe sah. Mächtig unterstützt von den Truppen und dem Gelde der Russen, erhoben der gefürchtete Ali Bei, der mamelukische Scheik el Beled, den man den Mehemed Ali des achtzehnten Jahrhunderts nennen könnte und der Araber Tahir (der Reine) oder Daher, unter dessen Gebot sich die Beduinen der Wüste von Saharah schaarten, gemeinsam das Banner des Aufstands. Der eine wollte an den Ufern des Nils die alte 1517 von Selim I. gestürzte Mamelukenregierung wieder herstellen; der Andere trotzte den Befehlen der Pforte hinter den Wällen von St. Jean d'Acre und beabsichtigte, in Syrien ein unabhängiges Fürstenthum zu gründen. Ali Bei setzte eigenmächtig den Scherif von Mekka ab, brachte die Bevölkerung von Arabien, Syrien, Palästina und Aegypten gegen den Divan zum Aufstand und schlug die osmanischen Truppen, welche der Großherr gegen ihn schickte. Alexis Orloff, der Vernichter der türkischen Flotte bei Tscheschme, kaperte vor Damiette türkische Schiffe und knüpfte mit Ali Bei und Tahir freundschaftliche Verbindungen an. Der Führer der ägyptischen Empörer schloß mit dem russischen Admiral einen Vertrag ab, durch welchen sich Rußland verpflichtete, ihn gegen die Pforte mit Truppen und Kriegsvorräthen zu unterstützen. 1772 gehorchten ganz Aegypten, Arabien, Palästina und das südliche Syrien Ali Bei und die von den Russen in den Donauprovinzen hart bedrängte Pforte sah sich außer Stande, den Aufstand Ali Bei's und Tahir's zu unterdrücken. Aber Ersterer, in der Cidatelle von Cairo durch Verrath besiegt, kam nach Syrien zu seinem Freund Tahir. Beiden vereint gelang es, ein Heer von 30,000 Mann zusammenzubringen



und bei Sidon, dem heutigen Saida, die osmanische Armee unter Osman Pascha, Statthalter von Damaskus zu schlagen (April 1773). Zu gleicher Zeit beschoß die russische Flotte Beyrut, um die Herrschaft der Insurgenten in Syrien zu beschützen und aufrechtzuerhalten. Siebenundsechszig Jahre später verbanden sich die Russen mit den Engländern, um aus demselben Syrien einen aufrührerischen Pascha zu verjagen. Rußland hat stets seine Politik seinen Interessen untergeordnet. Es hat stets seine Rolle nach den Umständen gewechselt, ohne jedoch von der geschickten Ausdauer und der Consequenz abzuweichen, die es von jeher stark gemacht haben. Zum zweiten Male in der Schlacht von Salihe in Syrien verrathen und verwundet, fiel Ali Bei, auf dessen Kopf man in Konstantinopel einen Preis gesetzt hatte, in Gefangenschaft und starb in Cairo an Gift. Aegypten kam wieder unter die Herrschaft der Pforte. Tahir weigerte sich noch einige Zeit, die Autorität des Sultans anzuerkennen, und erbot sich dann später zu einem jährlichen Tribute von 7000 Beuteln, unter der Bedingung, daß die Pforte ihm die Statthalterschaft in St. Jean d'Acre und Saida erblich überlasse. Man ward nicht einig, bis Tahir auf Befehl des Sultans durch Meuchelmord fiel und zum Nachfolger den berühmten und grausamen Dscheffar Pascha bekam, der dem General Bonaparte tapfer in St. Jean d'Acre widerstand.

Als Mustapha III. die Niederlagen seiner Truppen bei Basardschik, Karasu und Kainardsche erfuhr, brach er in Verwünschungen gegen seine Generäle aus. „Ich habe die Kriegführung meiner Seraskier satt. Ich werde mich selbst an die Spitze meiner Armeen stellen!“ rief er. Aber die Wassersucht hielt ihn auf den Divan gefesselt. Er starb an dieser Krankheit am 24. December 1773 sechsundfunfzig Jahre alt, wenige Tage nachdem er diese Aeußerung gethan hatte. Sein Sohn Selim war damals erst zwölf Jahre alt. Abdul Hamid, der Bruder Mustapha's III., bestieg den wankend gewordenen Thron Osman's.

Mustapha III. war gewiß kein Genie, aber er war auch nicht das, wozu ihn Voltaire macht. Er war weder einfältig, noch ein Wüstling, noch grausam, blutdürstig, lasterhaft oder lächerlich; er war ein ernster und würdiger Fürst und so aufgeklärt, als man von einem Sultan von Stambul erwarten kann. Die zahlreichen Denkmale, welche er hinterlassen hat, sind Beweise seiner Frömmigkeit und seiner Baulust. Seine

alte Mutter, die Gemahlin Achmed's III., umgab er mit Liebe und Achtung und ließ zu ihrem Andenken in Scutari eine Moschee bauen, der er beträchtliche Einkünfte vermachte. Aber der Sultan hatte zwei Leidenschaften: die Leidenschaft für den Krieg, den er nicht verstand und die für die Astrologie, welche seine wichtigsten Entschließungen beeinflußte. An der Spitze eines Reiches stehend, das die großen Kriege mit Ungarn und Deutschland schon erschüttert hatten, in neue Kämpfe mit der täglich kräftiger und aufgeklärter werdenden russischen Macht verwickelt, ohne Generäle und geschickte Minister und selbst nur mit mittelmäßigen Fähigkeiten ausgestattet, sank Mustapha III. unter der Last, welche er allein ertragen wollte. Wie wir bereits oft in diesem Buch zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, das osmanische Reich versank entweder in schmachvolle Ohnmacht, oder erhob sich mit Glanz, je nach der Ungeschicklichkeit, oder dem Genie der an seiner Spitze stehenden Sultane oder Wessire. Fürsten wie Mustapha III. waren gewiß nicht dazu geeignet, der Türkei ihre alte Kraft wieder zu geben, oder auch nur ihren Fall aufzuhalten.

Neunzehntes Kapitel.

Der Sultan Abdul-Hamid. — Friedensvertrag von Kainardsche. — Tod des Großwessirs Muhsinsade. — Blutbad unter den Griechen in Morea. — Rußland reißt die Krim an sich. — Tod Saim-Girai's. — Die Pforte tritt die Krim ab. — Reise Katharina's II. nach der Krim. — Wiederausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei. — Feldzug an der Donau und am schwarzen Meere. — Tod Abdul-Hamid's (1773—1787).

Seit seiner Kindheit in den für die osmanischen Prinzen bestimmten Gemächern im Eski Serai oder alten Serail eingeschlossen, verließ Abdul Hamid dieselben, achtundvierzig Jahre alt, um an die Spitze eines hart bedrängten Reichs zu treten. Bis dahin hatte er sich mit dem Schnitzen von Bogen und Pfeilen, mit der Musik und mit dem oft wiederholten Abschreiben des Korans mit verschiedenartiger Tinte beschäftigt. Er war von schwächlicher Constitution, sehr beschränktem Geiste und die

Abgeschiedenheit, in der er sein Leben zugebracht hatte, war gewiß nicht geeignet, seinen Körper oder seinen Geist zu kräftigen. Was konnte man von einem Staate erwarten, der der Unwissenheit und der Unfähigkeit eines Despoten überlassen ist? Die Türkei muß durch ihre eigenen Institutionen untergehen, und diejenige, welche den präsumtiven Thronerben verurtheilt, in vollständiger Abgeschiedenheit von dem Schauplatz zu leben, wo er dereinst die Hauptrolle spielen soll, hat sie bis heute im Verborgenen untergraben.

Unmittelbar nach dem Tode Mustapha's III. weigerten sich die Ulemas abermals, den Frieden unter den von den Russen in Bukarest vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Der Krieg dauerte an den Ufern der Donau ohne Unterbrechung fort und die Türken wurden abermals wiederholt geschlagen. Im Monat Mai 1774 hatte sich das osmanische Heer bei Schumla concentrirt, wo der Großwessir Muhsinsade seit drei Jahren sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Entschlossen, den fünfjährigen Krieg durch eine entscheidende Schlacht zu beendigen, schloß Romanzoff das Lager des Osmanen von allen Seiten ein, und machte sich bereit, es zu stürmen. In dieser äußersten Noth rief Muhsinsade die vornehmsten türkischen Offiziere zusammen und frug sie im Namen der Religion, welchen Weg sie für die beste Rettung hielten. Alle gaben zur Antwort, daß der Frieden, selbst um den höchsten Preis, eine Nothwendigkeit für das Reich sei. Der Wessir ließ diese Erklärung von seinen Generälen unterschreiben und schickte sie dem Sultan. Auf officiellem Wege von diesem für den Frieden gemachten Schritt unterrichtet, gewährte Romanzoff einen Waffenstillstand.

Wie sein Vorgänger wollte Abdul Hamid den Frieden um jeden Preis. Aber er bedurfte dazu der Beistimmung der Ulemas. Um sie zu erlangen, ward ein oberer Offizier aus dem Lager von Schumla nach Stambul geschickt, um dem Obermufti eine Schilderung von der beklagenswerthen Lage der Armee und der Finanzen zu machen. Thränen strömten aus den Augen des Scheik Islam, als er bekümmert und stumm den im Namen der Rettung des Reichs geforderten Fetwa bewilligte.

„Abdul Hamid aber vergaß den Anstand und die Ehre eines Herrschers und ratificirte voller Freude und zum großen Aergerniß der Nation

den Fetwa, der vielleicht der Türkei den Todesstoß geben kann", bemerkt Herr von Thugut über dieses Ereigniß.

Der Flecken Kainardsche, vier Stunden von Silistria in der Bulgarei, früher Zeuge einer großen Niederlage der Osmanen und des glorreichen Todes des Generals Weißmann, ward ebendeshalb von den russischen Bevollmächtigten gewählt, um den Vertrag abzuschließen. Am 21. Juli 1774 ward er in der Gestalt, wie er in Bukarest vorgeschlagen worden, unterzeichnet.

Die Pforte gestand die politische Unabhängigkeit der Tataren in der Krim, Bessarabiens und des Kubans zu und behielt nur über die moslemitischen Bevölkerungen das illusorische Schutzrecht in religiösen Sachen. Rußland behielt auf der taurischen Halbinsel, die ihm bald ungeschmälert anheimfallen sollte, Taganrog, Asow, Jenikale, Kertsch und andere Plätze an den beiden Ufern der Mündungen des Don, des Dnieper und der Donau. Es behielt sich das Recht der freien Schifffahrt auf dem mittelländischen und dem schwarzen Meere vor, sowie das ausschließliche Schutzrecht über die griechisch gläubigen Unterthanen der Pforte, wodurch die katholischen Interessen des Orients noch heute schwer benachtheiligt werden. Die Russen waren großmüthig genug, der Türkei die Moldau und die Walachei wieder zurückzugeben, verlangten aber vom Divan das ausdrückliche Versprechen, die christlichen Bewohner dieser Provinzen mit Milde und Gerechtigkeit zu behandeln. Zwei geheime Artikel zwangen den Sultan, der Kaiserin Katharina elf Millionen Rubel für die Kriegskosten zu bezahlen, und unverzüglich die türkischen Flotten aus dem Archipel zurückzurufen. In diesem Friedensvertrag, der einen Krieg beschloß, dessen Hauptursache Polen gewesen war, ward der Name dieses unglücklichen Landes nicht einmal genannt. Die gedemüthigte Türkei, die übrigens selbst die Theilung Polens vorgeschlagen hatte, hatte kein Recht mehr, als Beschützerin eines Reichs aufzutreten, dem das siegreiche Rußland schon seit langer Zeit Gesetze vorschrieb.

Ein Mann von tiefer Einsicht und Erfahrung als Staatsmann, der ein mithandelnder Augenzeuge in allen Staatshandlungen der Türkei zu dieser Zeit war, der Baron von Thugut, äußerte in einem seiner zahlreichen und merkwürdigen Berichte an das wiener Cabinet: „der Vertrag von Kainardsche ist ein Muster der Gewandtheit von Seiten der russischen

Diplomaten und ein seltenes Beispiel von Einfalt Seitens der türkischen Unterhändler. Nach den Bedingungen dieses Vertrags steht es Rußland zu jeder Zeit frei, Expeditionen auf dem schwarzen Meere zu machen; von seiner neuen Grenze Kertsch aus kann es in achtundvierzig Stunden ein Armeecorps bis unter die Mauern von Konstantinopel führen. Eine Verschwörung unter den Oberhäuptern der schismatischen Religion würde dann in diesem Falle ohne Zweifel ausbrechen und dem Sultan bliebe weiter nichts übrig, als sich in das Innere Asiens zu flüchten und den Thron des orientalischen Reichs einem geschickteren Besitzer zu überlassen. Die Eroberung Konstantinopels durch die Russen kann ganz unversehens geschehen und sogar ehe die anderen christlichen Mächte Etwas davon erfahren. Mit Schmerz sehe ich die traurigen Folgen voraus, welche das Uebergewicht der schismatischen Kirche für die katholische Religion in der Levante haben wird."

Muhsinsade, der sich während dieses Kriegs weder als General noch als Diplomat bewährt hatte, verließ Schumla nach der Unterzeichnung des Vertrags vom 21. Juli und verschied am 4. August 1774 in einem Dorfe auf der Straße nach Konstantinopel. Man schreibt seinen Tod dem Gift zu. Die Großen, welche am meisten zu dem Frieden von Kainardsche beigetragen hatten, glaubten, daß Muhsinsade, wenn das Volk von Stambul Rechenschaft von ihm verlangen würde, sie selbst zur Verantwortung ziehen könnte. Das Gift machte diesen Befürchtungen ein Ende. Froh, von den Russen befreit zu sein, blieb Abdul Hamid in seinem Palast, „welcher die Muschel ist," sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „in der die kostbare Perle seiner erhabenen Person ruht. Der Serail ist der glorreiche Mittelpunkt, von wo die Sonne der Macht des Padischah ihre Strahlen über die Welt verbreitet." Auf einen Fürsten wie Abdul Hamid angewendet, klingen diese hochtrabenden Worte wie Ironie.

Der Vertrag von Kainardsche sollte nur ein Waffenstillstand von einigen Jahren zwischen Rußland und der Türkei sein. Die erste dieser Mächte, von ihren Siegen müde, bedurfte der Ruhe, um sich zu neuen Kämpfen vorzubereiten. Die andere, an Geld und Mannschaften erschöpft, schien den Frieden vom 21. Juli 1774 nur unterzeichnet zu haben, um ihre Finanzen und ihr Heer zu reorganisiren und später die erlittene Schmach mit dem Blute der Russen abzuwaschen. Eitle Verblendung, welche das osmanische Reich mit neuen Unfällen bezahlen mußte!

Die Türkei richtete ihre Blicke auf Frankreich, von dem sie zwar nicht Armeen, aber die Hilfe der Civilisation verlangte. Nach den Instructionen seines Hofes hatte der Graf von Bergennes 1768 die Pforte zum Krieg gegen Rußland gereizt, ohne ihr jedoch thätige Mitwirkung zu versprechen, weil Frankreich glaubte, ein Krieg gegen Rußland könnte die Unabhängigkeit des nie genug von ihm unterstützten Polens retten. Zum Minister Ludwig's XVI. erhoben, wollte Herr von Bergennes, dem man jedoch weder Ehrlichkeit des Charakters, noch solche der Absichten absprechen kann, wenigstens dadurch dem osmanischen Reiche zu Hilfe kommen, daß er der Pforte auf ihr Verlangen Officiere zur Instruction ihrer Truppen und geschickte Ingenieure schickte. Bereits hatte ein Franzose, der Freiherr von Tott, in Konstantinopel Arsenale und Kanonengießereien errichtet. Er hatte die Aufsicht über den Bau mehrerer Festungen und namentlich der Dardanellenschlösser geführt und die Pforte hatte es ihm zu verdanken, daß 1770 die russischen Schiffe nicht in den Hellespont und den Hafen von Konstantinopel dringen konnten.

In Stambul wurden die neuen Rüstungen und der Bau einer Flotte mit der größten Thätigkeit betrieben. 1776 waren dreißig Linienschiffe segelfertig. An der Spitze der Flotte stand ein grausamer, aber unerschrockener Mann, der, aus Haß gegen die Christen im Allgemeinen und gegen die Russen im Besondern, den Giauern einen Vertilgungskrieg geschworen hatte: der Admiral Hassan Pascha, dessen Namen die Bewohner von Morea, die er, zur Strafe für ihren Aufstand während des letzten Krieges zwischen den Türken und den Russen, nach dem Frieden von Kainardsche zu Tausenden niedermetzeln ließ, ewig verfluchen werden.

Seit durch den Vertrag von Kainardsche die Unabhängigkeit der Tataren der Krim anerkannt war, war dieses Land der Schauplatz unablässiger Ränke und Uneinigkeiten. Rußland und die Pforte unterhielten dort geheime Agenten. Der dem Sultan ergebene Chan Dewlet-Girai zog sich deshalb die Unzufriedenheit Katharina's II. zu, der es gelang, einen Theil seiner Unterthanen zum Aufstand zu vermögen. Dewlet-Girai floh nach Konstantinopel und Rußland ließ an seiner Stelle Saim-Girai ernennen. Dieser war ein willenloses Werkzeug der russischen Politik. Die Pforte ernannte ihrerseits für die Krim eine Art Chan in

Partibus, Selim-Girai, welcher Mustapha II. den Verlust der taurischen Halbinsel als ein Verhängniß des Schicksals darstellte.

Die Türken metzelten etwa 100 Russen nieder, welche Saim-Girai als Wache dienten. Auf diese Nachricht sandte Katharina den Fürsten Prosorowski mit einer Armee nach der Krim und dieser trieb die Saim feindlich gesinnten Tataren aus dem Lande. Durch die Intriguen der Pforte griffen zwei Brüder dieses Chans gegen ihn zu den Waffen und zwangen ihn, die Flucht zu nehmen (1783). Darauf fielen 70,000 Russen, unter dem Fürsten Potemkin, dem Günstling Katharina's, in die Krim ein und als Antwort auf diesen Angriff schickte der Sultan eine Flotte in's schwarze Meer, welche sich der Insel Taman bemächtigte. Auf Anstiften des Fürsten Potemkin sandte Saim-Girai einen Tataren an den Kapudan-Pascha, um ihn aufzufordern, die Insel zu räumen. Anstatt der Antwort ließ der türkische Admiral dem Abgeordneten des Chans den Kopf abschlagen. Durch formelle Urkunde dankte darauf Saim als souverainer Fürst ab und übergab diese Provinz Katharina II. Damals erließ die Czarin das berühmte Manifest, durch welches sie ihrem Reiche die ganze taurische Halbinsel, die Insel Taman und die nach dem gleichnamigen Flusse Kuban benannten Striche am Kaukasus einverleibte. Die Kaiserin nannte die Vereinigung dieser Provinzen mit ihren Staaten eine gerechte Entschädigung für die Opfer, welche sie der Erhaltung des Friedens und des Glücks gebracht habe! Sie theilte zugleich dem erstaunten Europa mit, daß der Sultan ganz allein den Vertrag von Kainardschi gebrochen habe!

Von Gewissensbissen gepeinigt, sein Vaterland den Russen verrathen zu haben, bat Saim-Girai die Pforte um Verzeihung, die ihm gewährt ward. Aber als der Ex-Chan in Stambul ankam, ließ ihm der Sultan den Kopf abschlagen. In Konstantinopel erregten die Nachrichten von den neuen Beleidigungen, welche die Russen dem Halbmond zugefügt hatten, lautes Murren. Die türkische Bevölkerung der großen Stadt ward unruhig und verlangte Krieg gegen die Moskos. Aber die Regierung war außer Stande, einen Krieg zu beginnen und man vertagte den Austrag der Sache. Ein in Konstantinopel 1784 unterzeichneter Vertrag zwischen dem Divan und Rußland ratificirte feierlich die Besitznahme der

Krim durch die Russen, und die neuen Provinzen erhielten von der Czarin die Namen: die Gouvernements von Taurien und Kaukasien.

Zwei Jahre später (1786) besuchte die Kaiserin die taurische Halbinsel, die eine der schönsten Juwelen ihrer Krone geworden war. Niemals ist eine Frau oder eine Fürstin mit größerer Huldigung empfangen worden, als Katharina II. auf ihrem Triumphzug von St. Petersburg bis an die Mündung des Dnieper, wo sie die Stadt Cherson besichtigte, zu der sie erst vor Kurzem den Grund hatte legen lassen. Man sah nichts als Feste, militairische Schauspiele, Zauberkunststücke. Große Feuer waren die ganze Straße entlang angezündet; die Städte waren festlich erleuchtet und mitten in Einöden erhoben sich Paläste. Aber die Paläste sollten nur einen Tag bewohnt werden, und Dörfer und Städte waren nur zu diesem Zwecke in Wüsten errichtet, wo sonst nur Tataren herumschweiften. Ueberall sah man eine zahlreiche, wohlhabende und glückliche Bevölkerung; überall brachten über hundert verschiedene Völker mit Gesängen und Tänzen ihre Huldigung dar. Das Schauspiel war Dichtung und Wahrheit zu gleicher Zeit. Katharina sah von Weitem Städte und Dörfer, die nur aus den äußern Mauern bestanden; sie sah sich von einer zahlreichen Bevölkerung umgeben; aber diese Bevölkerung ward über Nacht weiter geschafft, um des andern Tags dasselbe Schauspiel aufzuführen.

Katharina zog in die Krim, geleitet von 200,000 glänzend ausgerüsteten Soldaten ein. Ueber einem Triumphbogen, durch welchen die Kaiserin vor ihrer Ankunft in Cherson zog, las sie die Aufschrift: „Weg nach Byzanz." Prophetische Worte, welche dem Stolz und dem Ehrgeiz der Herrscherin schmeichelten und die die Russen seitdem nicht wieder vergessen haben.

Der deutsche Kaiser Joseph II., der damals für den mächtigsten Fürsten Europas galt, war ebenfalls an die Ufer des schwarzen Meeres geeilt, um Zeuge des Triumphs der stolzen Czarin zu sein und mit ihr ein Bündniß abzuschließen, welches später der Türkei so nachtheilig werden sollte. „Ihre Majestäten, erzählt der geistreiche Fürst von Ligne", sondirten sich manchmal über die armen Teufel, die Türken. Man ließ einige Worte fallen und sah sich an. Als Liebhaber des schönen Alterthums und einiger Neuigkeiten sprach Potemkin von der Wiederherstellung des griechischen Reichs, Katharina vom Wiedererscheinen von Lykurgen und Solons; ich

sprach von Alcibiades; aber Joseph, der mehr Geschmack an der Zukunft, als an der Vergangenheit, mehr am Positiven, als am Chimärischen fand, äußerte: „Aber was zum Teufel sollen wir mit Konstantinopel machen?"

Aber Abdul-Hamid, der in den innersten Gemächern seines Serails über die geräuschvolle Anwesenheit seiner Feindin fast vor den Thoren Stambuls zitterte, hielt sich für ernstlich bedroht; er schickte eine zahlreiche Flotte, welche an der Mündung des Dniepers, gegenüber der der Czarin so theuern Stadt Cherson, vor Anker ging. Auf Katharina machte der Anblick dieser Fahrzeuge, über welchen der Halbmond wehte, einen lebhaften Eindruck und sie rief mit dem Ton eines edeln Stolzes, in welchem sich ein Gefühl des Verdrusses mischte, das sie nicht zu verhehlen suchte: „Haben die Türken Tscheschme schon vergessen?" Die Czarin reiste, berauscht von ihren Triumphen, bald darauf nach St. Petersburg zurück.

Der Frieden zwischen der Türkei und Rußland war künstlich, der Krieg natürlich. Einer dieser beiden Staaten wollte seine Eroberungen in Europa behalten; der Andere wollte sie ausdehnen. Es war ein Vernichtungskampf, der noch nicht zu Ende ist, und dessen letzter Schluß gewiß nicht günstig für die Pforte ausfallen wird. Den Vertrag von 1784, welcher den Frieden von Kainardsche mit einigen Zusatzbestimmungen bestätigte, hatte der Divan nur unterzeichnet, um Zeit zu gewinnen und sich besser auf einen Krieg vorzubereiten, den das Volk und die Ulemas seit langer Zeit wünschten. Gereizt von Preußen und England, den Gegnern Rußlands, forderte die Pforte, mit Beiseitesetzung diplomatischer Höflichkeit, die Auslieferung des Fürsten von der Moldau, der, von der Ungnade Abdul Hamid's getroffen, sich nach Rußland geflüchtet und unter den Schutz der Czarin gestellt hatte. Der Padischah verlangte zugleich, daß die russischen Truppen ohne Säumniß Georgien räumten und daß die russischen Schiffe sich bei der Vorüberfahrt vor Stambul einer Durchsuchung unterwürfen.

Katharina, die damals gerade den Frieden zu erhalten wünschte (1787), war geneigt, der Pforte Concessionen zu machen, als sie erfuhr, daß man ihren Gesandten Herrn von Bulgakoff, wie früher Herrn von Obreskoff in die sieben Thürme geworfen und daß der Scheik Islam in den Moscheen von Stambul durch einen Fetwa den heiligen Krieg gegen

die Moskos erklärt hätte. Der österreichische Internuntius, Freiherr von Herbert, theilte dem Großwessir Jussuf Pascha mit, daß er von dem Kaiser, seinem Herrn, Befehl erhalten habe, von Konstantinopel abzureisen, sowie der Sultan Rußland, dem Verbündeten Joseph II., den Krieg erklärte. Der Freiherr von Herbert verließ die türkischen Staaten.

Ein türkisches Armeecorps von 80,000 Mann, unter den Befehlen des Großwessirs, setzte sich gegen die Donau in Bewegung. Sechzehn Linienschiffe und acht Fregatten, mit einer Mannschaft von 20,000 Mann, unter dem Befehl des Kapudan Pascha Hassan, erschienen im schwarzen Meere, um die Mündung des Dnieper's zu blokiren. Ein drittes Armeecorps von 50,000 Mann zog an dem Ufer des schwarzen Meeres hin und besetzte Oczakow, eine an dem rechten Ufer des Dnieper's gelegene Stadt.

45,000 Kaiserliche, von Joseph II. in Person geführt, drangen durch die Pässe Siebenbürgens in die Moldau und Slavonien ein, und nahmen Jassy, Tobatz, Novi, Dubitza. Mit einem der Ruhmesgefährten von Suleiman dem Prächtigen würdigen Muthe stürzten sich aber nun die Osmanen auf die Oesterreicher, schlugen sie in mehreren Treffen, vertrieben sie aus der Moldau, verfolgten sie bis in das Temeswarer Banat und verheerten dieses mit Feuer und Schwert. Joseph II., wäre bei Karansebes fast in Gefangenschaft gerathen und erst bei Lugos gelang es den Oesterreichern, den verheerenden Marsch der Türken aufzuhalten. Joseph II., dem es nicht an Muth fehlte, besaß nicht alle Eigenschaften, die zu einem guten Feldherrn gehören. Er sah es nach seiner Niederlage ein und übergab den Oberbefehl über die Armee dem berühmten Laudon, der bald Alles wieder in Stand brachte. Die Türken wurden mit Verlust aus dem Theil Ungarns, dessen sie sich bemächtigt hatten, hinausgetrieben. Der alte Romanzoff, der seit zwanzig Jahren seinen tapfern Degen nicht aus der Hand gelegt hatte, vereinigte seine Streitkräfte mit denen des Prinzen von Sachsen-Coburg und die Verbündeten vernichteten ein türkisches Heer in Bessarabien, und erstürmten Chocim (October 1788), das schon der Schauplatz so vieler Kämpfe zwischen den Osmanen und den Christen gewesen war.

Am schwarzen Meere schlugen sich die Osmanen mit großer Tapferkeit, um sich der Krim wieder zu bemächtigen, die seit drei Jahrhunderten

der Schlüssel ihres Reichs gewesen war. Aber alle ihre Anstrengungen scheiterten an den geschickten Manövers und der Tapferkeit der Russen und an dem Feldherrngenie Suwarow's. Mit Wuth von einer Unzahl Türken in der Festung Kilburne, am linken Dnieperufer, angegriffen, wies dieser große Feldherr dreimal den Feind zurück, und zwang ihn, sich nach Oczakow zurückzuziehen, nachdem er ihm mehr als 50,000 Mann getödtet hatte (October 1788). Dann beschoß er die an der Mündung des Dnieper's vor Anker liegende türkische Flotte mit glühenden Kugeln und zerstörte, kräftig unterstützt von dem ein Geschwader befehligten Prinzen von Nassau-Siegen, zum größten Theil die sechzehn Linienschiffe und acht Fregatten des Kapudan Pascha. Die Türken konnten sich jetzt an Tschesme erinnern, wie Katharina gesagt hatte. In einem Zeitraum von achtzehn Jahren hatte Rußland der osmanischen Marine nach Lepanto die schwersten Schläge beigebracht, die sie bis zur Schlacht von Navarin, die ihr Untergang ward, erlitten.

Der Feldzug von 1788 schloß im December mit der Erstürmung von Oczakow, wo die Türken den Tod der Capitulation vorzogen. 15,000 Osmanen fielen mit den Waffen in der Hand während der Belagerung. Der Rest der türkischen Armee mußte nach der Einnahme ohne Barmherzigkeit über die Klinge springen. Schreckliche Greuelthaten von Seiten der Russen befleckten den Sieg. Sie metzelten die Bewohner von Oczakow noch drei Tage nach der Erstürmung nieder.

Niedergedrückt von Kummer über so viele Unglücksfälle, die zu verhindern er keine Fähigkeit besaß, starb Abdul Hamid am 7. April 1789, vierundsechzig Jahre alt, nach einer unglücklichen Regierung von sechzehn Jahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Geburt Selim's. — Seine ersten Unterichtsstunden. — Seine geheimen Verbindungen mit Ludwig XIV. — Selim als Sultan. — Suwarow. — Vertrag von Szistowa und Friede von Jassy. — Passwan Oglu. — Die Franzosen in Aegypten. — Reformen Selim's. — Die englische Flotte vor Konstantinopel. — Absetzung und Tod Selim's III. — Mustapha IV. — Bairaktar. — Absetzung Mustapha's IV. — Bürgerkrieg. — Tod Bairaktar's. — Mahmud II.

Am 27. Dschemasjul-Ewel 1175 der Hedschra (24. December 1761) verkündeten Geschützsalven, welche der Widerhall des goldnen Horns, Galata's, Pera's und Chalcedons mit lautem und anhaltendem Donner wiederholte, Stambul, dem Wohlbehüteten, die Geburt eines Erben des Reichs. Des Abends gossen der Serail, die Kiöschke, die Minarets, die Paläste der Großen, über die Hauptstadt Fluthen von Licht, welche sich in den Wässern des Canals und des Hafens von Konstantinopel widerspiegelten. Diese öffentlichen Festlichkeiten und diese glänzenden Erleuchtungen dauerten zehn Tage. Freude glänzte auf allen Gesichtern: Sie herrschte in dem Herzen jedes guten Moslem's. Die Bevölkerung der großen Stadt begrüßte in dem Neugebornen die Hoffnung und die Zukunft des Reichs. Dieser Prinz war Selim, der einzige Sohn Mustapha's III. Als ihn in seiner Jugend eine ernstliche Krankheit bedrohte, war die Besorgniß allgemein, und als der junge Selim genas, äußerte sich die Freude der Osmanen abermals mit großer Lebhaftigkeit.

Fünf Jahre nach der Geburt Selim's (14. Januar 1766) erhob sich ein prächtiges Zelt, getragen von goldenen Säulen, über einem mit reichen Teppichen bedeckten Boden in einem der Höfe des Serails, dem Kiöschk der Perlen gegenüber. Mustapha III., die Schultern in einen von Edelsteinen funkelnden Zobelpelz gehüllt, auf dem Haupte einen Turban mit von Diamantenagraffen gehaltenen Reiherfedern geschmückt, und in der Hand ein blankes Schwert, saß auf einem goldnen Throne in einer der Ecken dieses Zeltes. Generäle und Pagen umgaben den Großherrn. Die Wessire und die Ulemas führten den jungen Selim in einem einfachen weißen Kleide und bedeckt mit einem weißen Turban, an dem ein Smaragd glänzte, in das kaiserliche Zelt. Als das Kind seinen Vater erblickte,

beugte es die Stirn bis zum Fußboden; es küßte den Saum seines Kleides und nahm dann, rücklings zurücktretend, zwischen dem Großwessir Muhsinsade und dem Scheik Islam Platz. Der junge Prinz begrüßte die ganze Versammlung, die sich vor ihm niederwarf, mit einem Blick. Auf ein Zeichen des Sultans Mustapha III., sprach der Großmufti, während des feierlichsten Schweigens und mit Salbung, die Stelle aus dem ersten Kapitel des Korans: „Gelobt sei Gott, der Herr des Weltalls! Allah! Dich beten wir an! Dich flehen wir um Hilfe! Geleite uns auf dem rechten Pfade, dem Pfade Derer, die Du mit Wohlthaten überhäuft hast!" Mit Ernst sprach Selim diese heiligen Worte nach. Dann ergriff er die Hand des Großmufti's und wollte sie an die Lippen drücken, als das Oberhaupt der Gesetzgelehrten dem jungen Prinzen zuvorkam, ihn gerührt in die Arme schloß und ihn auf die rechte Schulter küßte. Nach einem alten Brauche erhielt der Thronerbe auf diese Weise das erste Mal Unterricht in der Religion, der Grundlage aller Wissenschaften. Von dem Scheik Islam begleitet, trat Selim jetzt wieder vor den Sultan, der beide Hände auf den Kopf seines Sohnes legte, indem er den Namen Gottes anrief, und ihn dann zärtlich auf die Stirn küßte. Nach dieser rührenden Feierlichkeit kehrte der Sultan wieder in seinen Palast zurück und die Versammlung ging auseinander.

Selim war ein liebenswürdiges und gescheidtes Kind. Sein Vater betete ihn an. Er hatte für seinen Sohn eigenhändig Belehrungen niedergeschrieben. Unmittelbar vor seinem Tode (Selim war damals zwölf Jahre alt) ließ der Sultan Mustapha III. seinen Nachfolger Abdul Hamid rufen und empfahl demselben seinen Sohn. Abdul Hamid schwor, sich seiner wie ein Vater anzunehmen und hielt Wort. Dieser Sultan, den wir ohne Geist und ohne Kraft sahen, wie er das Reich seinem Untergange und der Schmach entgegeneilen ließ, war selbst nicht fähig, seinen zu seinem Thronnachfolger bestimmten Neffen zu erziehen; aber er that etwas, was ihm die Geschichte zu Gute rechnen muß: Er sperrte Selim nicht in das Prinzengefängniß ein, sondern ließ ihn im Serail frei seinen Studien obliegen.

Selim schämte sich anfangs seiner eignen Unwissenheit. Die ihm von seinem Vater hinterlassenen Belehrungen waren sein erster politischer Unterricht; er fand darin nützliche Aufschlüsse über die letzten Ereignisse

und über die schwachen Seiten der Verwaltung, die der Reform bedürftig waren. Der Einfluß der Sultanin Walide, seiner Mutter, erhielt diese Pläne in ihm wach. Der Arzt, der ihm das Leben gerettet hatte, Dr. Lorenzo, wirkte auf dasselbe Ziel hin. Der junge Selim brannte vor Begier, die Schimpf, welche der Halbmond erlitten, zu rächen. Er hatte an den Pocken gelitten und man hatte laut vor ihm von den Spuren gesprochen, welche diese Krankheit auf seinem Gesicht zurücklassen würde. „Was geht das Gesicht Den an, der bestimmt ist, sein Leben im Feldlager zuzubringen", hatte er bei dieser Gelegenheit gesagt. Die Siege der Russen bekümmerten ihn sehr; wenn er erst Kaiser geworden, wollte er die Schmach der Osmanen rächen, oder mit Ehren fallen.

Um sich in seinen Reformplänen Raths zu erholen, wendete sich der junge Selim an Frankreich und schickte zu diesem Zwecke seinen Vertrauten Isaak Bei nach Paris. Dieser reiste im September 1786, in Begleitung des Barons von Tott, welcher der Pforte schon so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, dorthin ab. Isaak Bei übergab Ludwig XVI. Briefe, welche ihn im Geheimen neben den übrigen Agenten beglaubigten. Der König, von welchem der Erbe des osmanischen Throns Belehrungen über seine Reformpläne verlangte, beschäftigte sich damals selbst mit Aufrichtigkeit mit einer Verbesserung der durch Alter und Misbräuche untauglich gewordenen französischen Verfassung. Die Sendung Isaak Bei's blieb ein Geheimniß zwischen Ludwig XVI. und seinen Ministern. Drei Jahre dauerte dieser Briefwechsel zwischen dem Serail und Versailles und Selim behandelte darin mit Einsicht die wichtigsten Fragen der Verwaltung und der Politik. Der Briefwechsel endete mit dem Tode Hamid's 1789, als der Sohn Mustapha's III., neunundzwanzig Jahre alt, zur höchsten Macht gelangte. Selim III. feierte seine Thronbesteigung durch Geschenke und Gnadenbezeigungen. Er feierte das Leichenbegängniß seines Vorgängers mit großem Glanze und sprach Worte der Liebe und Verehrung am Grabe seines Ohms, Abdul Hamid, der ihm alle Freiheit gelassen hatte, sich zu unterrichten.

Wir haben oben von den kriegerischen Neigungen gesprochen, welche Selim schon in der Abgeschiedenheit des Serails verrieth; als er Beherrscher des Reichs geworden war, fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, alle schönen Pläne seiner Jugend in Ausführung zu bringen. Suwarow hatte,



wie schon oben erwähnt, den Türken nach einer langen und mörderischen Belagerung die Stadt Oczakow abgenommen, den einzigen wichtigen Platz, welchen die Pforte noch an den Ufern des Dniepers besaß. Der erste Gedanke Selim's war, ein beträchtliches Heer ins Feld zu stellen und selbst an dessen Spitze zu treten. Diese Anläufe von Energie flößten den Osmanen neuen Muth ein, konnten sich aber gegen den Widerstand der Minister des Sultans, die noch die alten Minister Abdul Hamid's waren, nicht behaupten. Selim III. hatte nicht die Kraft, Anderen seinen Willen aufzuzwingen. Diese erste Schwäche war ein erster Fehler. Gewiß konnte es unklug erscheinen, Krieg zu führen, wenn der Ausgang desselben kaum glücklich sein konnte; aber der Krieg, zu dem Preußen und England den Sultan, trotz der freundschaftlich davon abmahnenden Sprache Frankreichs, reizten, war im Rathe des Fürsten und der Körperschaft der Ulemas beschlossen; war man daher nicht zu glauben berechtigt, die Türken hätten wieder siegen können, wenn der Padischah sich, um ihre Begeisterung zu entflammen, in Person an die Spitze eines Heeres gestellt hätte? Die durch den Tod Abdul Hamid's einen Augenblick abgebrochenen Feindseligkeiten begannen wieder im Monat Juli 1789.

Suwarow und der Prinz von Sachsen-Coburg, die Sieger von Kilburne und Oczakow und Befehlshaber der vereinigten Streitkräfte Oesterreichs und Rußlands, besiegten die von dem muthvollen Hassan-Pascha geführten Osmanen, und dieser Kapudan Pascha, der schon Zeuge der Vernichtung seiner Flotte in der Mündung des Dniepers gewesen war, mußte jetzt auch als Seraskier die Niederlage seiner Landarmee in der Nähe von Fokschan mit ansehen (21. Juli 1789).

Zwei Monate später wollte Hassan Pascha an den Ufern des Rimnik diese Niederlage mit 100,000 Mann rächen. Das türkische und das christliche Heer standen sich einander gegenüber. Die Ermüdung, eine Folge langer Märsche und langer Kämpfe, schien die Truppen Suwarow's niederzudrücken. Der Prinz von Sachsen-Coburg schlug ihm vor, seine Colonnen ruhen zu lassen, oder wenigstens den Angriff des Feindes abzuwarten. „Meine Russen ruhen nicht aus!“ rief Suwarow; „der heilige Nikolaus vor mir, ich hinter ihm, meine Soldaten hinter mir, fürchte ich Nichts! Wir greifen an!“ Er stürzte sich mit seiner Reiterei auf die Fronte der osmanischen Truppen, welche der Prinz von Coburg in die

Flanke nahm. Die Türken erlitten eine schreckliche Niederlage. 22,000 ihrer Soldaten, 60 Kanonen und die ganze Belagerungsartillerie blieben auf dem Schlachtfelde zurück. Glücklich konnten sich die Osmanen preisen, welche wieder über die Donau kamen. Dieser glänzende Tag verschaffte Suwarow den Beinamen Rimniski.

Die Folgen der Siege von Fokschan und Rimnik waren unermeßlich. Oesterreich und Rußland schritten von einer Eroberung zur andern. Potemkin hatte sich zum Herrn von Bessarabien gemacht; der Prinz von Coburg hatte die Walachei eingenommen und der Feldmarschall Laudon Belgrad, welches nach dreiwöchentlicher Belagerung capitulirte. Die Erstürmung von Ismael auf dem linken Donauufer war das blutigste Ereigniß in dieser Reihe von Kämpfen (1790). Die 50,000 Mann starke Besatzung von Ismael zog es vor, sich in Stücke hauen zu lassen, anstatt sich zu ergeben. Ein einziger Türke entkam, indem er über den Fluß schwamm. Der Erdboden war gefroren und man konnte die Todten nicht einscharren. Man brauchte sechs Tage, um die Leichen der Menschen und Pferde in die Donau zu werfen. Suwarow, der Sieger von Ismael, sah eine ungeheure Beute vor sich ausgebreitet, aber er nahm für sich Nichts, als ein einziges Pferd.

England und Preußen, die Selim III. zum Krieg aufgemuntert hatten, wechselten ihre Politik, als sie die großen Erfolge Oesterreichs und Rußlands sahen. Ein am 31. Juli 1790 zwischen dem Berliner Hofe und der Pforte abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündniß gab den Angelegenheiten eine neue Wendung. Die Mäßigung Leopold's II., der Joseph II. als deutscher Kaiser folgte, begünstigte den Abschluß des Friedens. Eine am 27. Juli 1790 in Reichenbach unterzeichnete Convention und die im Monat September geführten Unterhandlungen führten zum Frieden von Szistowa, der zwischen Leopold II. und der Pforte am 4. April 1791 zum Abschluß kam. Der deutsche Kaiser nahm bei dieser Gelegenheit Bedingungen an, welche einigen Balsam auf die Wunden legen konnten, welche der Stolz des Sultans erleiden mußte. Und diese Bedingungen waren dem Einfluß Friedrich Wilhelm's, Königs von Preußen, zu verdanken. Oesterreich behielt von seinen schönen Eroberungen nur Chocim, das bis zum Frieden mit Katharina II. in seinen Händen blieb; die Czarin weigerte sich, an den Verhandlungen von Szistowa Theil zu nehmen und setzte den Krieg allein fort.

Der revolutionäre Zustand Frankreichs gestattete nicht die Annahme seiner Vermittelung. Aber eben die Besorgnisse, welche Frankreich einflößte, bestimmten Preußen und England, sich gemeinschaftlich an den Petersburger Hof zu wenden. Der Friede von Jassy (9. Januar 1792) machte dem vierundzwanzigjährigen Kriege zwischen der Türkei und Rußland ein Ende. Katharina II. gab die von den russischen Waffen eroberten Plätze wieder heraus. Sie behielt nur Oczakow und den Landstrich, wo sich gegenwärtig Odessa erhebt, einen Strich, der ihr übrigens schon gehörte. Nach den Bedingungen des Vertrags von Jassy sollte die Pforte an Rußland zwölf Millionen Piaster Kriegskosten bezahlen. Die Czarin bestand nicht auf dieser Summe. Dieser Friede war für die Türkei ein unverhofftes Glück, und man begrüßte ihn in Konstantinopel mit der lebhaftesten Freude. Aber wenn gute Nachrichten aus dem Norden ankamen, so fehlte es nicht an schlechten aus dem Süden: in Syrien und Egypten bedrohten gefährliche Aufstände die Autorität des Sultans. Dscheffar Pascha in Saint Jean d'Acre und die Mameluken in Cairo schüttelten das Joch der osmanischen Pforte ab, die jetzt zu schwach war, um die Rebellen zu bekämpfen und zu bestrafen. Sie ließ dem Aufstand freien Lauf.

Bei dem Kampfe der europäischen Mächte gegen die französische Revolution drang man in Selim III., Partei zu ergreifen; aber indem der Sultan in dieser Sache neutral blieb, folgte er der besten und den Traditionen alt hergebrachter Freundschaft mit Frankreich am meisten entsprechenden Politik. Seine einzige Handlung geschickter Diplomatie war ein unbeugsamer Entschluß, keinen Nachfolger des französischen Gesandten, Herrn von Choiseul-Gouffier, anzunehmen. Während Selim auf diese Weise seinen Abscheu gegen die Gewaltthaten der französischen Revolution an den Tag legte, näherte er sich Frankreich, indem er sich von dort Handwerker für seine Werfte, und Unterofficiere zur Instruction für seine Armee kommen ließ.

Die Ruhe seiner Staaten war nie von langer Dauer; seine Reformpläne misfielen den Janitscharen und machten das Volk unzufrieden. Der berühmte Passwan Oglu, der den Tod eines Vaters zu rächen hatte, sammelte alle Unzufriedenen der Donaugegenden um sich, setzte sich in Widdin fest, und schrieb den Fürsten der Moldau und Walachei Gesetze vor. Ein Scheinfrieden, mit für die Europäer günstigen Bedingungen,

stellte in Widdin die Autorität des Sultans wieder her. Kurze Zeit darauf begann Passwan Oglu, der vergeblich die Statthalterschaft über diese Stadt verlangt hatte, den Aufstand von Neuem und verdrängte den von Selim III. eingesetzten Pascha. Passwan Oglu beherrschte den Lauf der Donau; Belgrad selbst war bedroht. Die Pforte beschloß, diesen gefährlichen Zuständen ein Ende zu machen. Mit geschickt organisirten Streitkräften in Widdin eingeschlossen, bot Passwan-Oglu einer Armee von 100,000 Mann unter Hussan Pascha die Spitze. Letzterer hatte unter seinem Befehl Ali Pascha, Begler-Bei von Rumelien, und den berühmten Ali von Janina, der später auch die Fahne des Aufstands gegen den Sultan erheben sollte.

Nach einer fünfmonatlichen Belagerung, vom Monat Juni bis zum October 1798, hielt Widdin sich immer noch. Die beständig zurückgeschlagenen Osmanen geriethen unter sich selbst in Uneinigkeit und vielleicht bereitete sich der Pascha von Janina durch den Verrath auf seine spätere Aufrührerrolle vor. Zuletzt mußte die Pforte Passwan Oglu's Unabhängigkeit in Widdin anerkennen; unter diesen Bedingungen ward er für die türkische Regierung ein nützlicher Bundesgenosse, und starb 1807 als getreuer Verbündeter Selim's III. Passwan Oglu, ein fester und tapferer Charakter, von seltner Thätigkeit des Geistes, ordnungsliebend, gerecht, streng gegen sich selbst, verstand die Menschen zu regieren. Mit größerm Ehrgeiz hätte er nach Höherem streben können, als nach der Statthalterschaft von Widdin und der Thron des Sultan wäre gefährdet gewesen.

Während eine türkische Armee vergeblich eine Stadt an der Donau belagerte, bemächtigten sich 36,000 Franzosen, geführt von dem General Bonaparte, Aegyptens. Diesem Zug nach den Ufern des Nils, der den alten Plan des heiligen Ludwig wieder aufnahm, hat es nicht an Geschichtschreibern gefehlt und wir brauchen daher hier nicht zu erzählen, was schon so oft erzählt worden ist. Wir sagen hier nur, daß die Pforte diesen unerwarteten Angriff geduldig ertrug und daß sie die Niederlage der Franzosen bei Abukir abwartete, um ihrer Entrüstung Luft zu machen. Die Einkerkerung des französischen Geschäftsträgers Ruffin, die Verhaftung aller auf türkischem Gebiet ansässigen Franzosen, und die Confiscation ihres Vermögens bezeichneten die neue Stellung der türkischen Regierung; sie erklärte sich darüber in ihrem Manifest vom 9. September 1798.

Sie trat auf einige Zeit der europäischen Coalition bei und ließ ihre Schiffe zu der russischen Flotte stoßen, welche den Franzosen die ionischen Inseln wegnahm.

Aber die Pforte konnte nicht lange Frankreichs Feindin bleiben; sie beeilte sich, mit Bonaparte Frieden zu schließen und ihre Neutralitätspolitik wieder aufzunehmen. Selim III. hatte übrigens in seinem eigenen Reiche mit genug Verlegenheiten zu kämpfen. Auch seine Reformen nahmen ihn in Anspruch. Als Gegengewicht gegen die Janitscharen beabsichtigte er, eine Miliz auf europäischem Fuß, aus Fußvolk, Reiterei und Artillerie bestehend, zu errichten. Dieser Plan, der fast ein Staatsstreich zu nennen war, ward 1802 ausgeführt. Das neue Truppencorps erhielt den Namen Nisam-Dschedid (neue Ordnung). Der Ertrag gewisser Einnahmen und Steuern ward zu ihrer Erhaltung bestimmt. Ein 1805 erlassener Hatti-Sherif zwang die Blüthe der osmanischen Jugend, selbst aus den Reihen der Janitscharen, in den Nisam-Dschedid einzutreten.

Diese Maßregel fand Widerstand und Selim III. sah sich gezwungen, ihre vollständige Ausführung aufzuschieben. Die Verwickelungen, welche die türkische Regierung bedrohten, häuften sich immer mehr. Als Napoleon Kaiser geworden war, erschien ein Gesandter des neuen Beherrschers von Frankreich, um den Sultan aufzufordern, ihn in dieser Würde anzuerkennen. Rußland dagegen drohte der Pforte mit seinem Zorn, wenn sie sich nachgiebig zeige. Die türkischen Diplomaten folgten nun ihrem alten Brauch in schwierigen Fällen. Sie zogen die Verhandlungen in die Länge, sodaß der Gesandte Frankreichs, Brune, endlich Konstantinopel verließ; aber zuletzt machten die Siege Napoleons im Jahre 1805 dem Widerstande Selim's III. ein Ende. Vom Monat Januar 1806 an, dem Zeitpunkt, wo die Pforte sich entschloß, Napoleon den Kaisertitel beizulegen, verdrängte der französische Einfluß allmälig den russischen in Konstantinopel. So groß war damals dieser französische Einfluß, daß es dem nach Konstantinopel gesandten General Sebastiani gelang, vom Divan die Abberufung des Fürsten Ypsilanti, Statthalters der Walachei, und des Fürsten Murusis, Statthalters der Moldau, zu erlangen. General Sebastiani überredete die Pforte, daß diese beiden Fürsten Rußland ergeben seien, was übrigens nicht ganz unbegründet war. Aber diese Maßregel, welche Selim III. später bereute, war eine wahre Kriegserklärung

gegen Rußland; denn nach den Bestimmungen des letzten Vertrages von Jassy durfte die Abberufung der Woiwoden der Moldau und der Walachei nicht ohne die Betheiligung und Beistimmung des Petersburger Cabinets geschehen.

Als Kaiser Alexander, der Nachfolger Paul's I., diese Verletzung des Vertrags vom 9. Januar 1792 erfuhr, schickte er den General Michelsen mit einer Armee nach der Moldau und dieser bemächtigte sich der beiden Provinzen. Der russische Gesandte Italinski verließ Konstantinopel. England, als Verbündeter Rußlands, protestirte energisch und verlangte von der Pforte, trotz des Generals Sebastiani, die Wiedereinsetzung Ypsilanti's und Murusi's. Aber England begnügte sich damit nicht; es bedrohte Selim III. mit Krieg, wenn er sich nicht sofort der europäischen Coalation gegen Napoleon anschlösse, Sebastiani nicht vom osmanischen Gebiet verweise, die Flotte nicht unverzüglich Großbritannien übergäbe und endlich Rußland die Moldau und Walachei nicht überlasse. Und auf diese Forderung sollte der Sultan binnen vierundzwanzig Stunden antworten. Wie sollte er mit einem Reiche Widerstand leisten, das von allen Seiten durch Aufstände, wie die des Ali Pascha von Janina, des Czerny Georg in Serbien, des Passwan Oglu erschüttert war? Mit dem von Unruhen zerrissenen Aegypten, Arabien in den Händen der Wehabiten und Syrien mehr Dscheffar Pascha gehorsam, als Selim selbst!

Der Divan schmeichelte dem englischen Gesandten Arbuthnot; aber er gab keine bestimmte und klare Antwort. Der Gesandte verließ am Bord eines englischen Schiffes Konstantinopel und ging im ägäischen Meere vor Anker. Im Monat Februar 1807 erfuhr das bestürzte Konstantinopel, daß acht Linienschiffe, zwei Fregatten, zwei Corvetten und zwei Bomben-Galiotten, unter dem Befehl des Admiral Sir John Duckworth, Anstalt machten, in die Dardanellen einzudringen. In der Hoffnung, daß die Entfernung des Generals Sebastiani hinreichend sein werde, den Zorn der Engländer zu beschwichtigen und die bedrohte Hauptstadt zu retten, schickte Selim III. einen Abgeordneten an den französischen Gesandten, um diesen zu fragen, ob er geneigt sei, abzureisen. Dieser Abgeordnete war der Freund und Vertraute des Padischah's, derselbe, den er 1786, um sich Raths zu erholen, an Ludwig XVI. geschickt hatte, sein getreuer Isaak Bei. Dieser hatte den guten unglücklichen König, der ihn

in Paris und Versailles mit Wohlthaten überhäuft, lieben gelernt und wegen seiner Hinrichtung gegen alle Franzosen einen bittern Haß gefaßt. Sebastiani war Franzose und schon deshalb in den Augen Isaak Bei's ein Revolutionair. Er sprach mit Schroffheit zu dem französischen Gesandten, der nicht der Mann war, sich durch Worte oder Drohungen einschüchtern zu lassen. „Die Ankunft des englischen Geschwaders flößt mir keinen Schrecken ein" gab er Isaak Bei zur Antwort; „ich bin bei der hohen Pforte accreditirt und befinde mich unter ihrem Schutz; ich werde daher Konstantinopel nicht eher verlassen, als bis es mir der Sultan ausdrücklich befiehlt."

Weit entfernt, sich von den feindlichen Schiffen einschüchtern zu lassen, stand die türkische Bevölkerung Konstantinopels in Masse auf, griff zu den Waffen und verlangte mit lautem Geschrei, gegen die Engländer geführt zu werden. Alle Franzosen in der türkischen Hauptstadt vereinigten sich mit den Moslemin, um das Geschwader des Admirals Duckworth mit Gewalt zurückzuweisen. Vom Sultan beauftragt, die Vertheidigungsanstalten zu überwachen, schloß sich Sebastiani nicht in seinen Palast ein. Er leitete die Vorbereitungen der Türken zum Kampfe und der Sultan selbst, der bei dieser Gelegenheit eine seltene Energie des Charakters zeigte, war überall inmitten der mit Aufstellung der Kanonen beschäftigten Arbeiter zu sehen. Das goldene Horn, die asiatischen und europäischen Küsten waren mit gewaltigen Batterien besetzt und überall zeigte sich die zahlreiche Bevölkerung bereit, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Vom Winde begünstigt segelte das englische Geschwader stolz durch die Dardanellenstraße, trotz des Geschützfeuers der beiden Schlösser Kalite-Bahir und Sultanie-Kalassi, welche übrigens auf den feindlichen Schiffen keinen großen Schaden anrichteten (19. Februar 1807). Duckworth beabsichtigte, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen, ehe er zum Angriff von Konstantinopel schritt und ging daher bei Proti, einer der Prinzeninseln im Meere von Marmora, vor Anker. Aber die kriegerische Begeisterung der Bevölkerung von Konstantinopel und der hilfreiche und muthige Beistand einer Menge französischer Officiere flößten dem Divan wieder Muth ein. Er wies die übertriebenen Forderungen der Engländer zurück. Um nicht durch die Vertheidiger Konstantinopels und durch die

Dardanellen abgeschnitten zu werden und dadurch sein Geschwader der Gefahr gänzlicher Vernichtung auszusetzen, hielt es der englische Admiral für gut wieder in das ägäische Meer zurückzusegeln (3. März 1807). Die englische Flotte wendete sich nach Aegypten, das sie jedoch vergebens zu erobern suchte. Dennoch ist Englands Einfluß seit jener Zeit an den Ufern des Nils beständig überwiegend gewesen, und gegenwärtig ist dieses schöne und reiche Land mehr als je von dem londoner Cabinet abhängig.

Wie wir sehen, nahm die Energie Selim's III. mit der Gefahr zu, welche Konstantinopel im Februar 1807 bedrohte. Aber diesem Fürsten, der bei geeigneter Gelegenheit so viel Charakter zeigen konnte, fehlte es an der klugen Gewandtheit, durch welche Reformen gelingen. Er beschäftigte sich stets mit tiefgreifenden Veränderungen der militairischen Organisation seines Reichs und jeder seiner Versuche ward eine Gefahr für ihn. Wir haben ihn siegreich die große Verlegenheit überwinden sehen, in welche ihn die drohende Erscheinung der englischen und russischen Flotte versetzte; denn nach der Abfahrt Duckworth's war auch ein russisches Geschwader von den Dardanellen zurückgewiesen worden, und nun mußte der Sultan durch eine Costümfrage stürzen. Er wollte, daß die Jamak-Tebellis (Gehilfen in den Batterien), ein Haufen Abenteurer von 2000 Mann, die halb türkische, halb europäische Tracht der Nisams annähmen. Die Jamaks, die gemeinschaftlich mit den letzteren die beiden Schlösser des Bosporus bewachten, ermordeten zuerst Mahmud Effendi, einen ehemaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der die kaiserliche Verordnung überbrachte und dessen Secretär. Dann fielen sie über die Nisams her, welche sie Renegaten nannten, und welchen sie vorwarfen, nach den gottlosen Gebräuchen der Giauern zu leben. Sie verjagten sie aus der auf europäischer Seite gelegenen Festung, machten sich bereit, dort einen Sturm auszuhalten und als der Bostandschibaschi vor den Empörern erschien, um von ihnen Aufklärungen über die Ermordung Mahmud Effendis zu verlangen, empfingen die Jamaks ihn mit Kanonenschüssen.

Unterdessen lud der Kaimakam von Stambul, ein Verräther an seinem Herrn und an den Ministern der Pforte, diese in sein Haus ein, bewirthete sie mit Dschibuks und Zuckerwerk und ließ sie dann ermorden. Die Verschwörung gegen Selim III. war schon seit langer Zeit angezettelt

und weit verzweigt. Ein bis dahin unbekannter Mensch, dessen Kühnheit aber die Jamaks kannten, Kabatschi-Oglu, stellte sich an ihre Spitze und zog mit den Empörern nach Konstantinopel, nachdem sie erst hatten schwören müssen, die von Selim III. geschmähte Religion des Propheten bis zum Tode zu vertheidigen. In Stambul empfing sie das laute Jauchzen des Volks. Die gefürchteten Janitscharen erwarteten die Jamaks ihre Freunde, auf dem Atmaidan und schwuren mit ihnen, Alle, welche das Gesetz des Reichs verletzt hätten, auszurotten.

Damit der Aufstand siegte, mußte ihm die Religion zu Hilfe kommen und der Großmufti ließ den Koran sprechen. Man beschuldigte Selim III., die Einführung von Neuerungen im Reiche beabsichtigt und den Islam durch Aufhören der Wallfahrten nach Mekka verletzt zu haben. Eine andere in dem Fetwa gegen den Sultan erhobene Beschwerde war die Unfruchtbarkeit seiner Ehen, welche das Reich ohne Erben ließ. Von da bis zur Forderung, den Padischah abzusetzen, war es nicht mehr weit. Das Umstürzen der Kochkessel auf dem Atmaidan war das Signal des vollständigen Bruchs mit dem Beherrscher. Die Köpfe der Räthe, die man über die Mauern des Serails warf, genügten der wahnsinnig gewordenen Menge nicht mehr; ebenso wenig befriedigte sie die Auflösung der Nisams. Sie verlangten mit neuer Wuth die Absetzung des Sultans.

Jeden Freitag ist der Sultan verpflichtet, sich in eine der kaiserlichen Moscheen zu begeben; Selim, im Innersten des Serails versteckt, wagte nicht, dem Zorn des Volks zu trotzen, und nun bot der Scheik Islam, an der Spitze der Ulemas, im Namen des Volks, Mustapha, dem Sohn Abdul Hamed's und Vetter Selim's III., die oberste Gewalt an. Der Großmufti erschien alsdann vor dem Sultan, um ihm seine Absetzung zu verkünden (31. Mai 1807). Auf kurze Zeit schützte Zurückgezogenheit den enttrohnten Kaiser. Sein Untergang war die Folge von Bestrebungen, ihn wieder auf den Thron zu setzen. Ein General, der sich gegen die Russen ausgezeichnet hatte, Mustapha, mit dem Beinamen Bairaktar (Fahnenträger), erschien, von muthiger Hingebung erfüllt, mit einer befreundeten Armee in Konstantinopel; aber der neue Sultan Mustapha IV. schickte seine Henker zu Selim III., um ihn zu erwürgen. Als sie bei ihm eintraten, betete er gerade; aber wie er die Schlinge um den Hals

fühlte, sprang er auf und starb erst nach heftigem Widerstande am 28. Juli 1808.

Selim III. sollte in schwierigen Zeiten regieren die größere Begabung verlangten, als er besaß; er fühlte, was seinem Reiche fehlte, ohne die Kraft zu haben, es auf bessere Wege zu bringen. Die Rolle des Reformators war ihm zu schwer und ihre Last erdrückte ihn.

Bairaktar, der tapfere Seraskier, der durch geschickte Manöver einen Theil seiner Truppen von Rustschuk aus seinem vom Throne gestürzten Herrn zu Hilfe geführt hatte, fand an der Pforte des Serails eine Leiche, anstatt des Sultans, den er wieder hatte auf den Thron setzen wollen. Weinend warf er sich auf den Todten und küßte ihm ehrerbietig die Hände und die Füße. „Vergieße Blut, Bairaktar und keine Thränen!“ sprach zu ihm der Kapudan Pascha, Said Ali, der neben ihm stand, „vergieße Blut! Räche den Tod unseres Herren!“ Bairaktar erhob sich wie ein grimmiger Löwe, sprach auf eigene Hand die Absetzung Mustapha's IV. aus, den er in demselben Gemach einsperren ließ, wo Selim III. ermordet worden war und rief Mahmud II. zum Kaiser der Osmanen aus (28. Juli 1808). Aber dieser Prinz, ein Freund Selim's III., zitterte für sein Leben und hatte sich versteckt; zwei Stunden suchte man ihn im Serail; Bestürzung bemächtigte sich aller Gemüther; man glaubte, Mahmud sei durch ein Verbrechen verschwunden; endlich fand man ihn in einem abgelegenen Winkel des Palastes in Teppiche eingewickelt, ohne daß er ein Wort sprach. Man trug ihn fort. Trotz der beruhigenden Worte, die man an ihn richtete, glaubte der Prinz, man wolle ihn erdrosseln; aber als er den Hof des Serails erreichte, fiel Bairaktar ihm zu Füßen, umarmte sie und nannte ihn seinen Padischah, den einzigen Padischah der Osmanen. Seinerseits legte Mahmud II. Bairaktar den Namen des Befreiers bei, befahl ihm, aufzustehen und ernannte ihn zum Großwessir.

Schon vor seiner Ankunft in Konstantinopel hatte Bairaktar den gefürchteten Kabakschi-Oglu, den Patrona Chalil dieser blutigen Revolution, erdrosseln lassen. So wie Mahmud erst Sultan und Bairaktar Großwessir war, kannte die Rache des Letztern keine Grenzen mehr. Er ließ Alle hinrichten, welche zur Ermordung Selim's III. gerathen, oder dabei mitgewirkt hatten. Auf seinen Befehl wurden zwanzig Frauen des Serails, die über den Tod Selim's III. gefrohlockt hatten, lebendig in

Säcke genäht und im Bosporus ertränkt. Der bloße Name Bairaktar's verbreitete Schrecken durch Konstantinopel. Das Volk, das ihn für einen ungläubigen Moslem hielt, entschlossen, die dem unglücklichen Selim so oft vorgeworfenen Neuerungen fortzusetzen, verwünschte ihn; aber die Furcht, welche er einflößte, zwang es zu einem grollenden Stillschweigen, das in seinem Schooße neue Katastrophen verbarg. Bairaktar war ein kräftiger und schrecklicher Charakter, der nützliche und große Sachen hätte vollbringen können; er nahm mit Energie, aber ohne alle Schonung, die Reformpläne Selim's III. wieder auf. Dieser Sultan hatte wenige Tage vor seinem Tode die Nisam-Dschedid aufgelöst; Bairaktar stellte sie unter dem Namen Seymen wieder her; aber vor Allem wünschte er etwas gegen die Janitscharen zu thun, in deren Corps seit langer Zeit schreiende Misbräuche herrschten. Der Großwessir faßte den Plan, sie ganz zu vertilgen.

Jeder Schritt Bairaktar's verletzte das religiöse Gefühl des osmanischen Volks, dessen Glaube blind, ausschließlich und erbarmungslos ist. Der Volkshaß verurtheilte den reformirenden Großwessir; wie konnte er gegen ein ganzes Volk kämpfen? Bairaktar mußte unterliegen. Er trotzte der öffentlichen Meinung, nicht blos indem er die Verfassung und die Gesetze des Reichs ändern wollte, sondern auch dadurch, daß er sich gegen die Vorschrift des Korans reichlichem Weingenuß ergab, das öffentliche Gebet in den Moscheen vernachlässigte und die Ulemas und ihre Unwissenheit verspottete. Der Sturm, der, seitdem er Großwessir geworden, dumpf gegen ihn rollte, kam am 14. November 1808 zum vollständigen Ausbruch. Die Janitscharen und das Volk erschienen bewaffnet in den Straßen Konstantinopels und verlangten den Tod Bairaktar's und sogar Mahmud's II. Drei Tage lang floß in der osmanischen Hauptstadt das Blut in Strömen. Der Großwessir, mit seinen Verschnittenen und seinen Frauen in seinem Palast eingeschlossen, fand seinen Tod in den Flammen, welche seine Wohnung verzehrten. Gewehrfeuer und schweres Geschütz donnerte gegen den Serail, den die Seymen, die Pagen und die Bostandschis vertheidigten. Die Janitscharen und fast die ganze Bevölkerung verlangten mit immer lauterem Geschrei die Absetzung Mahmud's II. und die Wiedereinsetzung Mustapha's IV. Die Räthe des am 28. Juli 1808 von Bairaktar proclamirten Sultans flehten den Großherrn an, den Tod

Mustapha's IV. zu befehlen, den sie ihm als die letzte Hoffnung der Rettung für ihn selbst und das Reich darstellten. Das Todesurtheil Mustapha's ging über die Lippen Mahmud's und sein Bruder ward auf derselben Stelle erdrosselt, wo er Selim III. hatte ermorden lassen. Die Janitscharen erhielten die Nachricht von dem Tode Mustapha's IV., zugleich mit einem von Mahmud II. unterzeichneten Hatti-Sherif, in welchem dieser Herrscher sie als die festesten Stützen des Islams anerkennt und ihnen befiehlt, dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen. Schwerlich würden die als Sieger dastehenden Janitscharen den Worten des Padischah großes Vertrauen geschenkt haben; denn seine Lust zu Neuerungen und seine innige Vertrautheit mit dem als Neuerer ermordeten Selim III. war ihnen nicht unbekannt. Aber ein ernster Gedanke beschäftigte jetzt alle Geister. Der erst dreiundzwanzig Jahre alte Mahmud II., war der einzige Sproß aus dem Geschlechte Osman's; der Gedanke, daß dieses Geschlecht durch einen Mord untergehen könnte, erfüllte alle Gemüther mit Bangen, und dieser Gedanke, mehr als jede andere Rücksicht, rettete dem Padischah das Leben. Die Janitscharen kehrten in ihre Casernen zurück; die Ordnung war wieder hergestellt und der Ruf: „Dschokjaschah Sultan Mahmud!" (Lange lebe der Sultan Mahmud) erscholl in den Moscheen und auf den öffentlichen Plätzen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wichtigkeit der Regierung Mahmud's II. — Krieg mit den Russen von 1809—1811. — Friede von Bukarest. — Befreiung Serbiens. — Ali, Pascha von Janina. — Vertilgung der Janitscharen. — Neue Miliz. — Blutbad unter den Griechen in Konstantinopel (1808—1826).

Die Regierung Mahmud's II., eine der längsten und ereignißreichsten in der türkischen Geschichte, ist durch eine merkwürdige Bewegung in den Gedanken und der Handlungsweise der christlichen Regierungen gegen den Orient ausgezeichnet. Die ernsten Ereignisse, welche in der Türkei während dreißig Jahren eintreten, bringen eine lebhafte Erschütterung in dem Reiche der Osmanen hervor und ziehen mehr als je die Aufmerksamkeit

Europas auf sich. Der 1768 begonnene Kampf zwischen Rußland und der Pforte wird, trotz einer ganzen Reihe von Friedensverträgen, erst 1829 beendigt. Das kriegerische Serbien wirft das Joch der Moslemin ab. Der schreckliche Ali von Janina ist in beständiger Empörung und hört mit seinem Leben erst auf, Verbrechen zu begehen. Nach unermeßlichen Opfern, den heldenmüthigsten Kämpfen und nachdem es Ströme von Blut vergossen hat, erringt sich Griechenland endlich seine Unabhängigkeit. Frankreich entreißt Algerien der Oberherrschaft des Sultans. Mehemed Ali will eine neue Dynastie neben der Osman's gründen, deren Autorität in Egypten er nicht anerkennt. Mahmud kennt, wie Selim III., die schweren Wunden seines Reichs und versucht sie durch Reformen zu heilen, welche ihm die Flüche eines fanatischen, fest an seinen alten Einrichtungen hängenden Volkes zuziehen. Er stirbt in einem einsamen Gemach, wenige Tage nach der Schlacht von Nisib, welche die ganze Schwäche des osmanischen Reiches enthüllt. Dann verläßt ein Prinz von siebzehn Jahren zum ersten Mal seine Umgebung von Verschnittenen und Ulemas, um den unterwühlten Thron seiner Vorfahren zu besteigen. Wir müssen uns hier begnügen, diese geschichtliche Periode nur in ihren allgemeinsten Zügen zu schildern.

Nach der Revolution von 1808, welche zwei Sultanen und so vielen andern Opfern das Leben kostete, sah Mahmud II. sich von zwei gefährlichen Feinden bedroht: von dem Kaiser Alexander und von Czerny Georg, dem Hospodar von Serbien, der die Freiheits- und Vaterlandsliebe bis zum Verbrechen trieb und seinen Vater und seinen Bruder erschlug, weil sie seinen Insurectionsplänen in den Weg traten.

Zu gleicher Zeit an der Donau von den Russen, unter der Anführung Bagration's, und in der Bulgarei von den Serbiern angegriffen, erlitten die osmanischen Truppen während des Feldzuges von 1809 beständig Niederlagen. Czerny Georg erklärte sich zum unabhängigen Herrn von Serbien. Die Moldau, die Walachei und Bessarabien befanden sich im Besitz der Generäle Alexander's.

1810 trug der tapfere Graf Kaminsky über die von Liwan Pascha und dem Großwessir Jussuf geführten Türken mehrere Siege davon. Die Osmanen waren nicht mehr die unerschrockenen Streiter für den Islam; sie flohen bei der Annäherung der Russen und übergaben ihnen

manchmal wichtige Plätze, wie Basardschik und Silistria, ohne Kampf. Aber einen lebhaften Widerstand fand Kaminsky in der Bulgarei, wo sich die Christen dieser Provinz zu den Osmanen schlugen und die Russen zurücktrieben. Die Bulgaren haben sich selten über die Türken zu beklagen gehabt, die sie immer mit Schonung behandelt und ihnen erlaubt haben, sich der Glocken zu bedienen. In der europäischen Türkei erfreuen sich nur die Bulgaren dieses Vorrechts; in Asien haben es bis jetzt nur die Maroniten im Libanon.

Kaminsky belagerte vergeblich die Städte Schumla und Rustschuk. Aber im Monat October 1810 vernichtete der russische General bei Battin in der Bulgarei eine osmanische Armee von 40,000 Mann. Nach diesem Siege capitulirte Rustschuk und ebenso Nikopolis am rechten Donauufer, gegenüber der Festung Turnowo, die nun ebenfalls in die Hände der Russen fiel.

In Folge des drohenden Kriegs mit Napoleon genöthigt, einen Theil seiner Truppen zurückzuziehen, befahl Alexander die Zerstörung einiger Städte in der Bulgarei, damit die ihrer festen Plätze beraubte Provinz leichter zu überwältigen wäre. Auf diese Weise wurden die Städte Nikopolis und Silistria zerstört, die eine von 15,000, die andere von 12,000 Einwohnern. Diese Handlungsweise war nicht geeignet, die bulgarischen Christen den Russen freundlich gesinnt zu machen. Beide Städte sind jetzt wieder aus ihrer Asche auferstanden; aber sie haben gegen die Zerstörer von 1811 ein tiefes Mistrauen behalten.

Kaminsky starb in Bukarest auf dem Krankenlager. Kutusow folgte ihm als Oberbefehlshaber der russischen Armee. Obgleich mit Ungestüm von 60,000 Türken unter den Wällen von Rustschuk angegriffen, trugen die Russen dennoch einen glänzenden Sieg davon. Aber da sie an Zahl schwächer waren, als die Osmanen, und nicht mehr auf neue Erfolge in einer Provinz rechneten, deren Bevölkerung ihnen feindlich gesinnt war, so räumten sie die Bulgarei, nachdem sie Rustschuk in Brand gesteckt hatten (August 1811). Kutusow machte die Walachei zum Mittelpunkt seiner Operationen. Die Türken folgten ihm dorthin und wurden vollständig geschlagen. Abermals sahen sich die Moslemin von den schrecklichen Moskos besiegt, welche seit vierzig Jahren unablässig Krieg mit ihnen führten. Mahmud II. bat um Frieden, den Alexander ebenfalls

wünschte; denn Napoleon bereitete jetzt seinen unglücklichen Feldzug von 1812 vor. Der Frieden, der für die Russen ein ebenso großes Bedürfniß, wie für die Türken war, ward nach langen Verhandlungen am 28. Mai 1812 unter günstigen Bedingungen für die Pforte abgeschlossen. Von allen in den Feldzügen von 1809, 1810 und 1811 gemachten Eroberungen behielt Rußland nur die am linken Ufer der Donau zwischen Galacz und dem schwarzen Meere gelegenen festen Plätze. Durch einen Artikel des Friedensvertrags verpflichtete sich die Pforte, den Serbiern eine vollständige Amnestie zu gewähren und sie in Zukunft mit Milde und Gerechtigkeit zu regieren.

Man darf die christlichen Stämme der Türkei, wenn sie sich gegen die osmanische Herrschaft erheben, nicht als Rebellen oder Revolutionäre betrachten, denn sie greifen nicht für politische Theorien zu den Waffen, sondern um ihre Religion, ihr Eigenthum, ihre Ehre, ihre Familien, ihren Heerd zu vertheidigen. Kaum hatten die Russen die Ufer der Donau verlassen, so schickte Mahmud II., mit grober Verletzung der eben beschworenen Verträge, seinen Großwessir Kurschid Pascha mit 4000 Mann nach Serbien und befahl ihm, über die Bevölkerung der Provinz herzufallen. Kurschid führte seinen schrecklichen Auftrag nur zu treulich aus; er verherrte das Land; seine Soldaten zerstörten die Kirchen und ermordeten Priester, Kinder und Frauen, nachdem sie dieselben entehrt hatten. Czerny Georg kämpfte als ein Held an der Spitze seiner Bergbewohner; aber von der Ueberzahl überwältigt, mußte er sich, um seinen Kopf zu retten, auf österreichisches Gebiet flüchten (1813). Das wiener Cabinet ließ Czerny Georg verhaften, und behandelte ihn als Staatsgefangenen! Der Kaiser Franz II. wollte, sagte man damals, der hohen Pforte einen Beweis seiner Freundschaft geben, indem er sie hinsichtlich des serbischen Aufstands von jeder Besorgniß befreite.

Die Greuelthaten Kurschid Paschas sollten nicht ungestraft bleiben. Ein gemeiner Bauer, Milosch Obrenowitsch, trat am Palmsonntage des Jahres 1815 während des Gottesdienstes in die Kirche von Takowo. Milosch hielt in der einen Hand die serbische Fahne, in der andern einen Säbel und rief seinen Landsleuten zu: „Tod den Tyrannen! Ich fordere Euch auf, Brüder, das Vaterland zu retten, oder für dasselbe zu sterben!" Begeisterter Beifall begrüßte diese Worte. Von der Kanzel herab pre-

digte ein christlicher Priester den heiligen Krieg gegen die Moslemin. Ganz Serbien erhob sich auf den Ruf des Vaterlandes, besiegte seine Feinde, jagte sie aus dem Lande und zwang Mahmud II., um Frieden zu bitten. Seine Unabhängigkeit war damit errungen. Frei gewählte Abgeordnete, um die Steuern zu bewilligen; ein nach den nationalen Gesetzen regierender Senat; ein Gesetzbuch nach dem Muster des französischen; die Erblichkeit des so beschränkten Throns für Milosch und seine Nachkommenschaft, waren die Früchte der Siege der Serben in den Jahren 1815 und 1816.

Leider fehlte es Milosch, der ein tapferer Soldat war, an Klugheit und Einsicht als Regent. Ohne alle Bildung (er konnte weder lesen noch schreiben), grausam und habsüchtig, beutete er seine Landsleute in seinem persönlichem Interesse aus. Diese Tyrannei wurde den Serben unerträglich und Milosch sah sich 1839 gezwungen, abzudanken und sich in die Walachei zu flüchten. 1841 erklärten die Serben die Dynastie Obrenowitsch auf immer für abgesetzt und erwählten zu ihrem Regenten den Alexander Georgiowitsch, einen Nachkommen Czerny Georg's, des ersten Begründers der serbischen Freiheit. Gegenwärtig genießt Serbien diese Freiheit gegen einen jährlich an die Pforte zu zahlenden Tribut von zwei Millionen 300,000 Piastern. Dieses Fürstenthum, dessen zwar ziemlich arme, aber tapfere, gutbegabte und ehrliche Bevölkerung eine Million Seelen beträgt, kann 100,000 Kampffähige stellen. Die herrschende Religion des Landes ist die griechisch-katholische. Unter dem mächtigen Schutze Rußlands, das ihm seine Unabhängigkeit gewährleistet hat, erfreut sich Serbien der Ruhe und sieht seine Zustände in geistiger und materieller Hinsicht täglich sich verbessern.

Der Aufstand Ali Paschas von Janina, genannt Tepelelenli, nach seinem Geburtsort, der kleinen Stadt Tepelen in Nieder-Albanien, ein Aufstand, der vor dreißig Jahren die Blicke von ganz Europa und Asien auf sich zog, hat für uns bei weitem nicht das Interesse, als der Aufstand der Serben, oder jedes andern christlichen Volkes im mohamedanischen Orient. In Ali und seinen Albanesen, deren Schaaren sich durch eine Menge Abenteurer aller Länder vermehrten, sehen wir nicht mehr edle Märtyrer, die für ihren Glauben und ihre Freiheit kämpfen und sterben, sondern Horden von Räubern und Mördern, welche Reisende ausplün-



dern, im Lande sengen und brennen, die unglücklichen Sulioten hinschlachten, die christlichen Familienmütter und Mädchen rauben und sich die schändlichsten Gräuelthaten erlauben. Die classischen Gegenden vom Achelous, am Peneus, am See Acherusia, das Thal von Tempe und das durch seine Orakel berühmte Thal von Dodona, wo jetzt die Stadt Janina steht, waren der Schauplatz der Verbrechen Tepelelenlis und seiner Horden. Nur eine reine Gestalt findet man in dieser schrecklichen Umgebung: die schöne und tugendhafte Emine, die Tochter des Paschas von Delvino, die Frau Ali's. Von Abscheu und Entsetzen über die Ermordungen und Ausschweifungen erfüllt, die sie beständig mit ansehen mußte, verließ sie ihren schrecklichen Gatten und kehrte wieder in das väterliche Haus zurück, das sie nur verlassen hatte, sagte sie, um unter Dämonen zu gerathen.

Funfzig Jahre lang war die Stadt Janina nichts als ein Schlupfwinkel von Banditen und Räubern, deren Oberhaupt Ali war. Sein Charakter war ein seltsames Gemisch des Cartouche, des Charlatan's, des Cäsar Borgia, (er war so verschwenderisch wie dieser mit Meineid und Gift), des Sardanapal, des Politikers nach Art des Macchiavelli, des vornehmen Moslem von Stambul mit höflichen und glatten Manieren, des kühnen, energischen, tapfern und schlauen Hochländers von Epirus.

Seine Erziehung verdankte er seiner Mutter Chamko. „Mein Sohn", sprach sie zu ihm, indem sie ihn auf den Knieen schaukelte, „mein Sohn, die Welt ist ein großer Schauplatz des Raubes. Der Reichthum, die Ehre, die Macht gehören dem Schlauesten und Muthigsten. Der Erfolg rechtfertigt Alles!" Funfzehn Jahre alt geworden, schloß sich Ali, auf Befehl seiner Mutter, einer Bande epirotischer Räuber an, welche die Dörfer brandschatzten und die Reisenden ausplünderten. Einstmals kehrte Ali von einem nächtlichen Zuge mit leeren Händen in das mütterliche Haus zurück. Zornig riß Chamko ihrem Sohne die Flinte aus der Hand und gab ihm dafür eine Spindel mit den Worten: „Spinne Flachs mit den alten Weibern! Du bist kein Mann!"

Ali benutzte diese Lehre und war bald als einer der kühnsten Räuber des Landes bekannt. Tepelelenli erzog seine drei Söhne Muchtar, Weli und Salik nach denselben Grundsätzen. Er that nicht gut daran, denn sie verriethen ihn alle Dreie für Gold, als der Sultan ein Heer gegen Janina schickte. Seit fünfunddreißig Jahren war Ali der Statthalter der

Pforte in Albanien. Seine Reichthümer, die Frucht seiner Erpressungen, waren unermeßlich und ebenso seine Vertheidigungsmittel. Ohne den Verrath seiner Söhne, ohne den Abfall fast aller seiner Truppen, wäre es der Armee des Sultans nie gelungen, ihn zu bezwingen. Ali war, so lange ihm seine Albanesen treu blieben, stärker als Mahmud II.

Blos durch Hinterlist gelang es dem Großwessir Kurschid Pascha, nach zweijährigen Kämpfen, den Satrapen von Janina zu bewältigen. Da Ali nicht glaubte, die schlecht befestigte Stadt länger vertheidigen zu können, ließ er sie in Brand stecken und flüchtete sich in sein Schloß am See Acherusia, wo er mit einer Handvoll Albanesen allen Angriffen der Türken trotzte. Endlich im Januar 1822 gelang es Kurschid, in das Schloß einzudringen und Ali zog sich nun in einen Thurm zurück, den er sein letztes Bollwerk nannte, und dessen Kellergewölbe mit seinen Schätzen und mit Pulver gefüllt war. Der Großwessir ließ ihn auffordern, sich zu ergeben. Der Parlamentair fand Ali, der damals einundachtzig Jahre alt war, in einer Ecke des Thurmes sitzen und ruhig seine Pfeife rauchen. Neben ihm stand ein Albanese mit einer brennenden Lunte in der Hand.

„Der Großwessir weiß wahrscheinlich nicht," sagte der alte Pascha zu dem türkischen Abgesandten, „daß das Schloß, in welches einzudringen er unklug genug gewesen ist, überall unterminirt ist. Hier, nimm meine Uhr, ich schenke sie Dir; wenn in einer Stunde das Schloß nicht von den Osmanen geräumt ist, so fliegen sie, meine Schätze und ich selbst zusammen in die Luft. Was gesprochen ist, ist gesprochen!"

Der Abgeordnete überbrachte diese Antwort dem Großwessir und das Schloß ward sofort geräumt.

Auf das Zureden einiger seiner Soldaten, die kein anderes Rettungsmittel sahen, entschloß sich Ali, dem Großwessir sagen zu lassen, daß er sich gegen Zusicherung der Verzeihung ergeben wolle. Kurschid erwiderte darauf, daß er zu diesem Zwecke einen Boten nach Stambul schicken wolle. Als die zum Eintreffen des Begnadigungsfirmans für nöthig gehaltene Zeit verstrichen war, schickte er einen seiner Adjutanten an Ali, um ihm zu sagen, daß Mahmud II. den Thau seiner Gnade habe auf ihn fallen lassen und daß der Hatti-Sherif bald eintreffen werde. Am 5. Februar um 5 Uhr Abends traten unerwartet acht oder zehn türkische Officiere in den Thurm Ali's. „Was bringt Ihr?" rief er ihnen entgegen, indem er

die Hände an zwei in seinem Gürtel steckende Pistolen legte. „Der Sultan verlangt Deinen Kopf!“ erhielt er zur Antwort. „Ah, Verräther!“ sagte Tepelelenli mit einem teuflischem Lachen, „Ihr wollt meinen Kopf! aber er fällt nicht so leicht; Ali läßt sich nicht fangen wie ein Weib!“ Und er feuerte die beiden Pistolen auf die Angreifer ab. Er verwundete zwei, tödtete aber keinen. Der Greis, der nun keine Vertheidigung weiter hatte, fiel in einem Augenblick unter den Streichen der Mörder. Man schnitt ihm den Kopf ab und brachte diesen nach Konstantinopel, wo er in einer silbernen Schüssel vor dem Hauptthor des Serails ausgestellt ward.

Ein Derwisch, Suleiman, ein alter Freund des Paschas von Janina, kaufte diesen Kopf, nebst denen seiner drei Söhne Muchtar, Weli und Salik, welche Mahmud II., trotz seines Versprechens, ihnen das Leben zu schenken und sogar Paschaliks anzuvertrauen, hatte hinrichten lassen. Suleiman begrub diese vier Köpfe auf einem Kirchhof in Konstantinopel vor dem Thor von Selymbria. Ueber dem gemeinsamen Grabe erheben sich in einer Reihe vier kleine, mit Turbanen gekrönte Säulen mit Inschriften. Folgende Worte setzte Suleiman auf das Grab Ali's: „Hier ruht der Kopf des hochberühmten Tepelelenli, Paschas von Janina, der funfzig Jahre für die Unabhängigkeit Albaniens wirkte.“ Eine eigenthümliche Grabschrift, welche Ali als einen Märtyrer der Freiheit darstellt! Noch merkwürdiger ist es, daß die türkische Regierung, welche den Pascha von Janina mit Recht als einen aufrührerischen Vasallen betrachtete, diese Inschrift nicht vernichten ließ. Aber der Prophet hat gesagt: „Gläubige, stört nicht die Asche der Todten! Gott allein wird sie richten!“

Das tragische Ende des Paschas von Janina ging um vier Jahre der Ausrottung der Janitscharen voraus. „Dieser feurigen Rosse, die in Freiheit auf den Weiden der Unordnung herumjagten,“ sagt Esaad Effendi; „es war nicht leicht, sie am Pfahle des Gehorsams festzubinden. Sie betrachteten sich als die Könige des Landes, schürten das Feuer unter dem Kessel der Widersetzlichkeit und feilten an dem Halsband des Gehorsams.“

In der That bewahrten sie bis zu Ende ihren aufrührerischen Geist; aber ihre kriegerische Tapferkeit war verschwunden. Wenn man ihre Erfolge im Feldzug von 1739, der zu dem für die Türkei ruhmvollen Frieden von Belgrad führte, ausnimmt, so sind sie seit der Belagerung von

Wien 1683 bis zum Kriege mit den Russen im Jahre 1812 beständig geschlagen worden. Die Kriegskunst machte mit der Zeit im Abendlande Fortschritte, während die Janitscharen sie gar nicht kannten; sie wollten sie nicht kennen, und bemitleideten die Giauern, welche sie anwendeten. Ihr blinder Ungestüm konnte nichts mehr gegen die Taktik der christlichen Soldaten ausrichten, die ihnen an Tapferkeit gleichkamen, sie vielleicht sogar darin übertrafen. Selim III. wollte diesem Uebelstande abhelfen, aber seine Reformversuche kosteten ihm das Leben. Sein Nachfolger Mahmud II. unternahm nun ebenfalls, mit größerem Geschick und zumal mit mehr Energie, die Reorganisation seines Heeres, und da er vor einem großen Blutbad nicht zurückschreckte, so gelang es ihm, „vom Blatte des Daseins sogar den Namen der besiegten Empörer wegzuwischen;" wie Esaad Effendi sagt.

Das Odschak (Corps der Janitscharen), ursprünglich aus geraubten Christenkindern zum Ruhme der Religion Mohamed's gegründet, vernichtete jetzt Mahmud II. im Namen der Religion. In einer feierlichen Zusammenkunft der Großen des Reichs (22. Mai 1826), an deren Spitze sich der Scheik Islam, als erster Ausleger des Gesetzes, befand, entwickelte der Großwessir Mohamed Selim in einer langen Rede die Uebel, an welchen die Türkei litt; er sprach von dem Ungehorsam und der Zuchtlosigkeit der Janitscharen, ihrer Unwissenheit, ihren seit einem Jahrhundert erlittenen Niederlagen und der Nothwendigkeit, dem Heere durch Einführung der europäischen Taktik eine bessere Verfassung zu geben. Aufs Tiefste erregt von den Leiden des Reichs, schlug der Mufti, an den diese Rede vorzugsweise gerichtet war, den Koran auf und las daraus die Worte: „Der Krieg ist ein Spiel, das der Schlaueste gewinnt. Bekämpft den Feind mit seinen eigenen Waffen!" Er erklärte dann in einem Fetwa, die Moslemin seien verpflichtet, die Kriegskunst zu erlernen, um die Ungläubigen besser bekriegen und besiegen zu können. Die Versammlung, in der sich die vornehmsten Generale der Janitscharen befanden, erklärte sich einstimmig für die Entscheidung des Scheik Islam. Auf das ausdrückliche Verlangen des Sultans unterzeichneten sie dieselbe drei Tage darauf mit ihrer Namensunterschrift.

In einer zweiten Versammlung bei dem Mufti (28. Mai 1826) verlas der Großwessir eine kaiserliche Verordnung, welche die Reorgani-



sation der Janitscharen regelte. Mahmud II. schloß seinen Hatti-Sherif mit den Worten: „Rache! Volk Mohamed's Rache! Getreue Diener dieses Reichs, das, so lange die Welt steht, dauern soll, Rache! Officiere jeden Ranges, Vertheidiger des Glaubens, kommt zu uns! Wir wollen mit vereinten Anstrengungen unsere Bresche ausbessern und vor unserem Lande, der ganzen Welt gegenüber, die Mauer eines unüberwindlichen Heeres aufrichten. Wir wollen die Kriegslisten des christlichen Europas vereiteln!"

Nach den Bestimmungen dieser Verordnung sollten Jünglinge aus den Janitscharencorps ausgehoben und unter den Namen Ekskendschis (active Soldaten) in Regimenter getheilt und in der Kriegskunst der Christen unterrichtet werden. Alle Würdenträger gaben durch ihre Namensunterschrift ihre Beistimmung zu diesem Hatti-Sherif. In der ersten Woche des Juni 1826 waren 5000 Ekskendschis ausgehoben, und lernten im Thale der süßen Wässer und in der Ebene Daud Paschas das Laden in zwölf Tempos.

Aber die Masse der Janitscharen bereitete sich zum Aufstand vor, trieb sich in den Schenken Stambuls herum und suchte den Fanatismus des Volks gegen die Steuern und gegen die kaiserliche Verordnung zu erregen, die öffentlich in allen Straßen der Hauptstadt verkündet worden war. In der Nacht vom 15. bis 16. Juni 1826 versammelten sich 20 bis 30,000 Janitscharen mit einer Menge Herumtreibern auf dem Atmaidan, wo sie ihre Kochkessel, die ihnen als Standarte dienten, mitgebracht hatten. Während der Nacht steckten sie den Palast des Großwessirs und den Nedschid Effendis, Agenten des Paschas von Aegypten in Stambul, in Brand und plünderten sie. Sie haßten Mehemed Ali, weil er zuerst die europäische Taktik bei seinen Truppen eingeführt und hauptsächlich, weil er die Mameluken, die alten Freunde der Janitscharen, ausgerottet hatte. Weder der Großwessir, noch der ägyptische Agent befanden sich in ihren Wohnungen in Konstantinopel, als die Paläste von den Empörern im Brand gesteckt worden. Sie hatten die Nacht in ihren Kiöschks am Bosporus zugebracht.

Erst bei Tagesanbruch erfuhren sie den Aufstand der Kinder des Hadschi Begtasch. Mahmud II., der sich damals in seinem Sommerpalast Bekschistasch befand, erhielt zu gleicher Zeit die Nachricht. Er eilte

nach seiner Residenz in Konstantinopel und fand im großen Hofe des Serails schon eine befreundete Armee aufgestellt, welche der Großwessir Mohamed Selim mit merkwürdiger Thätigkeit gesammelt hatte. Diese wenigstens 50,000 Mann starke Armee bestand aus Seesoldaten, Bombardierern, Artilleristen, Schanzgräbern, Bostandschis, Pagen und allen im Serail dienstleistenden Officieren und Soldaten. Die Generale Mohamed Pascha, Hassan Aga, Hussein und der Capudan Ibrahim, genannt der höllische, führten sie. Die Regierung hatte einen Aufstand erwartet und ihre Maßregeln danach getroffen.

Alle Ulemas, den Mufti an der Spitze, alle Rechtsschüler waren im großen Hofe vor der Armee aufgestellt. Mahmud II. stand vor einem Throne, dieser imposanten Versammlung gegenüber, und hielt in der einen Hand die Fahne des Propheten, in der andern einen von Edelsteinen funkelnden Dolch. Er legte dem Scheik Islam die Frage vor: „Welche Züchtigung verdienen Empörer, welche gegen die Religion und den Padischah, ihren Oberpriester, aufstehen?“ „Wenn Ungerechte ihre Brüder angreifen, so bekriege sie, sagt der Koran,“ lautete die Antwort des Mufti.

Der Sultan forderte hierauf die Versammelten auf, auf die Fahne des Propheten zu schwören, die Feinde des Throns und der Religion bis auf den letzten Mann zu vertilgen, und die Truppen leisteten bereitwillig den Eid und riefen, die Säbel schwingend: „Tod den Janitscharen, langes Leben dem Großherrn!“

Der Sultan wollte sich an ihre Spitze stellen. Aber die Wessirs und die Ulemas fielen ihm zu Füßen und baten ihn, sein Leben nicht in einem Aufstande aufs Spiel zu setzen. Es gelang ihnen mit Mühe, ihn von seinem muthvollen Entschluß abwendig zu machen.

Alle Thore Konstantinopels wurden sorgfältig gesperrt und bewacht, damit keiner der Rebellen entschlüpfen könne. Unter Vortragung des Sandschack-Sherif, „dieser majestätischen Cypresse aus dem Garten des Sieges“, umringte die Mahmud II. treue Armee von allen Seiten die Janitscharen, die sich auf dem Atmaidan verschanzt hatten. Auf die Aufforderung, auseinanderzugehen und vom Sultan Verzeihung zu verlangen, forderten sie die Abschaffung des Exercierreglements, die Köpfe der Verfasser der gottlosen Fetwas und der Minister, welche ihre Beistimmung zu dem Hatti-Sherif gegeben hatten. Sie verwünschten die Osmanen, welche

den unglücklichen Giauern ähnlich zu werden strebten und schwuren, treue Moslemin zu bleiben.

Ein Hagel von Kugeln und Kartätschen begrüßte darauf die Widerspenstigen. Die Janitscharen erwidern das Feuer nur schlecht. Sie machen sich schon bereit, die Flucht zu ergreifen, als die Soldaten Mahmud's sich mit dem Säbel in der Hand unter sie stürzen und sie unbarmherzig niedermetzeln. Ganze Schaaren flüchten sich in ihre Casernen, die in Brand gesteckt werden und in deren Flammen sie untergehen. Einige Stunden später herrschte die größte Ruhe in Konstantinopel. Das Janitscharencorps hatte aufgehört, zu bestehen. Am Tage darauf, am 17. Juni 1826, sprach ein Hatti-Sherif die definitive Aufhebung der Miliz aus, die fünf Jahrhunderte gedauert hatte. „Auf diese Weise," sagt Esaad Effendi, „reinigte Sultan Mahmud (möge Gott seinen Thron mit unsterblichem Ruhm umgeben) den Garten des Reichs von schädlichem und unnützem Unkraut, und verschönerte ihn mit den Früchten einer neuen Einrichtung." Die Janitscharen, von dem staatsklugen Tschendereli, Urchan's Heerrichter, gestiftet, und eingesegnet durch den frommen Derwisch Hadschi Begtasch, der erste Versuch eines stehenden Heeres, waren ein Bollwerk des Reichs und ein Schrecken der Christenheit, solange sie, durch geraubte und bekehrte Christenknaben sich ergänzend, jedes Bandes an Vaterland und Religion ledig, keine andere Heimath als das Lagerzelt, und keinen andern Beruf als den Krieg kannten. Sie verfielen aber mehr und mehr, als sie anfingen, sich durch ihre eigenen Kinder zu ergänzen, und zu einer erblichen Prätorianerkaste wurden, die an Kriegstüchtigkeit abnahm, und sich nur durch unruhigen Empörersinn auszeichnete.

Eine kaiserliche Verordnung schaffte gleichzeitig den mit den Janitscharen verbundenen Mönchsorden der Derwische des Begtasch ab. Ihre zahlreichen Klöster in Konstantinopel und in anderen Städten wurden zerstört. Mehrere dieser Mönche wurden enthauptet. Der Sultan confiscirte ihr Vermögen, das sehr beträchtlich war. Ein anderer Hatti-Sherif verwies 20,000 Türken, die im Innern Konstantinopels keine Erwerbsmittel hatten, oder gefährlich für die öffentliche Ruhe zu sein schienen, aus der Hauptstadt. Durch diese energischen Maßregeln gelang es, jedem weitern Aufstand vorzubeugen.

Wie viele Janitscharen am 16. Juni auf dem Atmaidan in den in Brand gesteckten Casernen und hauptsächlich durch heimliche Erdrosselung oder Enthauptung nach dem Kampfe umgekommen sind, ist nie bekannt geworden. Am wahrscheinlichsten ist, daß mindestens 20,000 vertilgt wurden. Man brauchte zwei Tage, um die Todten in den Bosporus und in das schwarze Meer zu werfen. Die Zahl der Militairdienste leistenden Janitscharen belief sich im ganzen Reiche auf 40,000 Mann und das Blutbad war so allgemein, daß die Annahme, die Hälfte sei dabei ums Leben gekommen, gewiß nicht übertrieben erscheint.

Wie dem immer sein möge, die Janitscharen waren ganz verschwunden und man bedrohte alle Osmanen mit dem Tode, welche ein Wort der Klage über die vernichtete Miliz laut werden ließen. Zahlreiche europäisch gekleidete Regimenter zeigten sich bald in Konstantinopel. Mahmud II., der ebenfalls den Turban und die weiten Gewänder seiner Vorfahren durch den rothen Fez, das enge Beinkleid, den Ueberrock und die Stiefeln ersetzt hatte, wohnte zu Pferde mit der Reitgerte in der Hand den Uebungen seiner neuen Truppen bei, mit denen er die einst so gefürchteten Janitscharen zu ersetzen hoffte, die aber weit hinter seiner Erwartung zurückgeblieben sind.

Dem Vertilgungskrieg gegen die Janitscharen war in Konstantinopel ein anderes Blutbad vorausgegangen, zu dem der griechische Aufstand Anlaß gab. Als die Nachricht von seinem Ausbruch die Hauptstadt erreichte, kannte die Wuth der Osmanen keine Grenze. In den Moscheen von Stambul predigten die Imams Mord und Plünderung. Am Osterfest des Jahres 1821 überfielen wüthende Banden das von Griechen bewohnte Dorf Bujukdere, metzelten die Bewohner haufenweise nieder und plünderten und zerstörten ihre Häuser und ihre Kirchen. Das schreckliche Blutbad pflanzte sich auf dem ganzen rechten Ufer des Canals bis vor die Thore von Konstantinopel fort. Man kennt nicht genau die Zahl der Opfer, aber sie war beträchtlich. Hunderte von Griechen von Pera und Galata wurden in das Schloß der sieben Thürme geführt und hauchten dort ihr Leben aus. Der griechische Patriarch von Konstantinopel, Gregor, ward auf Befehl des Divans an der Pforte seines Palastes aufgehängt. Drei Erzbischöfe und achtzig Bischöfe in Anatolien und Thrazien und der Fürst Murusis erlitten dasselbe Schicksal. Um sie noch mehr zu be-

schimpfen, mußten Juden die Leichen der Opfer durch die Straßen von Konstantinopel schleifen und sie dann in den Bosporus werfen. Die Minister Mahmud's, wenn nicht der Sultan selbst, gaben den Befehl zu diesen Greuelthaten. Der russische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Stroganoff, richtete energische Vorstellungen an den Divan, aber vergebens. Er erhielt zur Antwort, daß der Sultan das Recht habe, die Schuldigen nach seinem Belieben zu züchtigen. Dieses Blutbad bleibt ein ewiger Schandfleck auf der Regierung Mahmud's II., der, weit entfernt von der ihm nachgerühmten Gerechtigkeitsliebe und Duldung, von allen Sultanen das meiste Christenblut vergossen hat.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Wort über den Aufstand der Griechen. — Schlacht von Navarin. — Intervention Frankreichs. — Krieg mit den Russen 1828 und 1829. — Vertrag von Adrianopel. — Aufstand Mehemed Ali's. — Vermittlung Frankreichs und Englands. — Bewaffnetes Einschreiten Rußlands. — Vertrag von Kutajeh. — Vertrag von Chunkiar-Skelessi (1826—1833).

Eine Darstellung des Aufstandes des wiedererwachten Griechenlands als Episode in diese Geschichte einzuflechten, wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Helenen, denn der Aufstand würde, wenn man ihn nicht in allen seinen Einzelnheiten schilderte, seine ganze Großartigkeit verlieren. Die Marko-Bozzaris, die Maurokordato, die Kolokotroni, die Kanaris, die Miaulis, die Karaiskaki, die Ypsilanti, die Niketas, die Kolio-Pulo, die Konduriotis und eine Menge anderer Helden des christlichen Griechenlands haben einen Kimon, einen Miltiades, einen Alkibiades, einen Themistokles, einen Perikles, einen Epaminondas und einen Leonidas nicht um ihren Ruhm zu beneiden. Sie haben sich als würdige Söhne dieser großen Männer gezeigt, die ebenfalls ihr Blut für ihr Vaterland vergossen haben.

Wir schweigen daher in diesem Werke von den langen Leiden, den Unglücksfällen und den Heldenthaten der Griechen der Neuzeit, deren Darstellung ein eignes Buch verdient und beschränken uns auf einige Bemer-

kungen über die Einmischung Europas in die Frage der Unabhängigkeit Griechenlands.

Den londoner Vertrag vom 6. Juli 1827 schloß jede der drei vermittelnden Mächte mit der ihrem Charakter und ihrem Geiste eigenthümlichen Tendenz ab: Rußland hoffte seinen Einfluß auf die Griechen zu vermehren; England, dem jede Flotte Mistrauen einflößt, hoffte Gelegenheit zu finden, die türkische Flotte zu vernichten; Frankreich allein war es mit der Befreiung Griechenlands Ernst.

Die Schlacht von Navarin am 20. Oct. 1827 war unvermeidlich geworden. Am 25. September erklärten der Admiral Codrington und der Contreadmiral Rigny dem türkischen Anführer Ibrahim Pascha, daß der erste Kanonenschuß gegen die verbündeten Schiffe das Zeichen zu einem allgemeinen Kampfe sein würde, der die Vernichtung der türkischen Flotte unfehlbar herbeiführen müßte. Der französische und der englische Admiral bedeuteten zugleich dem Oberbefehlshaber der türkischen Armee, daß nach den Bestimmungen des londoner Vertrags die Feindseligkeiten zwischen den Türken und den Griechen sofort aufhören müßten, und daß die Verbündeten jeden Versuch, sie von Neuem zu beginnen, mit Waffengewalt unterdrücken würden.

Ibrahim Pascha gab sein Wort, die Waffen ruhen zu lassen, bis er ausdrücklichen Befehl von der hohen Pforte erhielte. Aber der Sohn Mehemed Ali's brach sein Wort und schickte, ohne Antwort von Konstantinopel abzuwarten, einen Theil seiner Flotte mit Landungstruppen nach Patras, drang in Morea ein und begann gegen die Griechen einen Vertilgungskrieg. Er ließ wehrlose Greise, Frauen und Kinder niedermetzeln und verheerte alles mit Feuer und Schwert.

Die Anführer der christlichen Streitkräfte waren über diese Barbarei empört. Die verbündeten Flotten befanden sich, auf der geräumigen Rhede von Navarin, den türkischen Schiffen gegenüber, begannen jedoch den Angriff nicht. Wie aber ein englisches Boot von einem türkischen Fahrzeug mit Flintenschüssen begrüßt wurde, antwortete die englische Fregatte, zu der das Boot gehörte, mit einer Kleingewehrsalve. Das Gefecht ward bald allgemein und einige Stunden später waren sechszig türkische Kriegsschiffe zusammengeschossen oder gesunken. Die Hälfte der türkisch-ägyptischen Bemannung kam in dieser Schlacht um.

Der zwischen Codrington und Mehemed Ali am 6. Juli in Alexandrien unterzeichnete Vertrag stellte jedoch die Unabhängigkeit Griechenlands noch nicht sicher. Nach den Bedingungen des londoner Vertrags blieb Griechenland der Pforte zinspflichtig. Der dritte Paragraph der Convention von Alexandrien (6. August 1828) setzte fest, daß die ägyptischen Truppen Morea so bald als möglich räumen sollten, und der siebente Paragraph gestattete Ibrahim Pascha, eine Besatzung von 8000 Mann in Morea zurückzulassen.

Karl X. von Frankreich erklärte, er werde die Türken nicht länger in Griechenland dulden. Ohne mit den andern Großmächten zu Rathe zu gehen, rüstete er eine Expedition von 20,000 Mann Landtruppen aus und vertraute den Oberbefehl über dieselben dem Generallieutenant Maison an. Die französische Escadre erschien am 29. August auf der Höhe von Navarin, wo sich bereits die Admiräle Rigny, Pulteney, Malcolm und Heyden mit ihren Geschwadern befanden. Da die Convention von Alexandrien noch nicht ausgeführt war, so landete die französische Expedition nicht in Navarin, sondern in Koron. Eine Proclamation des Präsidenten Capodistria hatte die Helenen von der nahen Ankunft einer Armee des Königs von Frankreich unterrichtet. Als die Griechen von Koron die freiheitsbringenden Schiffe erblickten, warfen sie sich mit dem Gesicht auf die Erde, sowohl um die Flagge der Freiheit zu begrüßen, als um Gott zu danken.

Koron, Navarin, Modon und Patras fielen ohne ernstlichen Widerstand den Franzosen in die Hände. Die Capitulation von Patras zog die des Schlosses von Morea nach sich, aber die dasselbe vertheidigenden Agas erklärten, daß sie sich lieber unter den Trümmern begraben, als ergeben würden. Eine heftige Beschießung machte diesem Widerstande bald ein Ende (30. October 1828). Am 29. December schiffte sich ein Theil der französischen Armee wieder nach der Heimath ein; denn der Zweck der Expedition war erfüllt und Griechenland war frei.

Während die Franzosen die Türken aus Morea vertrieben, schlugen 100,000 Russen, geführt von dem Kaiser Nikolaus in Person, von seinem Bruder dem Großherzog Michael und von dem Feldmarschall Wittgenstein, der den Titel General en Chef führte, die Osmanen an der Do-

nau und der tapfere Graf Paskewitsch vernichtete sie im nördlichen Kleinasien.

Schon im Monat April 1828 hatte ein russisches Manifest die Beschwerden dieser Macht gegen die Pforte öffentlich bekanntgemacht. Kaiser Nikolaus beschuldigte den Sultan Mahmud, durch die Verheerung von Serbien in den Jahren 1815 und 1816 und durch die neuerdings ausgeübten Bedrückungen in der Moldau und der Walachei den Vertrag von Bukarest verletzt zu haben. Er protestirte gegen die nach der Schlacht von Navarin stattgefundene Vertreibung russischer Unterthanen vom türkischen Gebiet und gegen die Beschlagnahme russischer mit Getreide beladener Handelsschiffe. In Folge dieser und anderer Beschwerden erklärte Rußland der hohen Pforte den Krieg. Aber Nikolaus erklärte laut, daß er in diesem Kriege keine Vergrößerung seiner Territorial-Besitzungen erstrebe; er verlangte blos die schon in frühern Verträgen zugesagte freie Schifffahrt im Bosporus und im schwarzen Meere und eine Entschädigung für seine Unterthanen, die durch die Bedrückungen der osmanischen Regierung Verluste erlitten hatten; endlich verpflichtete er die Türkei zur Bezahlung aller Kosten, welche der Krieg der russischen Regierung verursachen werde.

In einem Gegenmanifest wies der Divan diese Beschuldigungen, die sich jedoch auf unbestreitbare Thatsachen gründeten, zurück und erklärte, daß Rußland allein der schuldige Theil sei, wenn Verträge verletzt worden wären. Aber einige Monate vorher hatte die Pforte, welche diesen Krieg erwartete, Rundschreiben an alle Paschas der Provinzen geschickt. In diesen Rundschreiben, wo der Großherr den Fanatismus der Moslemin gegen die Christen zu entflammen suchte, hieß es, daß der bald zu erwartende Angriff der Moskos zum Zweck hätte, das osmanische Reich zu vernichten und die Osmanen zu Rajahs zu machen. „Mögen alle rechtgläubigen Moslemin, sowohl Arm wie Reich", las man in einem dieser geheimen Briefe, „wissen, daß es in diesem neuen Kriege eine heilige Pflicht ist, die Giauern zu bekämpfen. Wenn es nothwendig ist, müssen wir in diesem heiligen Kriege unser Leben und unser Eigenthum zum Opfer bringen! Schüler des Propheten! Hört die Stimme der Religion und rettet das von den Ungläubigen bedrohte Reich."

Im Monat Mai 1828 zogen 100,000 Türken, unter dem Befehle Hussein Pascha's, eines der Generäle, die mit am meisten zur Ausrottung der Janitscharen beigetragen hatten, gegen die Russen. Diese standen schon auf dem linken Donauufer, nachdem sie sich ohne Schwertstreich der Moldau und der Walachei bemächtigt hatten, deren griechischgläubige Bewohner für Rußland gewonnen waren. Eine Menge kleiner Gefechte, in welchen die Osmanen fast überall geschlagen wurden, bezeichneten den Anfang des Feldzugs. Die Türken vertheidigten sich tapfer in Silistria, Rustschuk und Schumla, welche der Feind vergeblich belagerte. Aber die wichtige Festung Warna am schwarzen Meere capitulirte am 10. October 1828, nach einer vierzehntägigen Belagerung, die den Russen sehr viel Blut kostete. Jussuf Pascha, einer der Anführer des türkischen Heeres, ging mit seinem ganzen Corps zu den Russen über. Diese, wie man behauptet, durch moskowitisches Geld erkaufte Desertion entschied den Fall Warnas. Soviel ist gewiß, daß dieser General sich nach Rußland zurückzog, wo er in schmachvollem Glanze lebte, obgleich Mahmud **II.** sein sämmtliches Vermögen in der Türkei confiscirt hatte. Wenn Jussuf Pascha wie ein Verräther handelte, so erregte das Benehmen Isset Mehemed's, Statthalters von Warna, selbst bei den Feinden Bewunderung. Wiederholt aufgefordert, sich zu ergeben, antwortete er stets, daß er niemals die Giauern um Gnade bitten werde. Bis zum letzten Augenblicke kämpfte er als tapferer Soldat. Der Kaiser Nikolaus lobte seinen Muth öffentlich und, da er Warna nicht den Schrecken einer Erstürmung aussetzen wollte, so bot er dem Statthalter freien Abzug mit allen Kriegsehren an. Isset Mehemed, der nur noch 300 Mann unter sich hatte, nahm den Vorschlag an. Um Mehemed für sein tapferes Ausharren in Warna zu belohnen, ernannte ihn Mahmud **II.** zum Großwessir, was er jedoch nicht lange blieb, denn er besaß nicht die Eigenschaften eines Staatsmannes. Reschid Pascha, der sich durch die Belagerung und die Einnahme von Missolunghi berühmt gemacht hatte, erhielt das Reichssiegel.

Der Kaiser Nikolaus begab sich nach der Einnahme von Warna wieder nach Petersburg zurück. Er organisirte eine Armee von 160,000 Mann für den Feldzug von 1829 und übertrug den Oberbefehl über dieselbe dem berühmten Grafen Diebitsch. Dieser Feldzug von 1829 war für die Russen nur eine Reihe von Siegen. Diebitsch zeigte sich seines

glänzenden Feldherrnrufes würdig. Seine Taktik machte die Combinationen Reschid Pascha's vollständig zunichte. Nachdem der russische General im Juni 1829 bei Kulekscha in der Bulgarei eine türkische Armee von mehr als 60,000 Mann gänzlich geschlagen hatte, führte er am 22. Juli, ohne daß Reschid Pascha etwas davon ahnte, das kühne Unternehmen des Ueberschreitens des Balkans aus, wovon er den glorreichen Beinamen: Sabalkanski erhielt.

Diebitsch befand sich schon auf dem Marsche nach Adrianopel und trieb Alles vor sich her, als der Großwessir erst erfuhr, daß die Russen das bis dahin für unübersteiglich gehaltene Gebirge überschritten hätten. Am 10. August schlug Diebitsch an der Spitze von 30,000 Mann sein Lager unter den Mauern der zweiten Stadt des türkischen Reichs auf. Adrianopel hatte eine türkische Besatzung von 15,000 Mann. Die Bevölkerung dieser Stadt, die zu drei Fünfteln mohamedanisch ist, belief sich auf 120,000 Seelen. Die Wälle waren reichlich mit Geschütz besetzt. An Lebensmitteln und Kriegsvorräthen war kein Mangel. Die Stadt hätte den Feind recht gut zurückweisen können, aber sie schickte Parlamentaire an Diebitsch, um ihm eine Capitulation vorzuschlagen.

Der russische General gab den osmanischen Abgeordneten zur Antwort, daß er eine Capitulation nur unter der Bedingung zugestehen könne, daß ihm das Geschütz, die Fahnen, die Lebensmittel und die Munition überliefert würden, und daß die türkischen Truppen Adrianopel räumten, ohne jedoch den Weg nach Konstantinopel einzuschlagen. „Wenn morgen früh 9 Uhr diese Bedingungen nicht angenommen sind, befehle ich einen allgemeinen Sturm," setzte er hinzu. Die Parlamentaire überbrachten diese Antwort den Generälen der Besatzung und den Ulemas, die sich darüber entsetzten. Am andern Morgen (20. August) erschienen noch vor der von Diebitsch festgesetzten Stunde dieselben türkischen Gesandten vor dem russischen Generale und baten ihn, der Stadt bessere Bedingungen zu gewähren. Diebitsch verließ darauf, ohne die Türken einer Antwort zu würdigen, sein Zelt, stieg zu Pferde, und gab seiner Armee das Zeichen zum Sturm. Auf den Befehl ihrer Führer setzten sich die Truppen in Bewegung, und nun nahmen auf der Stelle die Türken alle ihnen vorgeschriebenen Bedingungen an. Die Russen nahmen Adrianopel ohne einen Flintenschuß in Besitz.

Der berühmte Frieden von Adrianopel ward am 28. September 1829 unterzeichnet. Seinem im Manifest von 1828 gegebenen Worte getreu, verlangte Kaiser Nikolaus für sein Reich keine Vergrößerung auf Kosten der Türkei. Er gab Mahmud II. Alles zurück, was seine Truppen in diesen beiden Feldzügen erobert hatten, also fast die ganze europäische Türkei. Der Pruth blieb die Grenze der beiden Reiche in Europa. In Asien, wo General Paskewitsch einen großen Theil Armeniens erobert hatte, verlangte der Kaiser Nikolaus nur eine kleine Enclave in dem obern Kurthale, mit der Festung Akalzike. Die russischen Unterhändler nannten diese Abtretung eine bloße Grenzberichtigung.

Die Moldau, die Walachei und Serbien behielten die Rechte und Privilegien, welche sie durch frühere Verträge unter dem Schutze Rußlands genossen. Die Pforte verpflichtete sich, den im türkischen Reiche etablirten Kaufleuten als Entschädigung für die während des Kriegs erlittenen Verluste neun Millionen, und der russischen Regierung für die Kriegskosten 120 Millionen Francs zu zahlen. Letztere Summe ermäßigte Kaiser Nikolaus sehr bedeutend. Den Handelsschiffen unter russischer Flagge wurde die Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen gestattet. In der Türkei reisende oder wohnhafte Russen standen nur unter der Gerichtsbarkeit der Gesandten und Consuln ihrer Nation. Das waren die wesentlichen Bedingungen dieses Vertrags, der für die Türkei noch viel nachtheiliger hätte ausfallen können, wenn Kaiser Nikolaus es gewollt hätte. Aber es paßte in seine Politik, für jetzt von dem osmanischen Reiche weiter nichts zu fordern.

Als die türkische Bevölkerung von Stambul den Einzug der Russen in Adrianopel erfuhr, verbreitete sich unter ihr die größte Bestürzung. Die Moslemin der osmanischen Hauptstadt, wie die Franken und Griechen von Pera und Galata, erwarteten jeden Tag die Moskos an den Ufern des Bosporus erscheinen zu sehen. In der That hätte sie in diesem Augenblicke Nichts in ihrem siegreichen Marsche gegen die Hauptstadt aufhalten können. Konstantinopel war fast von Besatzung entblößt und die in Rumelien zerstreuten türkischen Truppen waren ganz demoralisirt und ergriffen vor den Moskos die Flucht. Mit der Furcht, welche die moslemitische Bevölkerung Rumelien's und Stambul's ergriffen hatte, vermischte sich unzufriedenes Murren gegen Mahmud II., dem man die

ganze Verantwortlichkeit für diese Niederlagen zuschob. Man äußerte ganz laut, daß Allah die Rechtgläubigen für die Vernichtung der Janitscharen und der Derwische des Begtasch, sowie für die Einführung von Gebräuchen der Ungläubigen in das Reich des Halbmonds züchtige. Man sagte, die neuorganisirten Truppen hätten das Reich nicht zu vertheidigen gewußt und alle Unfälle, unter denen es jetzt unterliege, wären nicht eingetreten, wenn die Janitscharen noch beständen. Die Geschichte der letzten Zeit hatte jedoch gezeigt, daß auch die Janitscharen die Siege Rußlands unter Katharina **II.**, und Oesterreichs unter Kaiser Leopold nicht hatten verhindern können. Aber die Kraft des osmanischen Reichs war erschöpft. Die Tage seines Ruhms waren seit länger als einem Jahrhundert vorüber. Die Unwissenheit des Volks sah nur einen Fehler des Sultans in dem, was die Frucht von einhundertundfunfzig Jahren schlechter Regierung und allmäliger Entkräftung war. In den Feldzügen von 1828 und 1829 legte Rußland die Ohnmacht des osmanischen Reichs vollständig blos. Ein Minister der Pforte, Ismael Bei, hat die traurige Lage seines Vaterlandes durch ein Bild geschildert, welches angeführt zu werden verdient. „Seit einem Jahrhundert," sagt er, „gleicht die Türkei einer mit Brillanten besetzten Tabaksdose, die nur Unrath enthält. Rußland hat den Deckel davon weggenommen."

Ein russischer Diplomat, den man frug, warum seine Landsleute 1829 nach ihrem Einzug in Adrianopel nicht Konstantinopel genommen hätten, gab zur Antwort, daß damals die Birne noch nicht reif gewesen sei.

Seit 1829 ist die Birne viel reifer geworden!

Merkwürdigerweise wendete sich die Türkei 1833 um Hilfe gegen Ibrahim Pascha an dasselbe Rußland, welches sie vier Jahre früher so tief gedemüthigt hatte. Mehemed Ali benutzte die Erschöpfung, in welcher sich die Türkei in Folge des letzten Kriegs mit Rußland befand, um sich gegen seinen Herrscher und Souverain Mahmud **II.** zu empören. Sein Sohn Ibrahim Pascha schlug die Türken bei St. Jean d'Acre im Mai 1832, bei Damaskus im Juni, bei Homs am 18. Juli, bei Beilam am 20. Juli, bei Konieh im December und drang mit seiner siegreichen Armee bis Kutajeh im Herzen Kleinasiens vor, von wo er Konstantinopel be-

drohte. Ganz Syrien gehörte dem Pascha von Aegypten und er verhandelte mit dem Sultan von Stambul, wie ein unabhängiger Fürst.

Eine schöne russische Flotte, von Sultan Mahmud II. zu seinem Schutz herbeigerufen, warf am 20. Februar 1833 im Bosporus Anker. Sie blieb dort, trotz der Vorstellungen des Baron Roussin, des französischen Gesandten, der höchst ungern die Türken unter dem unmittelbaren Protectorat des Czaren sah. Dennoch verstand sich der russische Admiral dazu, in Sizepoli, dem Konstantinopel zunächst gelegenen Hafen, vor Anker zu gehen, bis Frankreich und England, die sich zu Vermittlern zwischen dem Sultan und seinem aufrührerischen Vasallen anboten, die Friedensbedingungen festgestellt hätten. Da die ersten Verhandlungen zu Nichts führten, trat Ibrahim Pascha seinen Marsch nach Konstantinopel wieder an und die russische Flotte kehrte in den Bosporus zurück. 15,000 Mann russische Truppen landeten bei Scutari und nahmen eine Stellung zwischen dem Canal von Konstantinopel und der anrückenden ägyptischen Armee. Baron Roussin und Lord Ponsonby richteten wegen der Anwesenheit der Russen in dem Canal von Konstantinopel neue Vorstellungen an den Divan. Graf Orloff, der außerordentliche Gesandte des Czaren und Oberbefehlshaber der Hilfstruppen, erklärte mit Entschiedenheit, daß die russische Armee nicht eher die Türkei verlassen würde, als bis Ibrahim Pascha wieder über den Taurus zurückgegangen wäre. Nicht die französische und englische Diplomatie hielten Ibrahim auf seinem Anmarsch gegen Stambul auf, sondern die energische Haltung der russischen Truppen bei Scutari.

Nach dem am 5. Mai 1833 abgeschlossenen Vertrag von Kutajeh, an dem die beiden vermittelnden Mächte keinen directen Antheil nahmen, verlieh Mahmud II. Mehemed Ali das Paschalik von Adana und ganz Syrien, unter denselben Bedingungen, unter welchen die andern Paschas die osmanischen Provinzen verwalten.

Die Aegypter räumten jetzt Kleinasien und die Russen, die sich nicht, wie Frankreich und England, begnügt hatten, den Sultan mit leeren Worten zu unterstützen, zogen vom Bosporus ab. In Konstantinopel lobte Alles die vortreffliche Disciplin und die gute Haltung der russischen Truppen während ihres Aufenthalts an den Ufern des Bosporus. Der Sultan zeigte sich von Dankbarkeit gegen den Kaiser Nikolaus erfüllt,

der ihn in einer verhängnißvollen Krisis mit den Waffen unterstützt hatte. Allerdings war nicht zu befürchten, daß sich Mehemed Ali an Mahmud's Stelle auf den Thron Osman's setzte. Die fest an dem Geschlechte Erthegrul hängende Türkei ist kein Land, wo man eine Dynastie durch einen Ueberfall oder einen Handstreich stürzen kann; aber bei der Unzufriedenheit eines großen Theils der türkischen Bevölkerung mit Mahmud II., und bei dem vollständigen Mangel an Repressivmitteln in der Hand dieses Fürsten, wäre es unfehlbar in der Hauptstadt und im ganzen Reiche zu großen Unordnungen gekommen. Die russische Intervention verhütete in diesem Augenblicke großes Unglück. Daß sie ganz uneigennützig war, bezweifeln wir sehr, denn Rußland hat immer danach gestrebt, seinen Einfluß in Konstantinopel geltend zu machen, und der berühmte Vertrag von Chunkiar-Skelessi, (8. Juli 1833) hatte diesem von Niemand sonst erreichten Einfluß die diplomatische Weihe gegeben. Durch diesen Freundschaftsvertrag, von dem Frankreich und England ausgeschlossen waren, verpflichtete sich Rußland, die Türkei gegen alle ihre innern Feinde zu vertheidigen, und die türkische Regierung versprach, unter bestimmten Bedingungen allen Kriegsschiffen anderer Nationen die Dardanellen zu verschließen. Diese letzte Bedingung gab etwas später zu der Aeußerung Anlaß: Kaiser Alexander hat gesagt, die Dardanellen wären eine der Pforten seines Hauses; Nikolaus hat durch den Vertrag von Chunkiar-Skelessi den Schlüssel zu dieser Pforte in die Tasche gesteckt.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Reformen Mahmud's II. — Vernichtung der Feudalherren. — Nachtheilige Folgen der Neuerungen. — Einführung der fränkischen Tracht. — Reform in den Sitten. — Verschwörungen, Brandstiftungen, Morde und Hinrichtungen. — Pertew Pascha's Sturz.

Als sich Mahmud durch die bewaffnete Intervention der Russen von den dem türkischen Reiche durch einen übermächtigen Vasallen drohenden Gefahren befreit sah, konnte er seine Aufmerksamkeit wieder den innern Reformen zuwenden.

Mit der Vertilgung der Janitscharen und der Errichtung eines disciplinirten und der Regierung gehorsamen stehenden Heeres ging eine andere Reform Hand in Hand, die ebenfalls die Kraft der Centralgewalt vermehren sollte. Es war dies eine Umgestaltung der alten Feudalverfassung des türkischen Reichs.

Als die Türken sich siegreich Anatoliens bemächtigten, vertheilten die ersten Sultane einen großen Theil des eroberten Landes unter ihre Truppen als erbliche Lehen, gegen die Verpflichtung, Kriegsdienste zu Pferde zu leisten. Die Besitzer der kleinen, nach ihrer größern oder geringern Ausdehnung Siamets oder Timars genannten Reiterlehen bildeten, unter dem Namen Sipahis, die gefürchtete, irreguläre Reiterei des türkischen Heeres, die sich bei der Einnahme von Konstantinopel auf 100,000 Mann belief. Die Besitzer der größeren Lehen hießen Dere-Begs (Herren vom Thale) und Sandschak-Begs (Fürsten von der Fahne). Die zum Lehen gehörigen Bauern hießen Rajahs oder Unterthanen, ein Name, der sich auf die christlichen Unterthanen der Pforte übertragen hat. Wie schon bemerkt, waren diese Lehen erblich im Mannesstamm, und ein Sipahi, wenn er sich eines Verbrechens schuldig machte, verlor zwar das Lehn für seine Person, seinen Kindern konnte es aber nicht entzogen werden.

Blieb der Besitzer eines Siamets auf dem Schlachtfelde und hinterließ drei Söhne, so erhielt jeder derselben einen Timar; starb er im Bett, so konnten blos zwei seiner Söhne auf den gemeinschaftlichen Besitz eines Timars Anspruch machen.

Bis zur Eroberung von Konstantinopel durch Mohamed II. waren die Timars und Siamets einfach mit dem Namen der damit Beliehenen in ein Verzeichniß eingetragen. Mohamed ließ förmliche Diplome (Berats) ausstellen, welche eine annähernde Abschätzung des Ertrags jedes Lehens enthielten, und eine Abschrift dieser Diplome wurde in der Kanzlei des Sultans niedergelegt. Unabhängig von den Lehnsbesitzern gab es noch in jeder Provinz einen Statthalter oder Begler-Beg, der für Rechnung der Pforte den nicht als Lehne vergebenen Theil des Landes verwaltete. Bis Suleiman dem Prächtigen stand es ihnen frei, Siamets und Timars auf eigene Hand zu vergeben; aber von da an behielt sich der Sultan die Verleihung aller größern Lehen vor.

Im Verlauf der Zeit gelangten in mehreren Theilen des Reichs die größeren Lehnsbesitzer zu einer Macht und Unabhängigkeit, welche die Integrität desselben wiederholt auf das Ernstlichste bedrohte. Aus den besten Provinzen bezog die Pforte keine Steuern mehr und erhielt keine Truppenzusendungen, denn Alles blieb in der Hand örtlicher Lehnshäuptlinge. Hauptsächlich war dies in Bosnien und Albanien der Fall, und fast ganz Kleinasien stand zu Anfang dieses Jahrhunderts unter der thatsächlich unabhängigen Herrschaft von zwei Lehnsfürsten, Tschapan Oglu und Kara Osman-Oglu, die aber wenigstens die Unterthanen, die sie auf eigene Rechnung bedrückten, vor den Räubereien der benachbarten Nomadenstämme schützten. Wie sehr aber derartige Staaten im Staate die Kraft des Reichs schwächten, erkannte schon Selim recht gut, und machte auch bereits Versuche, sie zu vernichten. Sein gewaltsamer Tod hinderte ihn in der Ausführung seiner Pläne, und erst Mahmud, den man überhaupt als den Erben der Ideen Selim's betrachten kann, nahm sie wieder auf, und es gelang ihm auch glücklich, die Macht der bosnischen Begs und der albanesischen Capitains, zum Theil durch Einziehung ihrer Güter, zu brechen, und sich der anatolischen Dynasten durch den Krieg, oder durch die seidene Schnur zu entledigen.

Mahmud theilte nun das ganze Reich in achtundzwanzig Statthalterschaften oder Paschaliks und in Sandschaks, die durch Beamte, welche die Pforte ernennt, unumschränkt verwaltet wurden. Die Unterthanen sind jedoch bei diesem Tausch sehr schlecht gefahren. Seitdem durch die neue Heeresorganisation das allgemeine Waffenrecht in der Türkei abge-

schafft ist, sind die Bewohner der Städte und des flachen Landes wehrlos den Angriffen der nomadisirenden Räuberhorden ausgesetzt, welche Kleinasien bevölkern, und von den Paschas, die wegen der äußerst mangelhaften Heereseinrichtung oft nur einige hundert Mann zur Verfügung haben, nicht im Zaum gehalten werden können. Aber nicht blos Kurden und andere Räuber plündern die armen Bewohner Kleinasiens aus, sondern auch die Paschas selbst, denn sie müssen der Pforte jährlich eine bestimmte Steuersumme liefern, und dürfen sich auch selbst nicht vergessen. Bei einer weit größern Unsicherheit, hat Kleinasien jetzt viermal so viel Steuern aufzubringen, als unter der Verwaltung seiner ehemaligen Lehnsfürsten. Daher reißt auch eine allgemeine Verarmung ein.

Das fruchtbare Thal des Mäander, wo früher zahlreiche griechische Colonien blühten, giebt jetzt kaum 15—20,000 Türken, in armen Dörfern zerstreut, Brot. Lydien, wo einst Krösus herrschte, ist eine Einsamkeit. Die Türken dieser ehedem so gesegneten Gegenden verbringen ihre ganze Zeit mit Rauchen, Schlafen und beständigem Ausrufen: „Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet!" „Der auffälligste Charakterzug des Türken," sagt Slade in seinen Erinnerungen aus der Türkei, „und der auch noch mehr als die Religion jeden Fortschritt verhindert, ist seine ausnehmende Neigung zur Indolenz. Im Sommer kommt es nicht selten vor, daß Kaufleute, anstatt vom Kissen aufzustehen, um die von einem Kunden verlangten Waaren herunterzuholen, ihn lieber nach einem andern Laden weisen. Das Dolce far niente neben dem pensar niente macht die Glückseligkeit des Türken aus, und so lange er sich schmeicheln konnte, im übrigen Menschengeschlechte ebenso hoch zu stehen, wie der Prophet über ihm steht, hat er beständig diese Glückseligkeit genossen."

Die Türken haben in keinem Zweige des menschlichen Wissens oder Erkennens etwas Neues geschaffen; ihr geistiges Leben ist mehr ein Träumen als ein Denken; es fehlt ihnen sowohl an Gründlichkeit, wie an Schärfe; der Prüfstein der Güte und Wahrheit einer Sache ist: daß der Koran es gesagt hat, denn der Koran ist das Wort Gottes. An freie Forschung, an logische Untersuchungen ist nicht zu denken; dafür begegnet man beständig in ihren Gesprächen und ihren Büchern pomphaften poetischen Phrasen, in denen sich die glühende Phantasie des Orients abspiegelt. Die Betrachtung der Wunder der Natur, die beständige An-

rufung Allah's und seines Propheten, die rückhaltlose Ergebung in den Willen des Schicksals, die Furcht vor der Hölle, die Hoffnung auf die wollüstigen Genüsse des mohamedanischen Himmels, füllen das Leben der Türken vollständig aus. Die Phantasie und nicht die Vernunft liegt im Allgemeinen ihren Worten und ihren Handlungen zu Grunde.

Diesem Volke ein europäisches Gepräge zu geben, unternahm Mahmud II. Einer der ersten Schritte auf diesem Wege war, die Armee auf einem neuen Fuße zu organisiren. Das französische Exercierreglement, in das Türkische übersetzt, wurde der beständige Begleiter aller türkischen Militairs, welche lesen konnten. Der Sultan schickte junge Türken nach London und Paris, wo sie sich in allen wissenschaftlichen Zweigen des Abendlandes ausbilden sollten. In Konstantinopel wurden eine medicinische, eine Bauschule und Unterrichtsanstalten für die Truppen des Land- und Seeheeres gegründet. Mahmud berief Engländer, Polen, Franzosen, Italiener, um diese Schulen zu leiten, Dampfschiffe und Brücken zu bauen und den neuen Truppen als Instructionsoffiziere zu dienen.

Die Soldaten, ihre Führer, die Minister und alles zur Verwaltung gehörige Personal mußten fränkische Kleidung anlegen, eine halb abendländische, halb morgenländische Tracht, ohne Charakter und ohne Eleganz, in welcher sich die Türken nicht zu bewegen verstehen. Diese Veränderung war weniger eine Reform, als eine Travestirung. Die in keiner Weise zur Regierung gehörenden Osmanen haben die gelben oder rothen Stiefeletten, das weite Beinkleid, den wallenden Talar, und den Turban mit seinen zahlreichen Falten beibehalten, und wenn man in den alttürkischen Städten Kleinasiens die Türken der Reform neben Türken des alten Regimes sieht, so wird man gewiß die letztern, wenigstens ihrer äußeren Erscheinung nach, vorziehen. Die officielle Türkei ist nicht mehr die Türkei. Sie ist etwas, was einer andern Sache nicht ähnlich sieht, was keinen Namen hat.

In seinem heißen Eifer, sein Volk zu regeneriren, gab Mahmud Feste und Concerte wie in Europa. Man behauptet sogar, was uns nicht sehr wahrscheinlich erscheint, daß er in seinem Serail Bälle gegeben habe. In Konstantinopel hat man jedoch versichert, daß der reformirende Sultan seinen Frauen im Serail befahl, französische Tracht anzulegen, und daß

der Großherr es geliebt habe, die so geschmückten Sultaninnen bei sich vorbeiziehen zu sehen. Die Modehändlerinnen von Pera bekamen Zutritt im Serail. Der Padischah hörte auf, mit den Fingern zu essen, wie es bei den Orientalen Sitte ist; er bediente sich der Gabel, des Messers, aß weiche Eier zum Frühstück und trank im reichen Maße Tokayer und hauptsächlich Champagner. Bald war sein Gaumen gegen die feurigsten Weine so abgestumpft, daß er in Rum und Branntwein neue Reizmittel suchen mußte. Jedenfalls eine eigenthümliche Art, auf europäische Weise fortzuschreiten.

Aber trotz seiner Leidenschaft für Neuerungen wagte Mahmud nicht, an die mächtige Körperschaft der Ulemas, der Gesetzgelehrten, welche als Ausleger des Korans und der Reichsgesetze die obersten Hüter der staatlichen Traditionen des osmanischen Reiches sind, Hand zu legen. Er ließ sie in ihrer ursprünglichen Organisation und that klug daran; denn die schon über die vielen Neuerungen des Sultans unzufriedenen Rechtgläubigen hätten gewiß nicht einen Angriff auf diese gelehrte Corporationen geduldet. Der Großherr suchte im Gegentheil die verschiedenen Classen der Ulemas, den Scheik Islam, die Mollahs, die Kadis, die Muderrims günstig zu stimmen. Pünktlich jeden Freitag verrichtete er sein Gebet in einer der kaiserlichen Moscheen. In einem Hatti-Scherif, welcher den Wirkungskreis der Minister und der Statthalter der Provinzen neu regelte, hatte der Padischah nicht versäumt, zu sagen, daß die Verordnung am 26. Schaban Donnerstags um vier Uhr zwanzig Minuten, als der zu ihrer Veröffentlichung günstigsten Stunde, erlassen worden sei. Die Astrologen in Stambul freuten sich, daß ihre Wissenschaft im Serail noch nicht vergessen war. Mahmud II. behielt seinen Munediim Baschi (ersten Hofastrologen) und zog ihn oft zu Rathe, um die glücklichen oder unglücklichen Tage kennen zu lernen. Wie man uns versichert, legte der Sultan auf die Astrologie sehr großen Werth.

Aber trotzdem scheute er sich nicht, die Gesetze des Islam zu verletzen. Daß er den vom Koran streng verbotenen Wein überreichlich genoß, haben wir schon oben erwähnt. Mit gleich gröblicher Verletzung einer anderen Vorschrift des Korans, welche die Darstellung der menschlichen Gestalt auf Stein oder Leinwand verbietet, ließ Mahmud sein Brustbild malen und es auf seinen Befehl in allen Casernen und Schiffen der

Flotte aufhängen. Troß des moslemitischen Fatalismus errichtete er Quarantainen. Er gründete eine Zeitung, den Moniteur ottoman, bestimmt, seine Regierungshandlungen zu veröffentlichen und sie nach Bedürfniß vor den wahren Gläubigen zu rechtfertigen.

Von mehrern seiner mit Edelsteinen bedeckten, aber nicht europäisch gekleideten Odalisken begleitet, wohnte der Sultan der Einweihung einer prächtigen Brücke bei, die er zwischen Galata und Stambul über das goldene Horn hatte bauen lassen. Später beförderte er und mehrere Würdenträger seines Reiches durch Geldbeiträge die Erbauung eines fränkischen Theaters in Pera, wo man Vaudevilles spielte. Er gab zur Eröffnung eines Lesecabinets in dieser Vorstadt Erlaubniß, wo man französische und englische Bücher und Zeitungen las.

Die Europäer im Dienste Mahmud's II. waren laut in ihren Lobpreisungen des reformirenden Fürsten und auch unter den Moslemin selbst fanden die Neuerungen bei einer Partei Anklang. Aber die altgläubigen Osmanen murrten und stifteten Verschwörungen; einflußreiche, zu den Freunden des Fortschritts gehörige Personen wurden ermordet; gewisse Quartiere der Hauptstadt und Vorstädte, welche von Ungläubigen bewohnt waren, in Brand gesteckt. Die Brandstiftungen waren für die Alttürken ein Mittel, ihre Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. 1831 verzehrte das Feuer 10,000 Häuser in Pera. Die fanatischen Türken sagten zu den unglücklichen Opfern der Feuersbrunst: „Allah bestraft Euch für die Schlacht von Navarin! Der Padischah befleckt den Thron des Kalifen! Der Zorn des Himmels wird auf ihn und auf uns fallen." Der Kaimakam von Stambul, wegen seiner Schlauheit der türkische Ulysses genannt, entdeckte zu jener Zeit in der osmanischen Hauptstadt eine große Verschwörung. Die Verschworenen beabsichtigten, Mahmud II. zu ermorden, Pera und Galata in Brand zu stecken und alsdann alle guten Moslemin zur Vertheidigung des durch die Reformen des Padischah gefährdeten Islam aufzurufen. Sechshundert der Theilnahme an der Verschwörung verdächtige Türken wurden erdrosselt.

Zu Anfang des Jahres 1837 ward der Obermünzdirector, Rizza Effendi, in der Sophienmoschee von einem seiner Sclaven erdolcht, der ihm seine gottlose Liebe zu den Neuerungen vorwarf. Als Mahmud II. einen Monat später mit seinen Großen über die Brücke von Galata ritt,

wurde er von einem Derwisch, Namens Scheik Satschi, den das Volk wie einen Heiligen verehrte, öffentlich beschimpft. „Gianer Padischah," sagte er zum Sultan, „bist Du nicht Deiner Gräuel satt? Du wirst Gott von Deinen Gottlosigkeiten Rechenschaft abzulegen haben! Du vernichtest die Einrichtungen Deiner Väter! Du richtest den Islam zu Grunde und rufst auf Dich und auf uns die Rache des Propheten herab!"

Die den Kaiser umgebenden Großen äußerten: der Mensch sei verrückt und man solle auf seine Worte nicht achten. „Verrückt!" rief Scheik Satschi; „nein ich bin nicht verrückt; der Padischah und seine unwürdigen Räthe haben den Verstand verloren! Der Geist Gottes erfüllt mich! Ich muß die Wahrheit sagen! Mögen meine Worte den Moslemin zur Warnung dienen, die sich auf den Weg des Verderbens verirren."

Der Derwisch wurde auf der Stelle erdrosselt. Seine Mitderwische verlangten und erhielten die Auslieferung der Leiche, welche sie auf dem Todtenhofe ihres Klosters bestatteten. Am anderen Morgen erzählte man sich in Stambul, daß man gegen Mitternacht auf der Stelle, wo der Märtyrer bestattet war, einen Lichtschein von der Erde gen Himmel und wieder herunter habe steigen sehen.

Mahmud II. wußte, daß die europäischen Monarchen manchmal Rundreisen in ihren Staaten machten. Er wollte auch dieses Beispiel nachahmen. Am 29. April 1837 verkündigten zahlreiche Artilleriesalven die Abreise des Padischah. Er schiffte sich auf einer österreichischen Fregatte ein, was den Rechtgläubigen, die den Nachfolger der Kalifen ungern auf einem christlichen Schiffe sahen, großes Aergerniß gab.

Mahmud II. besuchte die Küsten des schwarzen Meeres, Warna, Silistria, Rustschuk, Nikopolis und kehrte am 6. Juni über Adrianopel, begrüßt von 400 Kanonenschüssen, in seine Hauptstadt zurück. Des Abends waren der Serail, die Hauptmoscheen, die Paläste der Großen erleuchtet. Aber während die Hauptstadt in einem Flammenmeer glänzte, wurden ihre Straßen mit dem Blute einer großen Anzahl von Moslemin befleckt, die hingerichtet und in den Bosporus geworfen wurden.

Man hatte eine neue Verschwörung gegen die reformirende Regierung und gegen Pera und Galata entdeckt.

Am 2. Juni, an welchem Tage der Sultan sich noch in Adrianopel befand, verhaftete man daselbst sechsundzwanzig der Verschworenen. „Ah!“ sagte der Sultan, als er dies hörte, „ich glaubte, es gäbe keine Janitscharen mehr.“

Zwanzig der Verschworenen wurden geköpft. Die sechs anderen schleppte man mit Fesseln beladen nach Konstantinopel. Vergebens versuchte man, durch die Tortur Geständnisse zu erpressen; sie antworteten nur, sie wären keine Verräther, sondern gute Moslemin und sie beklagten ihren Tod nur, weil sie nicht vorher den Padischah ermordet und Pera und Galata, die beiden fränkischen Vorstädte, von wo alles für den Islam Verderbliche herrühre, in Brand gesteckt hätten. Man erdrosselte sie.

Die Pforte hatte neuerdings zwei englischen Dampfschiffen gestattet, die Ueberfahrten von Konstantinopel nach Bujukdere und Therapia zu besorgen. Die zahlreichen Kaischi's (Bootführer des Bosporus) murrten laut gegen die Schiffe der Ungläubigen und gegen die Regierung, welche ihnen die Fahrt auf dem Bosporus gestattete. Die in die obenerwähnte Verschwörung verwickelten Kaischis wurden zu Hunderten enthauptet und in den Bosporus geworfen.

Höhere Offiziere des Heeres, einige Ulemas und sogar ein Minister, Pertew Pascha, standen im Verdacht, dieser großen Verschwörung, welche ohne ihre vorzeitige Entdeckung der Türkei hätte eine andere Gestalt geben können, nicht fremd geblieben zu sein.

Einige dieser Personen verschwanden, ohne daß man zu sagen wüßte, wie. Andere, unter welchen Waffat Effendi, Geheimsecretair des Sultans und Schwiegersohn Pertew Pascha's, wurden nach den äußersten Grenzen des Reichs verbannt.

Pertew wurde abgesetzt und nach Adrianopel verwiesen (September 1837). Nach dem Moniteur ottoman war er beschuldigt „seine Stellung gemisbraucht zu haben, um durch geheime Intriguen die heilsame Wirkung der von dem Großherrn zur Regeneration und zum Gedeihen seines Volks ergriffenen Maßregeln zu hemmen.“

Der Statthalter von Adrianopel, Emin Pascha, lud Pertew Pascha zu Tische ein, und dieser nahm die Einladung an, ohne zu ahnen, welches Schicksal seiner wartete. Nach Beendigung des Mahls überreichte Emin Pascha seinem Gast einen Befehl des Großherrn, der seinen Kopf ver-



langte. Darauf ließ er ihm eine Tasse mit vergiftetem Kaffee bringen, die Pertew Pascha annahm, ohne die geringste Miene zu verziehen.

„Möge der Himmel meinem erhabenen Herrn, dem Sultan Mahmud, ein glückliches und langes Leben bescheeren," sagte Pertew Pascha mit ruhiger und fester Stimme. „Möge Gott ihm immer so treue Diener geben, wie ich bin," setzte er hinzu; „Gott ist mein Zeuge, daß ich immer nur das Wohl meines Vaterlandes vor Augen gehabt habe."

Nachdem er diese Worte gesprochen, trank er das Gift, und machte sich bereit, seine Abwaschung und seine Gebete zu verrichten. Da das Gift nicht schnell genug wirkte, so ließ ihn Emin Pascha erdrosseln und man verbreitete das Gerücht, er sei an einem Schlaganfall gestorben.

Mahmud II. scheint in seinem Regenerationswerk ganz übersehen zu haben, daß die Gerechtigkeit verbietet, Jemanden ungehört zu verurtheilen. „Die Türken werden immer Türken bleiben," sagt Hammer in seiner türkischen Geschichte.

Anhang.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das türkische Reich als Spielball der europäischen Diplomatie. — Mehemed Ali von Aegypten. — Seine Unabhängigkeitsbestrebungen. — Seine Stellung zu den Großmächten. — Ausbruch des Kriegs. — Tod Mahmud's II. — Sein Charakter. — Abdul Medschid. — Sein Charakter. — Seine Minister. — Schlacht bei Nisib. — Isolirung Frankreichs. — Der Hatti-Sherif von Gülhane. — Intervention durch England und Oesterreich. — Unterwerfung Mehemed Ali's — Aufstand im Libanon. — Russische Intervention in der Walachei und Serbien. — Zwist mit Griechenland. — Russische Intervention von 1849. — Mehemed Ali stirbt. — Sein Nachfolger Abbas Pascha.

Wir treten jetzt in eine Periode ein, wo das türkische Reich wie der weiche Stoff erscheint, den verschiedene Bildner in die Hand nehmen, um daraus zu schaffen, was ihren Wünschen entspricht. Die europäischen Mächte treten von nun an als die einzigen Handelnden auf, und selbst in den wenigen Fällen, wo die Türkei dem Anscheine nach sich selbstständig zeigt, ward sie fast stets von einer hinter den Coulissen stehenden Großmacht in Bewegung gesetzt. Selbst die zahlreichen Ministerwechsel sind, obgleich sehr oft von einer Systemveränderung in der innern Politik begleitet, am allerwichtigsten in ihrer Beziehung zu den auswärtigen Verhältnissen und es ist viel wichtiger, zu wissen, ob der eine Minister sich zu Rußland, England oder Frankreich hinneigt, als ob er für die innere Reform oder dagegen ist. Die Ohnmacht des osmanischen Reiches hatte zugleich die Besorgnisse und die Habsucht der europäischen Mächte geweckt; die Besorgnisse wegen des unvermeidlichen Kampfes, der über die reiche Erbschaft ausbrechen mußte, und wegen der großen Störung des europäischen Gleichgewichts, die der Ausgang zur Folge haben konnte;

die Habsucht, weil Jeder mit einem Theile der Beute seine Macht zu vergrößern gedachte. Es greift daher von nun an in alle Verhältnisse des türkischen Reiches ein diplomatisches Intriguenspiel bestimmend ein, welches den drohenden Verfall bald hemmend, bald fördernd bewirkt, jenachdem es die Interessen der einzelnen Macht oder des Augenblicks zu fordern scheinen, und das wir hier nur in seinen allgemeinsten Zügen verfolgen können.

Vor der Hand ging die drohendste Gefahr für die Integrität des osmanischen Reichs von dem Pascha Mehemed Ali von Aegypten aus. Für beide Theile war der Vertrag von Kutajeh nur als ein Waffenstillstand zu betrachten. Wollte Mehemed Ali seinen alten Plan der Neuerrichtung eines kräftigen ägyptisch-türkischen Reiches in Ausführung bringen, so konnte er den erblichen Besitz Syriens nicht entbehren, das ihm bis jetzt blos lebenslänglich gehörte und so mußte er auf neue Umgriffe sinnen. Die Pforte hatte schon mit dem Paschalik Adana zuviel aus der Hand gegeben, denn nun war Mehemed Ali im Besitz der Tauruspässe und die Türken mußten sich, wenn sie in Aegypten einen Angriff machen wollten, einen Weg durch die von unbotmäßigen Kurdenstämmen bewohnten Landstriche bahnen. Besonders gefährlich wurde der Pforte in der jetzigen Zeitstimmung Mehemed Ali durch seine geheimen Verbindungen mit der alttürkischen Partei; denn er trug immer Sorge, sich äußerlich dem Volke als ein rechtgläubiger Muselmann darzustellen, und mit möglichster Schonung der Vorurtheile der religiösen Fanatiker, von der europäischen Civilisation nur militairische und fiscalische Einrichtungen anzunehmen, die seine Macht als Gewaltherrscher mehrten. Endlich verletzte es den Stolz der Pforte, länger einen Vasallen zu dulden, dessen Macht den alten Thron Osman's in Schatten stellte. Dennoch hatte diese Macht Mehemed Ali's eine ziemlich unsolide Unterlage. Um die äußern Mittel dazu herbeizuschaffen, brauchte er Geldmittel, welche die natürliche Ertragsfähigkeit der von ihm beherrschten Länder weit überstiegen. Seine ganze Regierungskunst bestand darin, daß er durch tyrannische Handelsmonopole und die ärgsten Bedrückungen so viel Geld als möglich aus seinen Ländern zog, um ein kostspieliges Heer und eine kostspielige Flotte erhalten zu können. Dies konnte er wohl ungestraft bei den seit Jahrhunderten in der jämmerlichsten Sklaverei schmachtenden

Fellahs von Aegypten thun; aber die kriegerischen Stämme Syriens fügten sich diesem Drucke nicht so willig, und es war vorauszusehen, daß sie, wenn sie auch nicht auf eigene Hand sich erhöben, jedenfalls im Falle eines Angriffes von Außen sehr unzuverlässige Unterthanen, oder vielleicht gar gefährliche Gegner werden würden.

Von den europäischen Mächten stand nur Frankreich auf Mehemed Ali's Seite. Abgesehen von dem traditionellen Interesse, das es in Folge früherer Großthaten seiner Heere an Aegypten nahm, suchte es einestheils durch die Befestigung Mehemed Ali's in den Ländern, welche den Landweg nach Ostindien beherrschen, England Verlegenheiten zu bereiten, andererseits hatte es sich von jeher als die Vertreterin der römisch-katholischen Interessen im Orient betrachtet und glaubte in Mehemed Ali einen besseren Beförderer seiner Pläne zu finden, als in dem von Rußland, dem Vertreter der griechisch-katholischen Kirche, schon ganz und gar umgarnten Sultan. England hatte längst mit scharfem Blick die Ungesundheit der Grundlagen von Mehemed Ali's Macht erkannt; es fürchtete nicht ihn selbst, wohl aber den fast unbedingten Einfluß, den die Franzosen auf ihn ausübten und die unausbleiblichen Folgen seines aussaugenden Regierungssystems in Syrien und Aegypten, das mit dem gänzlichen Ruin dieser für den englischen Handel so wichtigen Märkte endigen mußte. Rußland konnte dem Aufkommen einer so gänzlich dem französischen Einflusse hingegebenen Macht nicht günstig sein, abgesehen von der Möglichkeit, daß es Mehemed Ali selbst oder den Erben seiner Macht doch noch gelingen konnte, die alttürkische Partei ganz unter sich zu vereinigen und durch ihre fanatische Kraft dem osmanischen Reiche noch einmal momentan Leben einzuflößen. Oesterreich war für den status quo, weil dadurch die Katastrophe, bei der es nur verlieren konnte, wenigstens hinausgeschoben wurde. Preußen, wegen seiner geographischen Lage weniger betheiligt, hielt zu Rußland.

Unter diesen Verhältnissen bereitete sich ein neuer Krieg der Pforte mit Mehemed Ali vor. Eine Vorbereitung dazu war der im Jahre 1834 von Reschid Pascha begonnene Kampf gegen die Kurden, der einen Weg zum Angriff auf den Pascha von Aegypten bahnen sollte. Er galt vornehmlich dem mächtigen Emir von Rewendus, der über 25,000 Mann regelmäßig bezahlter Truppen und den ganzen Landstrich auf dem linken Ufer des Tigris von Kerkud bis Dschesir herrschte. Hauptsächlich durch

Verrath gelang die Ueberwindung dieses Gebirgsfürsten und die folgenden Jahre bis 1839 vergingen nun damit, die türkische Herrschaft in diesen Landstrichen zu befestigen. Mehemed ward es bald klar, daß diese Operationen nur eine Vorbereitung zum Kriege gegen ihn waren und er rüstete sich zur Gegenwehr. Als nun noch die Nachricht kam, daß die Türkei mit England einen Handelsvertrag abgeschlossen, der Mehemed Ali's Monopolwirthschaft, auf der seine ganze Finanzmacht beruhte, ernstlich zu gefährden drohte, so forderte er die erbliche Ueberlassung Syriens. Noch gelang es den Drohungen der europäischen Diplomatie, den Ausbruch eine Zeit lang hinzuhalten; aber empört über die immer frecher werdenden Foderungen Mehemed Ali's, befahl endlich Mahmud Anfang 1839, den Angriff in Syrien zu Lande durch Hafis Pascha und vom Meer aus durch die türkische Flotte unter Achmed Pascha zu beginnen. Er sollte den Ausgang des Kampfes nicht erleben. Die schweren Regierungssorgen der letzten Jahre hatten seine ohnedies von Ausschweifungen aller Art längst zerrüttete Gesundheit vollends zu Grunde gerichtet und er ließ sich sterbend nach dem Landhaus Tschanidscha bei Scutari bringen, wo er am 1. Juli 1839 starb. Er war vierundfunfzig Jahre alt und hatte einunddreißig Jahre lang regiert. Ueber das Verscheiden Mahmud's II. hat man zwei verschiedene Berichte: nach dem ersten und glaubwürdigsten wären am 1. Juli 7 Uhr Morgens der Großwessir Chosrew, der Kriegsminister Ali Pascha und der Oberkammerherr Riza Bei in das Zimmer des Sultans getreten und hätten ihn todt gefunden; nach einer anderen Erzählung wären diese drei Würdenträger, trotz des Verbotes des Kaisers, Jemandem den Zutritt in seine Gemächer zu gestatten, am 30. Juni Abends, weil sie ihn sehr krank wußten, zu ihm gegangen und hätten ihn schon im Todeskampfe gefunden; doch wäre er erst am andern Morgen verschieden. Das ganz unbegründete Gerücht, er sei an Gift gestorben, erwähnen wir nur, weil es den Vorwand zu einem schändlichen Verrath hergab. Der General Achmed Pascha, der das Gerücht wahrscheinlich selbst verbreitet hat, segelte, nicht ohne Mitwissen und geheime Unterstützung des französischen Admirals, mit der ganzen türkischen Flotte nach Alexandrien und lieferte sie Mehemed Ali in die Hände.

Die Ausschweifungen des Sultans hatten in der letzten Zeit selbst seinen geistigen Kräften geschadet. Seit Anfang 1839 war er nicht mehr

derselbe Mensch. Manchmal blieb er niedergeschlagen und träumerisch Stunden lang sitzen, ohne sich zu rühren oder zu sprechen; dann wieder überfiel ihn eine fieberhafte Aufregung, er verließ seine Gemächer und ritt im Freien herum. Aber immer wollte er selbst regieren; er dictirte seine Depeschen und ertheilte Befehle, die er des andern Tages vergessen hatte.

Seiner Gestalt nach war der Sultan mittelgroß und neigte sich der Wohlbeleibtheit zu. Er saß sehr gut zu Pferde und wußte mit großer Würde zu repräsentiren. Sein Gesicht, dessen Züge nichts Ausgezeichnetes hatten, war leicht geröthet und etwas abgespannt; aber der Blick war fest und strahlend und konnte Schrecken einjagen, wenn der Sultan leidenschaftlich wurde und strenge Befehle ertheilte.

Das stolze und drohende Auge Mahmud's II. sprach ganz den Charakter des Sultans aus; sein Hauptcharakterzug war eine gewaltige und ausdauernde Energie. Achtzehn Jahre lang verfolgte er den Plan, die Janitscharen auszurotten und erwartete mit eiserner Geduld den günstigen Augenblick zur Ausführung des großen Staatsstreichs. Einem unumschränkten Herrscher, der über eine Armee gebietet, kann es nicht schwer werden, mit Muth und zähem Haß eine des Kriegs entwöhnte und von dem ganzen Volk verhaßte Prätorianerhorde zu vertilgen. Aber, um die Sitten eines Volkes und namentlich des mohamedanischen umzugestalten, dazu gehören andere geistige Eigenschaften, ein genialer Geist und eine tüchtige Bildung, und diese besaß Mahmud II. nicht. Er hat deshalb sein Volk nur auf unbekannte Bahnen gelenkt, auf denen es ohne Führer herumirrt. Anstatt durch seine Reformen dem Reiche neue Kräfte zu geben, hat er, ohne Neues zu schaffen, nur die demselben noch innewohnenden Elemente der Macht vernichtet.

Von zwanzig Kindern Mahmud's II. lebten nur noch zwei, Abdul Medschid und Abdul Hafis, der Erstere einunddreißig, der Andere sechsundzwanzig Jahre. Ersterer war zum Thronfolger bestimmt; aber bei den bedenklichen Zuständen des Reichs fand man es für gut, den Tod des alten Sultan noch zu verheimlichen, und man feierte noch Feste wegen seiner Genesung, als er schon das Leben verlassen hatte. Erst als die Minister sich gegen alle Möglichkeiten gerüstet, ward der Tod Mahmud's II. und die Thronbesteigung Abdul Medschid's dem Volke verkündet.

Der neue Sultan litt an dem Erbfehler aller türkischen Prinzen: er hatte durch zu frühzeitigen und zu übermäßigen Genuß der Freuden des Harems die Energie seines Geistes und seines Körpers gelähmt, litt an epileptischen Zufällen, und war zwar gutmüthig und gutgewillt, aber auch schwach. Sultan Mahmud hatte ihm auf dem Sterbebette empfohlen, den Weg der Reformen nicht zu verlassen und die ersten Minister, welche der neue Sultan ernannte, zeigten, daß er diesen Empfehlungen nachzukommen gedenke. Der Großwessir Chosrew Pascha war zwar schon achtzig Jahre alt, besaß aber noch große geistige Frische und Thatkraft, und war durch eine langjährige Uebung mit den Staatsgeschäften vertraut. Er war Mehemed Ali's persönlicher Gegner und hatte bei der Ausführung mehrerer Reformpläne des alten Sultans eifrig mitgewirkt. Halil Pascha, der Großseraskier, ein gescheidter, aber falscher und intriguanter Mann, hatte sich von den untersten Stufen bis zu seiner jetzigen Stellung und zum Schwiegersohne Mahmud's emporgeschwungen, und gehörte ebenfalls der Reformpartei an. Ihr Haupt aber war der ganz europäisch gebildete Reschid Pascha, ein Freund westlicher Civilisation und entschiedenster Gegner Rußlands. Er war gerade als Gesandter in Paris abwesend und bis zu seinem Eintreffen übernahm Nuri Effendi die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

In Widerspruch mit den letzten Anordnungen des verstorbenen Sultans zeigte sich der Neue einer billigen Ausgleichung mit Mehemed Ali geneigt, und sprach sich in diesem Sinne gegen die Vertreter der europäischen Großmächte aus. Aber es war zu spät. Schon hatte das Glück der Waffen entschieden. Noch vor dem Tode Mahmud's II., am 24. Juni, waren bei Nisib in Syrien das ägyptische Heer, unter Ibrahim Pascha, und das türkische, unter Hafis Pascha, aufeinandergestoßen. Ersteres siegte vollständig und die türkische Armee löste sich ganz auf, aber auch Ibrahim's Truppen waren so demoralisirt, daß er seinen Sieg nicht weiter benutzen konnte. Aber so gering die directen Folgen des Sieges waren, so groß war der moralische Eindruck, den er machte. Er legte die ganze militairische Ohnmacht der Türkei bloß, und machte es Allen klar, daß sie sich in Zukunft nur durch europäische Hilfe erhalten könne. Die Nachricht von der verlorenen Schlacht traf erst nach dem Tode Mahmud's in Konstantinopel ein, und gab das Signal zu dem schon früher

erwähnten Abfall der türkischen Flotte, die zu Mehemed Ali überging. So sah sich der Sultan mit einem Schlag aller seiner Vertheidigungsmittel beraubt.

Frankreich ging in seinen Beziehungen zur orientalischen Frage von dem abenteuerlichen Gedanken aus, daß, da alle Aussicht, die Türkei selbst zu kräftigen, verschwunden sei, Mehemed Ali auf jede Weise verstärkt werden müsse, damit der mächtig gewordene Vasall seinen Lehnsherrn schützen könne. Daß diese neugeschaffene Macht selbst nur auf sehr verrotteten Grundlagen ruhte, daß nur die rücksichtslose Energie Mehemed Ali's sie aufrechterhielt, verhehlten sich die Franzosen um so lieber, als das ganze Gerüste des neuen Staatsgebäudes französische Schöpfung war. Man übersah ganz, daß der ehrgeizige Pascha von Aegypten in seinen Unabhängigkeitsbestrebungen der Pforte den letzten Todesstoß gab, ohne etwas Lebensfähiges an ihre Stelle setzen zu können.

Englands Interessen waren bei einer Schlichtung der ägyptisch-türkischen Differenz zu nahe betheiligt, als daß es länger es hätte aufschieben können, sich derselben ernstlich anzunehmen. Die drei nordischen Mächte schlossen sich im Allgemeinen seinen Ansichten an, und nur Frankreich hielt sich hartnäckig fern und unterstützte sogar auf die unzweideutigste Weise Mehmed Ali.

Es begannen nun Verhandlungen, die sich sehr lange hinzogen, da England anfangs Frankreich nicht aufgeben wollte; sie führten aber zuletzt doch zu diplomatischer Isolirung dieser letztern Macht.

Ehe wir von diesem wichtigen diplomatischen Ereigniß sprechen, müssen wir wieder einen Blick auf die innere Entwickelung der Türkei zurückwerfen. Der junge Sultan Abdul Medschid stand nicht an, auf dem von seinem Vater betretenen Reformwege weiterzugehen, und kam auf den Gedanken, dem türkischen Staate, gleich andern europäischen, auch eine Constitution zu verleihen. Am 2. November 1839 versammelten sich sämmtliche Große des Reiches, die Häupter der verschiedenen im türkischen Staate vertretenen Religionen, die fremden Gesandten und Consuln und Andere mehr in dem am Marmorameere gelegenen Kiosk von Gülhane, und hier verlas Reschid Pascha die ihm vom Sultan übergebene neue Verfassungsurkunde des türkischen Reiches, die hierauf von dem Sultan selbst und den Würdenträgern des Reiches feierlich beschworen wurde,

und die von dem Orte der Verkündigung dem Namen des Hatti-Scherif von Gülhane erhielt.

Die neue Verfassung war freisinnig und verständig und darauf berechnet, den ärgsten Schäden des Reiches abzuhelfen. Sie versprach drei Punkte: 1) Jedem Unterthan des Reiches Sicherheit seines Lebens, seines Eigenthums und seiner Ehre; 2) eine regelmäßige Vertheilung und Einziehung der Steuern und die gänzliche Abschaffung des schädlichen Systems, die Steuern an Privatpersonen zu verpachten (des Iltisam); 3) die Einführung einer regelmäßigen Rekrutirung mit einer bestimmten Dienstzeit. Leider entsprach dem guten Willen nicht die Kraft, und bei dem geringen Ansehen, das die türkische Regierung in ihren Provinzen genießt, ist der Hatti-Scherif von Gülhane in seinen hauptsächlichen Bestimmungen ein Schatten geblieben. Allerdings entzieht er den Paschas das Recht über Leben und Tod und machte jede Hinrichtung von der Genehmigung des Sultans abhängig. Aber die Paschas haben sich zu helfen gewußt. Angeschuldigte, denen sie nicht wohlwollten, werden einer Gefangenschaft unterworfen, die ihrem Leben bald ein Ende macht, oder man hilft sich durch körperliche Strafen, die, mit einigem Raffinement angewendet, der Todesstrafe gleichkommen. Freilich schreibt das neue Gesetz genau vor, wie viel ein Kadi Stockstreiche ertheilen lassen darf; man hütet sich wohl, diese Zahl zu überschreiten, wiederholt sie aber so oft und in so kurzen Zwischenräumen, daß man den gewünschten Zweck auch auf diese Weise erreicht. Die Abhilfe des Hauptübelstandes, unter dem die Nichtmohamedaner im türkischen Reiche leiden, hat der Hatti-Scherif von Gülhane nicht einmal versuchen dürfen. Denn nach mohamedanischem Gesetz ist das Zeugniß von Ungläubigen vor Gericht ganz ungiltig und der Eid von zwei Moslemin genügt, um dem eines Vergehens gegen den Islam beschuldigten Christen oder Juden das Leben abzusprechen. Da sich diese Einrichtung auf einen Ausspruch des Koran stützt, so durfte der junge Sultan nicht wagen, Hand an dieselbe zu legen, ohne den religiösen Fanatismus der Türken auf das Gefährlichste zu reizen. Der zweite Punkt ist ganz unausgeführt geblieben und das Iltisam blüht noch im ganzen Reiche auf das Schönste, was auch gar nicht anders möglich ist, bevor nicht die ganze Verwaltung von unten auf neu eingerichtet wird; denn gegenwärtig fehlt es der Regierung an jedem

Mittel, die Steuern anders als durch Verpachtung einzuziehen. Der dritte Punkt ist zwar in sofern ausgeführt, als eine regelmäßige Rekrutirung stattfindet, und die Dienstzeit auf vier bis fünf Jahre beschränkt ist; aber weder die militairische Kraft, noch die innere Ruhe des Reiches haben dabei etwas gewonnen. Jeder türkische Unterthan besaß ehedem das Recht, Waffen zu tragen und sich derselben zu seinem eigenen Schutze zu bedienen. Ebenso hatten die Paschas und ihre Unterbeamten das Recht, die ihnen untergebenen Provinzen auf die ihnen am geeignetsten erscheinende Weise zu schützen, und in entlegenen Provinzen und in der Nachbarschaft räuberischer Stämme übten sie eine wahre Schreckensherrschaft aus, die wenigstens die Berechtigung des Erfolgs für sich hatte. Freilich paßte dieses Recht der Selbsthilfe nicht mehr in einen civilisirten Staat, aber ein civilisirter Staat übernimmt dafür die Verpflichtung, überall für ausreichenden Schutz seiner Unterthanen zu sorgen. Die finanziellen Zustände des Reiches machten es aber der türkischen Regierung ganz unmöglich, dieser Verpflichtung nachzukommen und der Hatti-Sherif von Gülhane hat nur bewirkt, daß er den Unterthan, dem er die Waffen genommen hat, jeder Beraubung wehrlos aussetzt, während der Räuber, dessen Bestrafung nur nach gewissen gesetzlichen Formen stattfinden kann, meistens frei ausgeht. Trotz dieser großen Uebelstände machte das neue Gesetz sowohl im Inland als im Auslande den günstigsten Eindruck und man nahm es als ein Pfand an, daß Abdul Medschid ernstlich gewillt sei, die Schäden des türkischen Reiches von Grund aus zu heilen.

Da es nur die Principien der neuen Verfassung feststellte, erhielt es seine eigentliche Ausführung erst durch vervollständigende Verordnungen, die man Tansimat i hairiri, heilsame Anordnungen, nannte.

Die Unzufriedenheit, welche der Hatti-Sherif von Gülhane bei den Alttürken erregte, glaubte Mehemed Ali für sich ausbeuten zu können; aber es gelang ihm nicht, obgleich er durch die Sultanin Walide selbst in der nächsten Umgebung des Sultans nicht ohne Unterstützung war. In Konstantinopel griffen die Minister des Sultans durch, und setzten die gegen sie intriguirenden Hofbeamten der Sultanin Mutter ab; die Großmächte dagegen vermochte das immer keckere Auftreten Mehemed Ali's endlich, ihre alten Eifersüchteleien zu vergessen und einig zusammenzuwirken. Anfangs nämlich hatte sich Rußland ferngehalten, indem es durch das Erscheinen

einer englisch-französischen Flotte — angeblich zum Schutz gegen eine von dem Pascha von Aegypten drohende Ueberrumpelung — argwöhnisch gemacht, auf die Erfüllung des Vertrags von Chunkiar Skelessi, welcher fremden Kriegsschiffen den Eingang in die Dardanellen versagt, drang und dann, als es seine Forderung durchgesetzt hatte, sich weigerte, an einem gemeinsamen Schritt der Großmächte, Mehemed Ali zur Herausgabe der türkischen Flotte zu bewegen, Theil zu nehmen. Da aber mittlerweile die Haltung Frankreichs immer verdächtiger wurde und die beständigen Einfälle, welche Ibrahim Pascha auf das türkische Gebiet machte, der Pforte unerträglich wurden, so traten endlich England und die drei nordischen Mächte ohne Frankreich zusammen und es kam, nach langen Verhandlungen, am 15. Juli 1840 zu dem Abschluß des Londoner Quadrupelvertrags zwischen England, Rußland, Preußen und Oesterreich, an dem sich Frankreich nicht betheiligte. Die Mächte machten sich darin verbindlich, die Integrität der Pforte gegen Mehemed Ali zu schützen und Rußland gab die ihm durch den Vertrag von Chunkiar-Skelessi gewährten wichtigen Concessionen auf, welche die Dardanellen zu einem geschlossenen Meere machten und den übrigen Mächten längst ein Dorn im Auge gewesen waren.

Die nächste Folge dieses für die Pforte günstigen Ereignisses war eine Ministerkrisis in Konstantinopel. Mehemed Ali, beständig als Vertheidiger der Rechtgläubigkeit und Vertreter des alttürkischen Wesens auftretend, wußte den Groll der Altgläubigen über die Einmischung der christlichen Mächte in die innern Angelegenheiten der Türkei zu reizen und fand sogar unerwartete Unterstützung in dem Seraskier, dem intriguanten Halil Pascha, der dafür abgesetzt ward. Dasselbe Schicksal traf wenige Wochen später auch seinen Gegner Chosrew Pascha, ohne daß man weiß weshalb. Sein Nachfolger als Großwessir war der altersschwache und ganz bedeutungslose Rauf Pascha, der alle Regierungsgewalt in die Hände Reschid Paschas übergehen ließ.

Trotz dieser ihm ungünstigen Wendung der Dinge in Konstantinopel und London, fuhr Mehemed Ali fort, seine Unterwerfung hinauszuziehen, obgleich selbst das Ministerium Thiers, dem die diplomatische Isolirung Frankreichs unangenehm war, ihm rieth, sich zu fügen. Er verließ sich auf seine große Militairmacht, obgleich ganz Syrien gegen seinen Sohn

Ibrahim Pascha in Aufstand war und hoffte immer noch auf Unterstützung von der alttürkischen Partei. Deshalb gab er, während er von Betheuerungen seiner Unterwürfigkeit gegen den Sultan überströmte, beständig vor, sein Gewissen erlaube ihm nicht, sich dem Willen der Ungläubigen, der europäischen Mächte, zu fügen. Hartnäckig weigerte er sich, die türkische Flotte auszuliefern.

Des ewigen Hinziehens müde, entschlossen sich die einschreitenden Mächte endlich zum Handeln. Eine vereinigte englisch-österreichisch-türkische Flotte von zweiundzwanzig größeren Kriegsschiffen befand sich bereits in den levantinischen Gewässern. Am 9. September landeten die verbündeten Truppen zwischen Tripolis und Bayruth und riefen die christlichen Maroniten im Libanon zum Aufstand auf, die auch in großen Schaaren herbeiströmten. Aber der englische General Sir Charles Smith, den sich die Türken zum Befehlshaber ausgebeten hatten, zeigte nur geringe Unternehmungslust, und es geschah auf dem festen Lande nichts, bis Commodore Napier mit blos 1200 Mann Saida mit Sturm eroberte, dann auch Bayruth einnahm und den Aegyptern ins Gebirge folgte, wo er sie gänzlich zerstreute. Diese Vorfälle und weniger die Hauptarmee, die unter ihrem neuen Befehlshaber General Jochmus in ihrer alten Unthätigkeit beharrte, bestimmten Ibrahim Pascha, nachdem er noch Saint Jean d'Acre verloren, sich nach Damaskus und dann weiter nach der Landenge von Suez zurückzuziehen. Nun zeigte sich auch Mehemed Ali zur Nachgiebigkeit bereit; aber erst als er am 10. December 1840 seine Unterwerfung ohne alle Bedingungen anbot, ward sie angenommen. Die türkischen Minister hätten ihn jetzt gern ganz vernichtet; aber die europäischen Mächte traten vermittelnd ein. Mehemed Ali behielt den erblichen Besitz Aegyptens, mußte einen jährlichen festen Tribut bezahlen, seine Armee, deren Generäle der Sultan ernannte, reduciren, und die Giltigkeit aller vom Sultan erlassenen Gesetze und von ihm abgeschlossenen Verträge auch für Aegypten anerkennen. Die türkische Flotte wurde natürlich ausgeliefert. So war die Oberherrlichkeit der Pforte über Aegypten wieder hergestellt, aber nicht ohne daß erstere schwere Dankbarkeitspflichten gegen die europäischen Mächte übernommen hatte. Der Wiederhersteller des Reichsfriedens, Reschid Pascha, freute sich jedoch seines Sieges nicht lange. Schon Anfang nächsten Jahres stürzte ihn eine Palast-

intrigue, ohne daß jedoch eine Systemveränderung eintrat; denn sein Nachfolger Rifaat Bei gehörte ebenfalls der Reformpartei an, obgleich er nur geringe Fähigkeiten besaß.

Kaum war jedoch das Verhältniß mit Aegypten geordnet, so brachen in anderen Theilen des Reichs neue Wunden auf. Die Aufstände auf Candia und in der Bulgarei wurden ziemlich rasch unterdrückt; dagegen hatte der Aufstand der Maroniten im Libanon weitgreifende Verwickelungen zur Folge, die noch heute auf die orientalische Frage bestimmend einwirken. Die Bewohner des Libanon hatten von jeher unter der Pforte nur zinspflichtigen Fürsten, genannt Emir El Djebel, Fürst des Gebirgs, gestanden und wurden seit 200 Jahren von dem mohamedanisch-arabischen Geschlecht Schehab regiert, das aber, wie die Mehrzahl seiner Unterthanen, der Maroniten, die christliche Religion angenommen. Der letzte desselben, Emir Beschir, der sich die Herrschaft durch große Grausamkeit gegen seine Familie erworben und durch blutige Härte und treulose Schlauheit behauptet hatte, erklärte sich für Mehemed Ali, sah sich mit in seinen Sturz verwickelt und floh nach Malta.

Frankreich glaubte die Herrenlosigkeit des Libanons benutzen zu müssen, um sich für seine 1840 erlittene diplomatische Niederlage zu entschädigen. Es stützte sich dabei auf seine Rechte als Schutzherr der Römisch-Katholischen im Orient, die es durch Verträge mit der Türkei schon seit Franz I. erlangt habe. Diese Verträge bezogen sich aber blos auf christliche Wallfahrer und auf die zur Hut der heiligen Orte zurückgebliebenen lateinischen Mönche und Priester und die Ausdehnung dieses Schutzrechts auf die Christen im Libanon war nur ein Versuch, den politischen Einfluß Frankreichs auf die Bevölkerung des Orients zu vermehren, eine Prätension, welche die übrigen europäischen Mächte nicht zugeben konnten. Auf ihr Anstiften erklärte die Pforte, daß sie den Christen in Syrien für die Zukunft ihre Privilegien verbürgen, die Abgaben im Libanon auf einen bestimmten Satz reduciren, Jerusalem durch einen eigenen Gouverneur, mit dem besonderen Auftrag, die Ordnung am heiligen Grabe zu überwachen, regieren und die Schehabs wieder einsetzen wolle. Dem mußte Frankreich sich anschließen. Der neue Emir Beschir, genannt el Kassim, ein Neffe des alten, besaß aber nicht die Kraft seines Vorgängers und konnte weder die Drusen, noch die Maroniten, die zwei

Hauptstämme des Gebirgs, die sich durch blutige Vertilgungskriege zerfleischten, in Gehorsam erhalten und die Verwirrung erreichte den höchsten Gipfel, als ein Drusenhäuptling eine zur Verständigung zusammenberufene Versammlung von angesehenen Maroniten treulos überfiel und niedermachte. Es entstand daraus ein langer Bürgerkrieg, in welchem die Drusen meistens im Vortheil blieben.

Mittlerweile war in Konstantinopel abermals eine Ministerveränderung eingetreten. Der schwache Rifaat Bei hatte sich gegen die altnationale Partei, welche die Unterstützung der auf den Sultan einen mächtigen Einfluß ausübenden Sultana Walide genoß, nicht behaupten können. Einer der Häupter der alttürkischen Partei, Isset Pascha, der Warna so tapfer gegen die Russen vertheidigt hatte, ward Großwessir und Sarym Effendi, ein den Europäern entschieden abholder Mann, Minister des Auswärtigen. In der Angelegenheit des Libanon spürte man zuerst diesen Umschwung. Das neue Ministerium wollte der Sonderstellung dieser Provinz durchaus ein Ende machen und ihr lieber einen von der Pforte eingesetzten Statthalter geben, in welchem Plane man auf Unterstützung von Seiten der Bewohner des Libanon hoffen konnte; denn el Kassim hatte unter den Drusen und Maroniten zahlreiche Gegner.

Diese Hoffnung schlug fehl. Nach der Pacification setzte die Pforte einen ungarischen Renegaten, Omer Pascha, als Statthalter im Libanon ein, erregte aber damit sowohl unter den Drusen, wie unter den Maroniten die lebhafteste Unzufriedenheit. Die europäischen Großmächte mischten sich ein, und nach langen Verhandlungen, die der dem europäischen Einfluß abgeneigte Sarym Effendi möglichst hinauszog, ward endlich der Streit dahin abgeschlossen, daß unter einem türkischen Pascha jede der beiden Nationalitäten, von einem aus ihrer Mitte erwählten Häuptling regiert wurde, wobei jedoch die Familie Schehab unbedingt ausgeschlossen blieb.

Wie wenig die Pforte in ihren Grenzprovinzen zu sagen hatte, zeigte sich in der Walachei und in Serbien. Unzufrieden mit der Regierung des Fürsten Ghika hatten sich mehrere Bojaren schon 1842 sowohl in Konstantinopel, wie in Petersburg beschwert. Rußland schickte General Duhamel als Comissar, der mit Beiseitesetzung des türkiichen Vermittlers eingriff und die Absetzung des Hospodars verlangte, und die Pforte mußte sich, wohl oder übel, fügen. Der Candidat Rußlands, Fürst Bibesko,

wurde der Nachfolger des Fürsten Ghika. Noch größer waren die Triumphe Rußlands in Serbien. Dort hatte ein Aufstand, geführt von Wukfitsch und Petronewitsch, den Fürsten Michael Obrenowitsch vertrieben, und den Prinzen Alexander Czerny Georgewitsch an dessen Stelle gesetzt. Rußland behauptete, daß diese Veränderung nicht ohne seine Betheiligung hätte geschehen dürfen, und erlangte auch wirklich, daß Alexander freiwillig abdankte, um unter Rußlands Einfluß wieder gewählt zu werden, und daß die Führer der Revolution verbannt wurden. Diese den Russen günstige Lösung dieser Frage bereitete den Sturz Sfarym Effendi's, der durch den schwachen Rifaat Pascha ersetzt wurde. Die Ausführung des Hatti-Sherifs von Gülhane hatte zunächst eine Reaction im Innern des Reichs zur Folge. Die alttürkischen Fanatiker erregten vielfache Aufstände, und selbst in Konstantinopel ward ein erst zum Islam übergetretener und dann wieder rückfälliger Armenier als Renegat hingerichtet. Namentlich letzterer Vorfall führte zu einem sehr energischen Einschreiten der europäischen Mächte, und die Pforte mußte sich entschließen, die Todesstrafe für Renegaten abzuschaffen.

Im Libanon entstanden jetzt neue Wirren. Die vorgeschlagene Theilung nach den Nationalitäten erwies sich nicht als praktisch; denn es gab Districte mit gemischter Bevölkerung, welche Anlaß zu beständigen Streitigkeiten gaben, und die Entschädigung, welche die Drusen den Maroniten zahlen sollten, fand bei Ersteren entschiedenen Widerspruch. Die Schwierigkeit wurde noch durch die Uneinigkeit der europäischen Mächte vermehrt, von denen Frankreich aus politischen Rücksichten die Maroniten begünstigte, während Rußland und England sich der Drusen annahmen. Die Greuel des Vertilgungskrieges, den beide Nationalitäten gegeneinander führten, wurden so arg, daß die fremden Mächte sich veranlaßt sahen, sich bei der Pforte über die Unordnung im Libanon zu beschweren. Die Pforte, deren erster Minister jetzt der der nationalen Partei angehörende Riza Pascha war, erklärte sich zum Einschreiten bereit, wenn die den Streit beständig schürenden Consuln Frankreichs und Englands sich der Einmischung enthalten wollten. Die Ruhe wurde erst wieder hergestellt, als die türkische Regierung die Gebirgsbewohner entwaffnen ließ, und da dies Entwaffnen nicht ohne Rohheiten und einseitige Begünstigung der mohamedanischen Stämme vor sich ging, so gab dies abermals zu Protestationen

und Noten der europäischen Mächte Anlaß, die zwar keine praktische Folge hatten, aber zeigten, daß die Pforte selbst in ihren innern Angelegenheiten keinen Schritt thun konnte, ohne daß das Ausland sie controlirte.

Dasselbe Verhältniß wiederholte sich bei einem diplomatischen Zwist mit Griechenland, der 1847 zum Ausbruch kam. Die Beschwerden der Pforte gegen die griechische Regierung waren von altem Datum. Schon 1840 hatte der griechische Gesandte Zographos in Konstantinopel einen Handelsvertrag zwischen Griechenland und der Türkei abgeschlossen, dem man in Athen, gegen alle diplomatische Sitte, nachträglich die Ratification verweigerte. Noch mehr erbitterte die Pforte die ziemlich unverhüllte Unterstützung, welche Griechenland 1841 den aufständischen Candioten angedeihen ließ; sie beschwerte sich deshalb bei den Großmächten, welche eine Ausgleichung zu vermitteln suchten. Wirklich wurden die Verhandlungen wegen des Handelsvertrags wieder aufgenommen; aber neue Zerwürfnisse entstanden, als der griechische Minister Kollettis ganz offen für die Unabhängigkeit der unter türkischer Herrschaft befindlichen Griechen wirkte und Raubzüge griechischer Hauptleute auf türkisches Gebiet ruhig duldete. Auch in Athen mischte sich die fremde Diplomatie in den Parteikampf, indem Frankreich Kollettis unterstützte und England die Opposition.

Einer der Häuptlinge, der als Befehlshaber an der Grenze beständig Einfälle auf türkisches Gebiet gemacht hatte, war durch Kollettis' Einfluß Adjutant des Königs Otto geworden. Er wollte nach Konstantinopel reisen, aber der türkische Gesandte Musuros verweigerte ihm sehr natürlich den Paß, weshalb der König dem Gesandten auf einem Hofball öffentlich Vorwürfe machte. Dies ungewöhnliche Verfahren erregte in Konstantinopel den lebhaftesten Unwillen; die Pforte verlangte, daß König Otto ihrem Gesandten Musuros binnen vierundzwanzig Stunden sein Bedauern über diesen Vorfall ausspreche, und drohte, ihn widrigenfalls abzuberufen. Die auswärtigen Mächte suchten zu vermitteln, aber da weder das griechische Cabinet die verlangte Genugthuung geben konnte, noch die Pforte von ihren Forderungen abstand, so kam es zum diplomatischen Bruche zwischen den beiden Höfen, und die Türkei ergriff strenge Maßregeln gegen den Verkehr der hellenischen Unterthanen in der Türkei, indem es dieselben aus den Zünften ausstoßen ließ und ihren Fahrzeugen die Küstenschifffahrt und den Eingang in die Dardanellen verbot. Das

alte Verhältniß wurde erst wieder hergestellt, als nach Kollettis' Tode das neue griechische Ministerium unter Glarakis dem beleidigten türkischen Gesandten durch ein Entschuldigungsschreiben Genugthuung gab.

Während das Jahr 1848 das ganze übrige Europa in wildeste Bewegung setzte, blieb es in der Türkei verhältnißmäßig ruhig. Nur auf die beiden Donaufürstenthümer gewann die Gährung Einfluß. In der Moldau erregte die willkürliche Regierung des Fürsten Stourdza große Unzufriedenheit; mehrere angesehene Bojaren erhoben dagegen Widerspruch und verlangten die Ausführung des von der Pforte gegebenen und von der Schutzmacht Rußland garantirten reglement organique. Der Fürst ließ sie verhaften, und die Güter einiger derselben confisciren. Da der Vertreter Rußlands das despotische Verfahren des Fürsten Stourdza offen begünstigte, so wendeten sich die Verletzten direct an die Pforte, die jedoch nicht wagte, eine den Ansichten Rußlands widersprechende Politik einzuschlagen. Fürst Stourdza regierte nach alter Weise fort, und die widerspenstigen Bojaren wurden nach Kleinasien verwiesen. In näherem Zusammenhang mit der Gährung des Jahres 1848 standen die Wirren in der Walachei. Dort regierte Fürst Bibesko mit Milde und Mäßigung, aber der in Paris gebildete junge Adel schwärmte für eine demokratische Verfassung nach französischem Muster, welche für die patriarchalischen Zustände des Landes wenig paßte. Um sie einzuführen, brach ein Aufstand aus, in Folge dessen Fürst Bibesko das reglement organique abschaffen mußte. Als aber Rußland durch seinen Generalconsul dagegen protestirte, dankte der Fürst ab und die Aufständischen setzten eine provisorische Regierung ein. Rußland betrachtete diese Ereignisse natürlich mit sehr ungünstigen Augen; aber dies war gerade ein Grund für die Pforte, nicht energisch für den vertriebenen Fürsten aufzutreten. Sie setzte die provisorische Regierung ab und ließ durch die Bojaren eine provisorische Statthalterschaft wählen. Diese Milde war nicht nach Rußlands Sinn. Unter dem Vorgeben, es bestehe eine Verschwörung gegen den Fürsten Stourdza, ließ es, trotz der Protestation des Hospodars und obgleich überall im Lande Ruhe herrschte, ein ganzes Armeecorps unter General Duhamel in der Moldau einrücken und forderte die Pforte auf, in der Walachei dasselbe zu thun. Anfangs zögerte die Pforte; aber als der neue türkische Commissar Fuad Effendi in der Ausführung seiner Aufträge, die

provisorische Statthalterschaft aufzulösen, Widerstand fand, mußten doch türkische Truppen in Bukarest einrücken. Nun aber rückten die Russen auch in die Walachei ein und besetzten, trotz des Einspruchs des türkischen Commissars, Bukarest, wo sich General Duhamel mannigfache Eingriffe in die Regierungsbefugnisse der Pforte erlaubte.

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Pforte den ungarischen Aufstand, der ja auch gegen das sie am meisten bedrängende Rußland gerichtet war, gern sah. Andrerseits fand es Rußland gerade deshalb für nothwendig, seine Stellung in den Donaufürstenthümern mehr zu befestigen. Lange sträubten sich die türkischen Minister, bis Kaiser Nikolaus, zur Unterstützung seiner Forderungen, durch einen seiner Flügeladjutanten einen eigenhändigen Brief an den Sultan schickte. Die Pforte mußte sich nun zu dem Vertrag von Baltaliman verstehen, welcher Rußland auf sieben Jahre in den Donaufürstenthümern Rechte zugestand, die denen des Sultans fast gleichkamen und ihm erlaubten, die Donaufürstenthümer militairisch zu besetzen. So groß diese Concession war, zog Rußland doch nicht die Vortheile davon, die es gehofft hatte. Allerdings konnte es von hier aus der ungarischen Revolution einen der schwersten Schläge beibringen; aber daß sein Einfluß auf die Pforte sehr bestimmte Grenzen hatte, zeigte sich am deutlichsten, als nach der Unterdrückung des ungarischen Aufstandes Rußland und Oesterreich gemeinschaftlich die Auslieferung der nach der Türkei geflüchteten Insurgenten verlangten. Selbst die Sendung eines Flügeladjutanten des russischen Kaisers blieb diesmal ohne Erfolg. Die Pforte, energisch unterstützt von England, das ihr sogar im Falle eines Angriffs bewaffnete Hilfe anbot, weigerte sich entschieden, dem Ansinnen der beiden östlichen Mächte zu entsprechen und die beiden Kaiserhöfe mußten ihren Plan, der Pforte eine neue Demüthigung zu bereiten, fehlschlagen sehen. Die Flüchtlinge wurden anfangs internirt und durften sich später nach England und Amerika begeben.

In Aegypten sah sich die Pforte 1849 von ihrem Hauptfeind Mehemed Ali befreit. Er erkrankte schon im Anfang des Jahres 1848 so sehr, daß sein Sohn Ibrahim Pascha die Regierung übernehmen mußte. Da aber dieser noch vor dem Vater, im November 1848, starb, so kam nach dem im August 1849 erfolgenden Tode Mehemed Ali's dessen



Enkel Abbas Pascha zur Regierung. Er übernahm die Regierung unter denselben Bedingungen, wie sein Vorgänger; das heißt er hatte zwar eine Flotte und ein Heer, mußte aber die von der Pforte für das ganze Reich erlassenen Gesetze anerkennen.

Abbas Pascha besitzt nicht die Energie seines Großvaters und seines Vaters, wohl aber alle ihre Laster, und da Mehemed Ali die Kräfte Aegyptens auf das Aeußerste gespannt hat, so ist das Land so erschöpft, daß es seinem Herrn nicht mehr dieselben Mittel zum Widerstand wie früher hergiebt. Dennoch versuchte Abbas Pascha, eine Ausnahmestellung unter den der Pforte zinspflichtigen Staaten zu behaupten, indem er die Einführung des Tansimat, welcher die im Hatti-Sherif von Gülhane aufgestellten Principien verwirklichen sollte, verzögerte. Auf die Aufforderung des Sultans, zur Ausführung der neuen Gesetze zu schreiten, gab er zur Antwort, daß Aegypten nach denselben nicht regiert werden könne; vor allem wollte er an dem Recht über Leben und Tod festhalten, das er zur Erhaltung seines Ansehens für nothwendig erklärte. Einen Augenblick lang dachte er sogar an Widerstand; da ihn aber selbst Frankreich im Stiche ließ, so kam 1852, diesmal ohne Einmischung der europäischen Mächte, ein Vertrag zwischen der Pforte und Abbas Pascha zu Stande, in dem sich Letzterer zur Annahme des Tansimat bereit erklärte, wogegen ihm die Pforte auf sieben Jahre das Recht zugestand, noch sieben Jahre die Todesstrafe in allen Fällen, wo sie die Familien der Ermordeten als Blutrache verlangten, zu verhängen. Die Anwendung des Tansimat stieß noch in mehrern andern Provinzen des Reichs auf Widerstand. Der Hatti-Sherif von Gülhane war vervollständigt worden, indem man Gemeinde- und Provinzialräthe eingerichtet, die Befugnisse der allzumächtigen Paschas auf mehrere Personen vertheilt, ein neues Strafgesetzbuch und sogar die Ministerverantwortlichkeit eingeführt hatte. Auch schaffte man das Gesetz ab, welches den Christen verbietet, vor Gericht Zeugniß gegen Moslemin abzulegen. Am heftigsten sträubte sich Bosnien gegen die Ausführung dieser Neuerungen. Dort bestehen noch mächtige Feudalherren, die Beis, welche seit langer Zeit gewohnt sind, auf Kosten der katholischen Bevölkerung zu leben und kein Gesetz, als das des Säbels, anzuerkennen. Der Pascha ist nur ein Schatten. Um diesem Ausnahmezustand ein Ende zu machen, benutzte die Pforte die Zusammenziehung ihrer Truppen an der

Donau, in Folge der Besetzung der Walachei durch Rußland und schickte unter dem Renegaten Omer Pascha eine Armee nach Bosnien, um dort geordnete Zustände einzuführen. Die Beis griffen sofort zu den Waffen und die Pforte konnte erst nach blutigem Kampfe siegen. Sieben Beis waren geblieben, vier nach Oesterreich geflohen; sieben wurden gefangen nach Konstantinopel gebracht. Das Land, der tyrannischen Regierung seiner Feudalherren entledigt, ließ sich gern die Einführung der Rekrutirung und das neue Steuerwesen gefallen.

Bosnien war nicht die einzige Provinz, welche den neuen Reformen Widerstand leistete. Die halbnomadische Bevölkerung um Aleppo in Syrien murrte schon über die Einführung der neuen Steuern und der Rekrutirung, als die Ungeschicklichkeit eines Paschas die Unzufriedenheit zum Ausbruch brachte. In Aleppo lebte ein gewisser Abdulla, der bei dem Volke für einen Heiligen galt und sehr großen Einfluß auf dasselbe hatte. Abdulla schuldete der Regierung eine Summe Geld und da er sie nicht bezahlen konnte, warf ihn der Pascha, ohne auf seine Popularität Rücksicht zu nehmen, ins Gefängniß. Abdulla aber rief die mohamedanische Bevölkerung zu einer friedlichen Demonstration zusammen, die in Plünderung gegen die Christen ausartete, die der Pascha nicht zu unterdrücken verstand. Die Centralregierung mußte eingreifen und die Unterdrückung des Aufstandes gelang erst, als die Pforte Kerim Pascha und Murad Pascha (dem zum Muhamedanismus übergetretenen General Bem) abschickte, die 600 von den Aufrührern tödteten und nun den Tansimat in seiner ganzen Strenge zur Anwendung brachten. Jedoch sind diese Siege, welche die Türkei im Jahre 1850 über ihre aufrührerischen Provinzen feierte, nur vorübergehende geblieben. Gegenwärtig ist dort die Unordnung wieder so groß wie je und noch 1852 widerstanden die Drusen mit Glück den Versuchen der türkischen Regierung, das neue Rekrutirungsgesetz bei ihnen einzuführen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Streit wegen der heiligen Orte. — Der Aufstand Montenegros. — Intervention Oesterreichs. — Sendung des Grafen Leiningen. — Sturz Reschid Paschas. — Reaction im Innern. — Die Revolution in der Türkei. — Innere Verfassung und Verwaltung. — Die tributairen Provinzen. — Elemente des Verfalls.

Hatte die Türkei im Jahre 1851 den Forderungen Oesterreichs und Rußlands auch glücklich widerstanden, so kam es dafür in dem folgenden Jahre zu diplomatischen Conflicten, die ihr große Verlegenheiten bereiteten. Den Versuch, fremden Dampfschiffen die Fahrt im Bosporus zu verwehren, sowie die Nichtanerkennung der in Paris für die Regierung abgeschlossenen Anleihe übergehen wir als minder erheblich, um uns gleich zu den beiden wichtigsten Fragen zu wenden: Der Frage wegen der heiligen Orte und der Differenzen mit Montenegro.

Die Verhandlungen über die heiligen Orte waren höchst langwierig und sind erst vor wenigen Tagen zum Abschluß gekommen. Frankreich regte diese Frage zuerst 1851 von Neuem an und stützte sich in seinen Reclamationen auf die zwischen Franz I. und Suleiman dem Prächtigen abgeschlossenen Capitulationen, sowie auf den Hatti-Sherif Achmed's von 1690. Dieser verordnet die Zurückgabe der von den Griechen in Besitz genommenen heiligen Orte an die Lateiner. Die Capitulation von 1740, die neueste, welche Frankreich erlangt hat, spricht den Römisch-Katholischen ebenfalls das Besitzrecht über die heiligen Orte zu; aber keins dieser Documente zählt sie namentlich auf, und keines spricht den ausschließlichen Besitz der sämmtlichen Orte den Römisch-Katholischen zu. Ueber die Grenzen des Besitzes beider Kirchen ist von jeher Streit gewesen und unleugbar ist es, daß sich die Griechen, in Folge einer Feuersbrunst im Jahre 1808, wo sie auf ihre Kosten die Ausbesserung der beschädigten Gebäude übernahmen, bedeutende Uebergriffe erlaubt haben. Sie sind durch ihre große Anzahl und durch ihren Reichthum begünstigt und werden bei der Pforte stets von Rußland unterstützt. Als Frankreich 1851 sich wegen Wiederherstellung der alten Rechte der Lateiner an die Pforte wendete, erklärte diese, daß der Hatti-Sherif von 1690 noch giltig sei. Frankreich betrieb jedoch die Sache

nicht mit besonderer Lebhaftigkeit und während sein Gesandter in Konstantinopel die Forderungen formulirte, erklärte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris den türkischen und russischen Gesandten, daß Frankreich an dieser Angelegenheit nicht viel liege und daß eine solche Kleinigkeit zu keinem Bruche führen könne. Die türkische Regierung, die es am liebsten beim Alten lassen wollte, und die auch Rußland aufmunterte, den Forderungen Frankreichs nicht nachzugeben, nahm diese Zusicherung des französischen Ministers gern an. Später gewann jedoch das französische Cabinet eine andere Ansicht von der Wichtigkeit dieser Frage und betrieb sie mit größerer Energie. Dennoch machten bis zum December 1851 die Verhandlungen nur langsame Fortschritte und kamen zu keinem bestimmten Ergebniß. Die türkische Regierung hatte die Ulemas zu Rathe gezogen. Die Ulemas sprachen sich ganz in der Weise aus, wie sich der Divan schon längst geäußert hatte, erkannten an, daß das Recht auf Seite Frankreichs sei, glaubten aber nicht, daß man den thatsächlichen Zustand werde abändern können. Man hatte Commissionen aus Mitgliedern beider Bekenntnisse gebildet, die sich aber ebenfalls nicht verständigen konnten. Frankreich verlangte acht heilige Orte: 1) die große Kuppel um die Kirche des heiligen Grabes; 2) die kleine Kuppel um das Grab Christi; 3) den Stein der Salbung; 4) die sieben Bogen der heiligen Jungfrau; 6) die große Kirche von Bethlehem; 7) den Altar der Geburt; 8) die Grotte der Verkündigung. Die Frage zog sich bis Ende Januar 1853 hin. Aber die neugeschaffene kaiserliche Regierung in Frankreich wünschte ihren Antritt durch einen diplomatischen Sieg zu feiern und drängte den Divan so sehr, daß er sich den Forderungen Frankreichs fügte. Diese Concession, die voraussichtlich in Petersburg große Unzufriedenheit erregen mußte, hatte zur Folge, daß der Großwessir Reschid Pascha diesem hohen Amte entsagen und sich mit dem Vorsitz im Staatsrath begnügen mußte.

Man glaubte anfangs, sein Sturz sei ein zur Beschwichtigung Rußlands gebrachtes Opfer. Auch glaubte man, daß die Cabinetsveränderung und die Uebertragung des Großwessirats auf Rauf Pascha eine Veränderung in der Politik nach sich ziehen werde; aber Reschid Pascha übernahm kurz darauf wieder seine alte Stelle und man bemerkte bald, daß die Frage der heiligen Orte noch nicht definitiv abgeschlossen sei. Während man

auf der einen Seite anzeigte, daß eine mit Schlichtung der streitigen Ansprüche beauftragte Commission nach Jerusalem reisen solle, erlangte die griechische Kirche als Trost einen Firman, welcher die den Katholiken gewährten Rechte bedeutend einschränkte, indem er den Griechen erlaubte, in der Kapelle des Oelbergs zweimal jährlich Messe halten zu dürfen, was den Römisch-Katholischen nur einmal gestattet ist. Auch wurden die Rechtsansprüche der Griechen auf den Besitz des heiligen Grabes anerkannt. Aber auch hier benahm sich die Pforte ebenso zweideutig, wie ungeschickt. Sie wollte es weder mit Frankreich, noch mit Rußland verderben und ertheilte zwar den Firman, weigerte sich aber, ihn in Jerusalem öffentlich bekanntzumachen. Erst Ende 1852 fand die feierliche Vorlesung in Jerusalem auf das Andringen Rußlands statt, womit jedoch die Sache noch nicht beigelegt war, denn die Griechen glaubten, es sei Frankreich zuviel nachgegeben worden und führten lebhaft Beschwerde. Dennoch ruhte diese Sache bis zur Sendung des Fürsten Menzikoff nach Konstantinopel, welche gegenwärtig die Türkei in eine so bedrängte Lage gebracht hat.

Der kleine Staat Montenegro, der thatsächlich von der Türkei unabhängig ist, obgleich die Pforte diese Unabhängigkeit nie anerkannt hat, steht unter der Herrschaft seines Bischofs oder Vladika's aus der Familie Niegosch, der sich seinen Nachfolger selbst auswählt. Da aber nicht immer in der Familie Niegosch ein Bischof vorhanden ist, so muß der designirte Nachfolger oft erst in den geistlichen Stand treten und sich zum Bischof weihen lassen, was nicht innerhalb des Landes, sondern nur in Oesterreich oder Rußland geschehen kann. Peter I. hatte sich noch in Oesterreich weihen lassen, aber Peter II. hatte sich nach Rußland gewendet, und seit jener Zeit ist der russische Einfluß in Montenegro so alleinherrschend geworden, daß man diesen kleinen Staat als einen drohend gegen das westliche Europa geschobenen Posten betrachten konnte. Dieses Verhältniß blieb sogar unter dem neuen Vladika Daniel Petrowitsch, obgleich er seine Jugend in Wien verlebt hatte, und Oesterreich darauf die Hoffnung setzte, seinen Einfluß in Montenegro überwiegend zu machen. Daniel Petrowitsch reiste im Frühling 1851 nach Petersburg, begleitet von zwei montenegrinischen Senatoren, um sich von dort die Bestätigung seiner Würde zu holen.

Die Montenegriner sind ein tapferer, slavischer Hochländerstamm, der es nicht sehr genau mit dem Eigenthum seiner Nachbarn nimmt. Sehr häufig machten sie Raubeinfälle auf türkisches Gebiet, und der benachbarte Pascha von Scutari versuchte nur selten, sie dafür zu bestrafen, da sie in ihren unwegsamen Gebirgen unangreifbar waren. Der Großwessir Mohamed Ali Pascha wollte zwar nichts von den liberalen Ideen seines gestürzten Nebenbuhlers Reschid Pascha wissen, wohl aber befolgte er dieselbe Centralisationspolitik, welche die einzelnen Provinzen des Reiches sich fester unterzuordnen strebte. Jetzt beschloß er, sie auf Montenegro anzuwenden, das ihm durch die Wegnahme der kleinen Festung Zabeljak auf türkischem Gebiet Anlaß zum Kriege gegeben hatte. Obgleich Fürst Daniel schon am 25. December 1852, auf Anrathen Oesterreichs, die eroberte Veste wieder räumte und also der Anlaß zum Kriege eigentlich weggefallen war, beschloß die Pforte doch, die Feindseligkeiten fortzusetzen und ihre ausgedehnten Rüstungen zeigten, daß es auf nichts Geringeres, als auf die gänzliche Unterjochung Montenegros abgesehen war. Der Muschir (Feldmarschall) Omer Pascha, der sich schon in Bosnien und Syrien als ein kräftiger Bekämpfer aufrührerischer Bevölkerungen gezeigt hatte, wurde mit einem Heere von 40 – 50,000 Mann gegen Montenegro geschickt, die albanesische Küste wurde in Blokadestand erklärt, und die türkischen Streitkräfte rückten von drei Seiten gegen Montenegro vor. Nach den bis jetzt zu uns gelangten Nachrichten haben sich die türkischen Truppen in diesem Feldzug nicht mit Ruhm bedeckt; aber selbst ungeachtet der Schwierigkeiten des Terrains und der Tapferkeit der Montenegriner würde ihre Ueberlegenheit doch zuletzt den Sieg davon getragen haben, wenn nicht Oesterreich geglaubt hätte, hier eine günstige Gelegenheit zu haben, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Es schwebten schon seit einiger Zeit diplomatische Verhandlungen zwischen Oesterreich und der Pforte und ersteres hatte schon am 7. Januar 1853 durch seinen Geschäftsträger Herrn von Kletzl dem Divan eine Note überreichen lassen, in welcher es verschiedene Beschwerden über Beeinträchtigungen österreichischer Unterthanen in der Türkei, über die Bedrückungen von Christen in Bosnien, über die Anstellung ungarischer Flüchtlinge und Anderes mehr, erhob und Abhilfe verlangte. Der Divan versuchte, nach seiner gewöhnlichen diplomatischen Taktik, die Sache in die Länge zu ziehen, sodaß Ende Januar

wirklich noch kein Abschluß in Aussicht stand. Da traf ganz unerwartet am 30. Januar auf dem österreichischen Kriegsdampfer Croazia der Feldmarschallieutenant Graf Leiningen als außerordentlicher Gesandter in Konstantinopel ein, und überbrachte ein Ultimatum seiner Regierung. Er bot die Vermittlung Oesterreichs in den montenegrinischen Händeln an, verlangte aber, daß Omer Pascha mit seinen Truppen das Land räume, und der status quo wiederhergestellt werde. Ferner verlangte er, daß die Pforte ihre, den vertragsmäßigen Rechten Oesterreichs widerstreitenden Ansprüche auf die Küstenstrecken bei Klek und Sutorina, zwei kleinen Häfen, welche die Verbindung zwischen dem dalmatinischen Meerbusen und Bosnien und der Herzegowina vermitteln, aufgebe. Endlich forderte er von der Türkei die Ausweisung oder Internirung der polnisch-ungarischen Flüchtlinge und Geldentschädigung für verschiedene Benachtheiligungen, welche österreichische Unterthanen in der Türkei erlitten hatten. Er stellte eine kategorische Frist bis zum 7. und dann bis zum 12. Februar und drohte mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Die Pforte wandte sich in ihrer Noth an die Vertreter der übrigen Großmächte, aber Herr von Lavalette fühlte sich noch gekränkt, daß er mit seinen Forderungen in Bezug auf die heiligen Orte vor Rußland hatte zurücktreten müssen, und England hatte in Oberst Rose nur einen Stellvertreter für seinen auf Urlaub abwesenden gewöhnlichen Gesandten Lord Redcliffe in Konstantinopel. Beide waren nicht allzu eifrig, zudem für den unvorhergesehenen Fall ohne Vollmacht, und ihr Versuch, vermittelnd einzuschreiten, blieb daher ohne Erfolg. Oesterreich, durch eine Note von St. Petersburg unterstützt, setzte alle seine Forderungen durch, und bevor noch Graf Leiningen nach Wien zurückgekehrt war, begann Omer Pascha schon seinen Rückmarsch aus Montenegro. Damit war der Krieg gegen den tapfern Hochländerstamm beendigt, und Oesterreich hatte einen glänzenden diplomatischen Sieg erfochten.

Im August 1852 trat in der innern Politik des türkischen Reiches eine Veränderung ein, die auch auf die äußern Verhältnisse zurückwirkte. Reschid Pascha, das Haupt der Reformpartei, fiel in Ungnade; sein Sohn, der mit der Tochter des Sultans verlobt war, ward aus dem Staatsrathe entfernt und alle seine Anhänger nach und nach ihrer Stellungen entsetzt. Die alttürkische Partei kam wieder zur Herrschaft, und der Tanſimat wurde

abermals beseitigt, indem die Statthalter der Provinzen fast in der alten Ausdehnung das Recht über Leben und Tod, und das Recht, Beamte nach Belieben ein- und abzusetzen, zurückerhielten, wodurch namentlich die christlichen Unterthanen der Pforte benachtheiligt wurden, die sich von Neuem der Willkür alttürkischer fanatischer Statthalter schutzlos preisgegeben sahen. Dadurch entstand nicht nur eine große Gährung im Innern des Reiches, sondern die Beschwerden der Christen droheten, den europäischen Großmächten auch neue Veranlassung zu geben, sich in die innern Angelegenheiten der Türkei zu mischen.

Wir schließen unsere Darstellung mit einer kurzen Uebersicht der statistischen Verhältnisse und der innern Verfassung des türkischen Reiches. Nach der letzten Zählung im Jahre 1844 zählte die europäische und asiatische Türkei 31,550,000 Einwohner; dazu kommen noch in Afrika 3,800,000 Aegypter und Tuniser, was für das ganze Reich eine Bevölkerung von 35,350,000 ergiebt. Diese Bevölkerung theilt sich aber wieder in nicht weniger als dreizehn verschiedene Nationalitäten. Osmanen sind in Europa blos 1,100,000; die übrigen 10,700,000 wohnen in Asien. Nach der herrschenden Nationalität kommen die Slaven. Man schätzt sie auf 7,200,000 Seelen, die dem illyrischen Stamme angehören, welcher Oesterreich, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Krain, Istrien, Kärnthen und Steyermark bewohnt. Die türkischen Slaven haben die Bulgarei, Bosnien, Serbien und Montenegro inne; sie sind von allen Nationalitäten der europäischen Türkei die zahlreichste und die lebenskräftigste. Die Araber können auf 4,700,000 Seelen geschätzt werden. Ihnen zunächst an Zahl kommen die Rumänen in der Moldau und Walachei mit 4,000,000. Von gleicher Nationalität mit ihnen sind die Bewohner des russischen Bessarabiens und in Oesterreich die der Bukowina, und eines Theils von Siebenbürgen und des östlichen Ungarns. Die Armenier belaufen sich auf 2,400,000, wovon über 400,000 auf Europa kommen. Die Griechen schätzt man auf 2,000,000, die sich gleichmäßig auf die europäische und auf die asiatische Hälfte des Reiches vertheilen. Die Arnauten oder Albaneser, die sich selbst Skipetare nennen, mögen etwa 1½ Millionen Seelen sein. Einige halten sie für die Nachkommen der alten Thrazier, die während der Völkerwanderung vom

schwarzen Meer in die Gebirge am Rande des adriatischen Meeres zurückgedrängt worden wären; aber sie sind in Wirklichkeit nur halb Griechen und halb Slaven. Nun kommen noch die Kurden (eine Million), Tataren (230,000), die Syrier, Maroniten und Jakobiten, (210,000), Juden (170,000), Turkomanen (90,000), Drusen (25,000), Chaldäer (25,000). Der Religion nach rechnet man 20,500,000 Mohamedaner, 13,730,000 Griechisch-Katholische und 900,000 andere Katholiken; der Rest besteht aus Juden. Diese Bevölkerung liefert eine Armee von 280,000 Mann, von der jedoch nur die Hälfte der activen Armee angehört.

Der Padischah, dem Namen nach unumschränkter Herr, regiert durch den Großwessir, nach dem Koran und dessen Commentaren und nach dem Kanun Nameh, den von den verschiedenen Sultanen erlassenen Verordnungen. Da die Bestimmungen des Koran sehr vag sind, so entscheidet in zweifelhaften Fällen das Oberhaupt der Ulemas, oder der Religions- und Gesetzgelehrten, der Scheik El Islam, oder Großmufti, durch einen Fetwa. Inwiefern das neue, Hatti-Sherif von Gülhane genannte Gesetz die Macht des Sultans beschränkt, ist schon früher erwähnt worden.

Nach der neuen Einrichtung der Verwaltung stehen unter dem Ministerrathe zehn Verwaltungsräthe, deren Vornehmster der oberste Rath ist, der zugleich Staatsrath, Cassationshof und höchster Gerichtshof ist. Die andern Behörden sind: die Commission für den öffentlichen Unterricht, der Oberkriegsrath, der Artillerierath, der Admiralitätsrath, der Rechnungshof, die Räthe für die Landwirthschaft, die Bergwerke, die Polizei, und für die mit dem Militairwesen in Verbindung stehenden Fabriken. Der höchste Gerichts- und Appellationshof ist in zwei Kammern, für Rumelien und Anatolien, getheilt, an deren Spitze die beiden Heerrichter oder Kadiasker stehen. Außerdem sprechen noch zweiundzwanzig Appellationshöfe, deren jeder mehrere Provinzen umfaßt, unter dem Vorsitz eines Mollah, Recht. Gewöhnliche Gerichtshöfe giebt es vierundneunzig. An der Spitze der Friedens- oder Polizeigerichte in den Districten oder Gemeinden steht ein Naib oder Substitut.

Für die Verwaltung ist das ganze Reich in fünfunddreißig Statthalterschaften und diese wieder in 142 Provinzen und 1320 Districte

getheilt. Neben den Provinzialbehörden besteht ein Provinzialrath, zusammengesetzt aus dem Gouverneur, dem Steuereinnehmer, dem Bischof oder Rabbiner in christlichen oder jüdischen Provinzen, einem Abgeordneten der christlichen Gemeinden und einer gewissen Anzahl von den Einwohnern gewählten Abgeordneten. Die Districte werden von einer Art Unterpräfecten unter Mitwirkung der Notablen verwaltet und die Gemeinden genießen sehr ausgedehnte Freiheiten und stehen unter einem von den Einwohnern gewählten Vorstand Kodschi-Baschi. Die Vertheilung und Erhebung der Steuern geschieht gemeinschaftlich durch die Localbehörden der Provinzen des Districts und der Gemeinde.

Sehr verschieden sind die verfassungsmäßigen Verhältnisse der einzelnen Provinzen zur Centralregierung. Tunis, Aegypten, die drei Donaufürstenthümer: Serbien, die Moldau und Walachei und Montenegro haben ihre eigene Verfassung; sie regieren sich selbst nach ihren eigenen Gesetzen, zahlen aber einen Tribut. Tunis und Montenegro sind thatsächlich ganz unabhängig. Serbien wird von einem auf Lebenszeit erwählten Fürsten, Alexander Georgewitsch, regiert. Er theilt seine Gewalt mit einem auf Lebenszeit ernannten Senat und eine von allen Bürgern erwählte Versammlung controlirt die Regierung. Die Moldau und Walachei stehen unter Hospodaren, die seit 1821 aus der Reihe der einheimischen Bojaren auf sehr verschiedene Weise gewählt worden sind. Anfangs ernannte sie die Türkei direct; dann ernannten sie die Türkei und Rußland gemeinschaftlich auf Lebenszeit, dann wurden sie wieder zu Wahlfürsten und jetzt sind sie, kraft des Vertrags von Balta-liman zwischen Rußland und der Pforte, vom 16. Juni 1849 an auf sieben Jahre eingesetzt. Fürst der Moldau ist Gregor Ghika, Fürst der Walachei Stirbey. Beide Fürsten regieren mit Hilfe eines Ministeriums und einer Nationalmiliz. Die Fürstenthümer haben ihre eigenen Gesetzbücher und Gesetze, auf welche Rußland während der Occupation von 1832—34 großen Einfluß gehabt hat.

Das ist in flüchtigen Umrissen die innere Verfassung des türkischen Reiches und seiner Provinzen. Man hat versucht, durch den Hatti-Sherif von Gülhane den Geist der Reform in dieselben einzuführen, aber wir haben bereits gesehen, wie sehr derselbe bloßer Buchstabe geblieben ist,

und wie wenig er hat thun können, um den Verfall des Reichs aufzuhalten.

Wenn man im Innern des türkischen Reiches reist, so erblickt man in der Ferne Häuser, Schlösser, Städtemauern, die in der ganzen Frische der Neuheit glänzen, und man glaubt, reizende Kioske, unüberwindliche Festungen zu sehen. Sowie man aber näher kommt, verschwindet das Scheinbild wie ein Wüstenphantom. Alle diese Bauten sind nur Ruinen, die weiß übertüncht sind, um wie neue zu erscheinen; die Häuser sind verlassen; die Schlösser bestehen nur aus Trümmerhaufen; die Städte sind verödet; üppiges Unkraut wächst auf den Straßen, und das einzige Geräusch, welches man vernimmt, rührt von einem morschen Steine her, der sich unter unserm Fuße loslöst; gleich Pompejis der Wüsten des Orients sind diese Städte ihrer Einwohner beraubt, die als einzige Spuren ihres Daseins nur offene Gräber und umgestürzte Tempel zurückgelassen haben.

Das ist das traurige, aber wahrhafte Bild der gegenwärtigen Türkei. Einige Kriegsschiffe, außer Stand, einen ernsthaften Kampf zu bestehen, liegen im Bosporus. Unvollständige und schlecht ausgerüstete Regimenter, die die zu höheren Instructionen dienenden europäischen Offiziere tödtlich hassen, und deren einheimisches Officiercorps im höchsten Grade unwissend und demoralisirt ist, exercieren auf der Ebene vor Daud Pascha. Aber vor dem Feinde haben sie bis jetzt noch nichts als Niederlagen erlebt, und haben weder in ihre eigene Kraft, noch in die neuen Künste Vertrauen, die man sie lehrt. Schulen, wo man Menschen improvisirt, die weder Christen noch Moslemin sind, werden mit großen Kosten in Konstantinopel unterhalten. Auf der Seite der Neuerer wenig mehr als leichtfertiges Dilettantenwesen, die ganze, noch übrige Kraft der Nation dagegen auf der Seite der Altgläubigen, die mit um so wilderem Trotze an den alten morsch gewordenen Einrichtungen festhalten, und in jeder Art der heilsamsten Neuerung ein Verbrechen gegen die Religion sehen, an der sie mit fanatischer Gluth festhalten. Die Hälfte des unermeßlich fruchtbaren Bodens liegt aus Mangel an Händen oder an gutem Willen unbebaut da; der Staatsschatz kann seine Gläubiger nicht mehr befriedigen; das baare Geld ist so verschlechtert, daß es nur mit Wider-



willen genommen wird; das Vertrauen in den Bestand des Staates ist verloren, der Handel zu Grunde gerichtet und die Industrie ohne alle Bedeutung. So ist es mit einer Macht bestellt, welche die beiden ersten Militairstaaten, Rußland und Oesterreich, zu unmittelbaren Nachbarn hat und welche die Schlüssel des Orients nicht nur vor Rußland, der größten Landmacht, sondern auch vor England, der ersten Seemacht bewahren soll. Wie wenig sie im Stande ist, diese Rolle länger zu erfüllen, wird wahrscheinlich schon die nächste Zukunft zeigen.

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.





